Mark Sutherland,

oder:

Die Wege der Vorsehung.

Original-Roman

von

August Schrader,
Verf. von „Die Braut von Louisiana"; „Die Götzen der Leidenschaften"; „Die Ideale der Liebe"; „Der Todescandidat"; u. s. w., u. s. w.

Stereotyp-Ausgabe.

Zweiter Theil.

Leipzig, 1857.
G. H. Friedlein.

Inhaltsverzeichniss.

Mark Sutherland.

1. Das Café-royal.

Fünf Jahre sind seit den Ereignissen verflossen, die wir im ersten Theile unserer Erzählung berichtet haben.

Wir führen den Leser in ein Kaffeehaus, das unweit des Hafens von Marseille in einer sehr belebten Straße liegt. Dieses Kaffeehaus ward meist von Seeleuten, und vorzüglich von Schiffskapitainen, Maklern und Agenten besucht. Das Café-royal galt für das beste des Hafenstadttheils, aber die Aristokratie vermied es, um nicht mit den derben Seemenschen zusammenzutreffen, die nicht selten in ihrer frohen Laune die Decenz überschritten.

Vater Loustalot — so hieß der Besitzer des Kaffeehauses — bot seinen Gästen nicht nur einen vortrefflichen Kaffee und Thee, sondern auch einen vortrefflichen Grog und Punsch. Diese beiden letztern Getränke hatten seinen Ruhm begründet. Von Morgens früh bis Abends spät sah man durstige Leute in den Räumen seines Hauses.

Es war im September, Morgens gegen elf Uhr, als ein Mann das Café-royal betrat, der sich durch seine elegante Toilette vor den übrigen Gästen auszeichnete. Folgen wir diesem Manne, der grüßend an dem Büffet vorübergeht, zugleich Kaffee mit Kuchen bestellt, und dann den kleinen, elegant eingerichteten Salon betritt. Der Salon geht nach einer breiten, wenig belebten Straße hinaus und wird von den Gästen aufgesucht, die sich mit dem Lesen der Zeitungen unterhalten wollen.

Sobald der Mann den Salon betreten hatte, legte er Hut und Stock ab, ergriff ein Zeitungsblatt, setzte sich an eins der mit rothen Gardinen geschmückten Fenster, und begann zu lesen, ohne sich um eine Gruppe junger Leute zu kümmern, die sich durch Dominospiel und Gespräch unterhielt.

Ein Kellner brachte dem zuletzt angekommenen Gaste den Kaffee.

Die Uhr über dem Kamine schlug elf.

Kaum waren die Schläge verklungen, so trat ein großer, dicker Mann ein, dessen Gesicht wie Purpur glühete. Keuchend blieb er an der Thür stehen, und übersah die Gäste. Sein Purpurgesicht verklärte sich zu einem freundlichen Lächeln, als er unsern Mann erblickte, der behaglich seinen Kaffee schlürfte. Er schien ihn hier aufgesucht zu haben. Nachdem er Hut und Stock abgelegt, näherte er sich ihm.

„Guten Morgen, mein Freund!"
„Ah, Herr Janin!"
„Bin ich pünktlich?"
„Wie die Morgenröthe."
„Ein Mann hält sein Wort."
„Nehmen Sie Platz. Was trinken Sie?"
„Ich habe mir ein Glas Grog bestellt!" antwortete Janin mit seiner tiefen Baßstimme. „Ich bin ein alter Seemann und kann die Schiffsgewohnheiten nicht ablegen. Nun," fügte er hinzu, „ich werde diesen Gewohnheiten wohl treu bleiben bis zum Grabe."

Der Kellner brachte den Grog. Herr Janin ergriff sofort das Glas und schlürfte von dem dampfenden Getränke. Er wollte seine Zufriedenheit mit der Bedienung Vater Loustalot's aussprechen, der Andere aber verhinderte ihn daran durch die Frage:

„Bringen Sie mir heute gute Nachricht?"
„Ob eine gute Nachricht, mein Freund, weiß ich nicht; aber ich bringe eine bestimmte."
„Lassen Sie hören!"

Herr Janin holte ein großes Cigarrenetui aus der Tasche seines blauen Rockes, zog eine Cigarre heraus, zündete sie an, und blies große Rauchwolken durch das Zimmer.

„Verzeihung," murmelte er, „ich erzähle besser, wenn ich meine Manilla dazu rauchen kann. Ah, so ein alter Schiffskapitain ist ein Dampfer von Fleisch und Bein!"

Der Dicke machte noch einen Zug aus seinem Glase, dann begann er:

„François Renaud befindet sich seit zwei Jahren auf Reisen. Sein Schiff — die Aphrodite kommandirt er nicht mehr — wird diesen Herbst zurück erwartet; man sagte es mir in dem Comptoir des Handelshauses, dem er gegenwärtig dient."

„Wann vermuthet man die Ankunft des Schiffes?"

„Ja, mein lieber Freund, der Herbst ist lang, Ostindien ist weit und eine Menge Hindernisse können die Reise verzögern — wir sind im September — im November und Dezember laufen noch Schiffe in den Hafen ein. Wollen Sie den Kapitain durchaus sprechen, so müssen Sie sich einige Monate in Geduld fassen. Uebrigens ist es auch möglich, daß die Sidonia — so heißt sein Schiff — morgen, übermorgen, in einer Woche, in einem Monate eintrifft."

„Gut, so lassen wir den Kapitain!" sagte der kleine elegante Mann, indem er mit der weißen, aristokratischen Hand die Haare seiner braunen Perrücke kräuselte. „Hätte man mir auf dem Polizeibüreau den Aufenthalt der Familie des Kapitains angeben können, so würde ich mich längst an seine Frau gewendet haben."

„Es ist sehr natürlich, daß Ihnen das Polizeibüreau Nichts sagen kann."
„Warum?"
„Weil es Nichts weiß, mein lieber Freund!" rief lachend der Dicke.
„Das ist freilich ein sehr triftiger Grund."
„Die Familie des Kapitains Renaud hat Marseille verlassen."
„Verdammt!" murmelte der kleine Mann. „Ich gäbe zehn Napoleons darum, wenn ich wüßte, wohin sie sich gewendet."
„Topp! Für diese Summe sollen Sie es sogleich erfahren!" sagte Janin, indem er seine feiste Hand über den Tisch streckte.

„Ich halte mein Wort. Sagen Sie mir, was Sie wissen!“

Der Elegant holte seine schwere Stahlbörse, durch deren Maschen die Goldstücke blinkten, aus der Tasche, und legte sie auf den Tisch. Dann sah er Janin an, dessen graue Augen Feuer sprüheten.

„Freund,“ murmelte er, „Sie wissen, daß ich Ihnen gern zu Diensten stehe, und es bedurfte wahrlich dieses Versprechens nicht, um mich zum Eifer anzuspornen; aber da Sie, der reiche Mann, mir dieses Anerbieten machen — —“

„Ohne Umstände, Kapitain! Sie haben mir Ihre Zeit geopfert, und es ist billig, daß ich Sie entschädige. Der Dienst, den Sie mir und der Familie Renaud leisten, ist kaum zu bezahlen.“

Janin trank den Rest seines Glases, und reichte es dem vorübergehenden Kellner. Dann flüsterte er:

„Die Familie des Kapitains Renaud wohnt seit einem Jahre in Avignon! Sie hat sich still und heimlich entfernt, und daher kommt es, daß Ihnen die Behörde keine Auskunft geben konnte.“

„Still und heimlich?“ fragte der kleine Mann, dessen ganze Aufmerksamkeit rege geworden zu sein schien. „Kennt man den Grund?“

„Nein!“

„Aber aus welcher Quelle haben Sie diese Nachricht geschöpft?“

„O, wir Schiffsmakler erfahren Alles, was wir erfahren wollen!“ antwortete Herr Janin triumphirend. „Sie wissen, daß ich lange vergebens nach François Renaud forschte. Diesen Morgen gehe ich über den Hafendamm, um in dem Zollhause ein Geschäft abzumachen, da begegnet mir ein alter Bedienter in kostbarer Livree. Der Kerl bleibt stehen, und gafft mich an. Ich glaubte, meine auffallende Corpulenz habe seine Aufmerksamkeit erregt, und er wolle sich ein wenig über mich lustig machen — deshalb bleibe ich stehen, und frage ihn barsch: Was will Er, Kerl? Warum gafft Er mich an, als ob ich ein ausländisches Thier wäre? — Da ruft diese alte Bedientenseele: Wahrhaftig, ich habe mich nicht getäuscht, Sie sind der Kapitain Janin! — Aber wer bist Du? frage ich. — Mein Gott, kennen Sie mich denn nicht mehr? sagte der Bediente, indem er seinen betreßten Hut abnahm, und mir einen haarlosen, glänzenden Schädel zeigte. Ich sah mir den Burschen näher an, und erkannte endlich einen alten Matrosen, der früher mit mir einige Reisen nach Westindien gemacht hat, und später, wie ich wußte, von dem Kapitain Renaud engagirt worden war. Nun fragte ich Jean — so heißt nämlich der alte Kerl, — um Alles, was ich wissen wollte, und so erfuhr ich denn über unsern Kapitain Renaud, daß er für das Haus R. auf Reisen gegangen sei, diesen Herbst aber zurückerwartet werde. Beiläufig erzählte er mir auch, Madame Renaud wohne mit ihren sieben oder acht Kindern in Avignon. — Warum hat sie Marseille verlassen? fragte ich. Der Alte zuckte die Achseln und sagte: Die arme Frau — sie ist in aller Stille abgereis't! — Mehr konnte ich nicht erfahren, mir blieb nicht einmal so viel Zeit, den Alten zu fragen, in wessen Diensten er stehe, denn eine prachtvolle Equipage fuhr vorbei, und Jean setzte sich neben den Kutscher, der dieselbe Livree wie er trug, auf den Bock. Der glänzende Wagen rasselte davon, und ich hatte das Nachsehen. Element, hätte mich meine Corpulenz nicht abgehalten, ich wäre ihm nachgelaufen. Nun, ich tröstete mich, denn ich wußte ja vor der Hand genug. Als der Wagen verschwunden war, ging ich in das Comptoir, das mir der alte Jean genannt hatte, um nachzufragen: er hatte

mir die Wahrheit gesagt. Soviel steht also fest: François Renaud ist auf dem Meere, und seine Frau wohnt in Avignon."

Der Kleine sah den Dicken an, als ob er der Erzählung nicht so ganz glaubte. Auch zögerte er, die zehn Napoleons auszuzahlen.

„Was gedenken Sie zu thun?" fragte der ehemalige Schiffskapitain, der kaum den Augenblick erwarten konnte, wo er in den Besitz der Goldstücke gelangen würde.

„Wenn ich nur wüßte, ob man sich auf diese Nachrichten verlassen könnte."

Herr Janin blies eine dichte Rauchwolke durch das Zimmer.

„Wie," rief er, „glauben Sie, daß ich Ihnen die Unwahrheit gesagt habe?"

„Das nicht, mein Freund, denn ich halte Sie für einen aufrichtigen Menschen; aber jener Bediente, der mit der Equipage davon fuhr, und Sie, seinen frühern Kapitain, auf der Straße stehen ließ, dieser Bediente kann gelogen haben."

„Sicherlich nicht, mein werther Freund!" murmelte der Kapitain, den das Mißtrauen des kleinen eleganten Mannes zu beleidigen schien. „Ich habe dem alten Jean früher einmal eine Gefälligkeit geleistet, für die er mir Zeit seines Lebens zu Danke verpflichtet ist. Und wäre dies auch nicht der Fall, so wüßte ich keinen Grund, der ihn veranlassen könnte, mir ein Mährchen aufzubinden. Was liegt daran, ob ich weiß, wo sich der Kapitain Renaud befindet, oder ob ich es nicht weiß? Er ist ein Ehrenmann, und hat wahrlich nicht nöthig, seinen Aufenthalt zu verschweigen."

Janin leerte sein Glas, und setzte es mit Heftigkeit auf den Tisch.

In diesem Augenblicke hörte man das Rasseln eines Wagens in der Straße. Zugleich rief einer der jungen Männer, der dem Fenster zunächst saß:

„Ah, Alfred, Deine Lady wird erscheinen!"

Die Dominospieler sprangen auf, und traten an das Fenster.

„Das ist ihr Wagen!" sagte der Eine.

„Welche herrlichen Vollblutpferde!" meinte der Andere. „Das ist das schönste Gespann in Marseille!"

„Die Livree der Leute ist reich und geschmackvoll!"

„Lady muß ein enormes Vermögen besitzen!"

„Ohne Zweifel! Wer ein solches Haus unterhalten kann — —"

„Wie schade, daß sie in ihrem schönen Hause wie in einem Kloster lebt! Sie empfängt und macht keine Besuche."

„Hat man nichts Näheres über sie erfahren?" fragte ein eleganter junger Mann, dessen Interesse an der Lady das größte zu sein schien.

Es erfolgte keine Antwort. Alle im Zimmer Anwesenden standen an den Fenstern. Auch der Kapitain Janin und sein Freund hatten sich erhoben. Man betrachtete mit Spannung die Thür eines großen, eleganten Hauses, das dem Café gegenüber lag.

„Was ist das?" murmelte Janin seinem Freunde zu.

„Nun?" fragte dieser.

„Der alte Jean steht dort an der Thür — jetzt zieht er den Hut. Wahrhaftig, es ist Jean — sehen Sie, wie seine große Glatze leuchtet! Das ist dieselbe Livree — Braun mit Roth und Gold!"

In diesem Augenblicke erschien eine schwarz gekleidete Dame in der

Thür des gegenüberliegenden Hauses. Es war unverkennbar, daß sie trauerte. Trotzdem aber war ihr Gesicht frisch und heiter. An der Hand führte sie einen Knaben von sechs bis sieben Jahren. Der alte Jean öffnete den Wagenschlag, und half ehrerbietig der Dame einsteigen. Dann ergriff er den Knaben mit beiden Händen, und ließ ihn in den Wagen springen. Jean schloß den Schlag, schwang sich auf den Bock, der Kutscher hieb auf die Pferde, und die glänzende Karosse flog wie ein Pfeil durch die Straße. Nach wenigen Augenblicken war sie verschwunden.

„Eine reizende Frau!" hörte man ausrufen. „Wie schön sie ist in der Trauertoilette!"

„Sie scheint nur durch die Toilette zu trauern," meinte ein Zweiter; „ihr rosiges Gesicht lächelte wie das einer frohen Braut."

„Lady ist ohne Zweifel eine lachende Wittwe."

„Ah, dort kommt Papa Loustalot, er kann uns wohl Näheres über die junge Dame sagen!"

Der Wirth, ein behäbiger, schon bejahrter Mann, trat in den Salon. Die jungen Leute zogen ihn an ihren Tisch und bestürmten ihn mit Fragen über seine schöne Nachbarin.

„Ich weiß nicht viel von der jungen Dame, obgleich sie schon ein ganzes Jahr meine Nachbarin ist," antwortete Papa Loustalot. „Das Haus da drüben ist das Hôtel des Generals Dürand, der vor zwei Jahren gestorben ist. Ob die junge Dame das große Gebäude, dessen Hinterfront wir hier sehen, gemiethet oder gekauft hat, kann ich nicht sagen. Soviel aber steht fest, daß sie es allein bewohnt. Von ihrem alten Diener, der nicht selten Kuchen holt, wahrscheinlich für den reizenden Knaben, erfuhr ich, daß die Dame eine Amerikanerin ist und Lady Sutherland heißt. Nun wissen Sie Alles, meine Herren, was ich weiß!"

Bei dem Namen Sutherland zuckte der kleine Freund des Kapitains Janin zusammen. Um seine Aufregung zu verbergen, ergriff er die Tasse und schlürfte den Rest des Kaffee's langsam ein. Dann ging er im Zimmer auf und ab.

Die Gesellschaft der jungen Leute hatte sich entfernt. Die beiden Freunde befanden sich allein in dem Salon.

„Kapitain," rief der Kleine, indem er sich an den Tisch zurücksetzte, „ich bitte, nehmen Sie Platz."

Janin hatte bereits Hut und Stock ergriffen, und wollte sich entfernen. Es war nicht zu verkennen, daß ihn der Argwohn des kleinen Mannes verletzt hatte. Trotzdem aber folgte er der Einladung; die mit Goldstücken gefüllte Börse, die sein Freund wieder hervorzog, machte ihn gefügig.

„Sind Sie böse, Kapitain, daß ich Ihnen Einwendungen gemacht habe? Ich wollte Sie nicht kränken; es handelte sich nur darum, größere Gewißheit zu erlangen."

„Ich war Kapitain, mein lieber Freund, und ein Schiffskapitain ist ein Mann von Wort!"

„Soll ich den Beweis liefern, daß ich Ihrem Worte glaube?" fragte der Kleine mit einem feinen Lächeln.

„Nun?"

„Nehmen Sie diese zwanzig Napoleons für Ihre Bemühungen."

„Zwanzig Napoleons?"

„Weigern Sie sich, so muß ich annehmen, daß Sie mir, eines Mißverständnisses wegen, zürnen."

„Gut, ich will das Mißverständniß gelten lassen!“ rief Janin, indem er dem Andern die Hand reichte.

„Nehmen Sie!“

Der Kapitain strich die Goldstücke ein.

„Danke!“ murmelte er dabei.

„Sind wir nun wieder gute Freunde?“

„Ja; aber unter einer Bedingung.“

„Nennen Sie mir diese Bedingung.“

„Seit einem Monate kennen wir uns, und Sie haben mir noch nicht einmal Ihren Namen und Ihren Stand genannt. Man weiß doch gern, wer der Freund ist, dem man sich anschließt.“

„Gewiß, Kapitain, und ich nehme keinen Anstand, Ihnen zu sagen, daß ich der Doctor Pietri bin, ein Arzt, der im Interesse der Wissenschaft sich auf Reisen befindet. Man hat mir ein Empfehlungsschreiben an den Kapitain Renaud gegeben, und aus diesem Grunde erkundigte ich mich nach seiner Familie. Sie sagen, daß diese Familie sich gegenwärtig in Avignon befindet —“

„So sagte der alte Jean, der es genau wissen kann!“

„Diese Andeutung genügt mir, um sofort die Reise nach Avignon anzutreten.“

„Werden Sie nach Marseille zurückkehren?“

„Ich hoffe es. Damit ich Sie sogleich auffinden kann, bitte ich Sie, mir Ihre Adresse zu geben.“

Janin holte eine Karte aus seinem Portefeuille und überreichte sie dem Doctor. Dieser las:

„„Clermont Janin, Schiffsmakler. Marseille, Rue Rossignole, 56.““

„Gut,“ sagte er dann; „sobald ich Marseille wieder betrete, suche ich Ihre Wohnung auf.“

„Doctor, Sie werden bei mir wohnen!“ rief der Schiffsmakler. „Ich bin Junggeselle, habe weder Weib noch Kind, aber ich habe eine Haushälterin, die es an Nichts fehlen läßt. Ich biete Ihnen ein freundliches Zimmer und eine Gastfreundschaft an, wie sie ein sechzigjähriger Junggeselle gewähren kann. Also abgemacht — Sie sind später mein Gast.“

„Es gilt, ich nehme Ihr Erbieten an!“ sagte lächelnd der Doctor.

„Und wann gedenken Sie zurückzukehren?“

„Je nachdem! In acht, vierzehn Tagen — vielleicht auch später noch; in letzterm Falle aber erhalten Sie einen Brief von mir.“

Die beiden Freunde verließen das Kaffeehaus. An der nächsten Straßenecke trennten sie sich. Der Kapitain Janin eilte nach Hause, um seine zwanzig Napoleons zu verschließen; der Doctor Pietri betrat sein Hôtel, um sein Zimmer auf einen Monat zu miethen. Kaum befand er sich allein, so holte er einen Brief aus seinem Portefeuille und begann hastig zu lesen.

„Lady Sutherland!“ flüsterte er lächelnd und mit blitzenden Augen. „Der Name ist der rechte, und wenn der Teufel nicht sein Spiel treibt, muß auch die Person die rechte sein. Der Knabe, der mit ihr in den Wagen stieg, ist ohne Zweifel Zoë's Kind und der Erbe des Herrn Saint-Ange, folglich mein Nebenbuhler um ein Vermögen von zehn Millionen Francs! Aufgepaßt, Pietri, die große Stunde hat geschlagen. Lady Sutherland ist aufgefunden, ich brauche den Kapitain Renaud nicht mehr!“

2. Der Bettler. In der Oper.

Pietri war eigentlich Arzt, er hatte Medicin studirt und sein Examen glücklich bestanden. Bei der Menge von Aerzten, die in Frankreich heilen und tödten — wie überall, — wollte es dem jungen Doctor in seiner Vaterstadt Ajaccio auf Corsica nicht gelingen, sich eine Praxis zu erwerben, die ihm erlaubte, ein anständiges und bequemes Leben zu führen. Dazu kam noch, daß er ein schönes junges Mädchen leidenschaftlich liebte, daß er glaubte, wiedergeliebt zu sein, und daß die Verheirathung mit dem Gegenstande seiner leidenschaftlichen Liebe von dem Erfolge seiner Kunst abhängig gemacht wurde. Die Eltern der Braut wollten nur dann ihre Einwilligung geben, wenn der Bräutigam ihr eine anständige, gesicherte Existenz bieten konnte. Aber der junge Mann hatte Unglück: zwei Patienten aus angesehenen Familien starben bei seiner Behandlung, und ältere und erfahrene Aerzte sprachen laut die Behauptung aus, der junge Pietri habe durch falsche Mittel ihren Tod herbeigeführt. Der junge Arzt verlor das Vertrauen, man rief ihn nicht mehr an das Bett der Kranken, und bald fehlte es ihm, da er kein Vermögen besaß, an Subsistenzmitteln. Unter solchen Umständen konnte er nicht daran denken, sich mit der Geliebten zu verheirathen. Es fehlte der schönen Mathilde nicht an Verehrern, sie verlor die Geduld, auf das Wiedererscheinen von Pietri's Glücksstern länger zu warten, und reichte ihre Hand einem jungen Kaufmanne, der in Ajaccio ein blühendes Geschäft besaß. Pietri war der Verzweiflung nahe, er sah sich nicht nur der Hoffnung auf Erwerb, sondern auch der Geliebten beraubt. In seiner Vaterstadt litt es ihn nicht länger: er ließ sich als Schiffsarzt zu einer Reise nach den Antillen engagiren.

So kam er nach Martinique, aber in einem trostlosen Zustande. Der Schmerz über den Verlust der Geliebten, der Zorn über das tückische Geschick, das ihn verfolgte, und die Anstrengungen der langen, gefahrvollen Reise hatten ihn völlig aufgerieben. Er sollte Andern helfend die Hand reichen, und bedurfte selbst der Hülfe. Todtkrank brachte man ihn an das Land. Herr Saint-Ange, dessen Geschäft damals emporzublühen begann, hörte von dem armen jungen Manne, und da das Schiff, mit dem der Kranke gekommen war, die Genesung desselben nicht abwarten konnte, so nahm der mitleidige Kaufmann ihn in sein Haus, ließ ihn verpflegen, und stellte ihn, als er genesen war, in seinem Comptoir an.

Pietri wußte seine Stellung auszufüllen. Ehe drei Jahre vergangen, war er die Seele des Handlungshauses Saint-Ange. Als Arzt hatte er Unglück gehabt, als Kaufmann hatte jedes seiner Unternehmen den glücklichsten Erfolg. Der Chef des Hauses kannte den Schatz, den er in Pietri besaß, und schenkte ihm sein ganzes Vertrauen.

Den herben Verlust, den der junge Mann in seiner Vaterstadt erlitten, konnte er so leicht nicht vergessen. Mathilde, die ihn zu lieben vorgegeben, hatte ihn schmählich betrogen. Weil er arm war, weil ihn das Unglück verfolgte, hatte sie ihn verlassen und einem Reichen die Hand gereicht! Dieser Gedanke erfüllte ihn mit einem bittern Grolle und verhärtete sein Gemüth. Pietri dachte nur daran, sich zu bereichern, da ihn die Erfahrung gelehrt, daß mit dem Reichthume Alles in der Welt zu erlangen sei, selbst die Liebe der Frauen. Mathilde's Untreue hatte in ihm den Grund zu einer Philosophie gelegt, die der Leser beurtheilen kann, wenn

er die Handlungen dieses Mannes betrachtet. Pietri's Gemüth hatte sich mit der Zeit so verhärtet, daß er vor keinem Mittel zurückbebte, um zum Zwecke zu gelangen, und der Zweck seines Lebens war: Erwerben, und durch Reichthum herrschen. Jetzt standen ihm zehn Millionen in Aussicht, nur ein Knabe, das Kind einer Sklavin, trennte ihn davon. Der legitime Erbe dieses Vermögens, der arme Denambuk, war bereits von der Hand des gemüthlosen Pietri gefallen — würde er zurückbeben, wenn es galt, einen Knaben zu beseitigen?

Pietri war in seinem zweiundzwanzigsten Jahre nach Martinique gekommen, achtzehn Jahre war er in dem Hause Saint-Ange gewesen, und fünf Jahre waren seit der Auflösung desselben verflossen — er stand jetzt also in dem sechsundvierzigsten Jahre.

Von jeher eitel, hatte er stets die größte Sorgfalt auf seine Toilette verwendet, und dabei besaß er Geschmack in der Anordnung derselben. Eine braune Perrücke verdeckte das schon ergrauende Hauptthaar, so daß er um zehn Jahre jünger aussah, als er war.

Nachdem er den Posten als Intendant aufgegeben, hatte er, wie wir wissen, den Doctortitel wieder angenommen.

Der Doctor hatte richtig gerechnet: der Kapitain Janin kam nicht mehr in das Café-royal, seit er seinen Freund verreis't wußte. Dafür aber saß der Doctor stundenlang an dem Fenster, das dem Hôtel Dürand gegenüber lag.

Von seinem Beobachtungsposten aus sah Pietri täglich, daß Lady Sutherland um zwölf Uhr mit dem Knaben in den Wagen stieg, und davon fuhr. Um zwei Uhr kehrte sie gewöhnlich zurück.

Länger als acht Tage hoffte Pietri vergebens, daß ihn der Zufall mit der Dame in Verbindung bringen solle — da verließ ihn die Geduld, und er sann auf Mittel, eine Annäherung herbeizuführen, ohne sich zu erkennen zu geben.

Das Fenster in dem Kaffeehause bot ihm weiter keine Vortheile, als daß es ein Beobachtungsposten für die Spazierfahrten der Lady war. Pietri nahm die Hauptfaçade des Hôtels in Augenschein. Sämmtliche Fenster im Erdgeschosse des imposanten Gebäudes waren fest mit Läden geschlossen, und die große Thür von Eichenholz ward nur dann geöffnet, wenn die Glocke gezogen wurde. Auf dieses Zeichen erschien ein Portier von wahrhaft herkulischem Körperbau, und empfing die Person, die Einlaß begehrte.

Es lag dem Doctor vorzüglich daran, zu erfahren, ob Lady Sutherland wirklich dieselbe sei, von der Kapitain Renaud in seinem Briefe sagte, daß sie sich des Kindes der Sklavin angenommen habe. Zwar hatte Janin gesagt, daß der alte Jean in der Livree der Lady früher Matrose gewesen sei, und es ließ sich hieraus der Schluß ziehen, sie stehe zu François Renaud in Beziehung; aber Pietri war ein Mann der Gewißheit. Ehe er handelte, wollte er sicher sein, daß er es mit der rechten Person zu thun habe. Der Doctor besaß bereits ein nicht unbedeutendes Vermögen, und deshalb standen ihm alle Mittel zu Gebote, deren Anwendung ihm nöthig erscheinen sollte. Er bedurfte eines Helfershelfers; wo aber sollte er eine Person finden, auf die er sich verlassen konnte? Der Kapitain Janin war zwar geizig und erwerbssüchtig; aber, wie ihn Pietri kennen gelernt hatte, zeigte er einen loyalen, offenen Charakter, der zu solchen Plänen nicht paßte. Außerdem auch war der dicke Mann zu unbeholfen.

Der sonst so scharfsinnige Pietri befand sich diesmal in großer Verlegenheit.

Eines Abends ging er auf dem Cours spazieren.

Der Cours ist eine sehr breite, mit Bäumen besetzte Straße, welche den neuen Stadttheil von dem alten trennt; er dient den Bewohnern von Marseille zur Promenade und ist, vorzüglich in der Dämmerung, mit Menschen angefüllt.

Da ward Pietri von einem Bettler angeredet, der sein ganzes Interesse fesselte.

Dieser Bettler war ein Mann von vielleicht dreißig Jahren; sein Gesicht, von einem schwarzen, krausen Barte umgeben, war bleich, aber schön. Die Augen glüheten wie Kohlen unter den dichten Brauen. Das lange Haar hing schlicht bis auf die Schultern herab. Sein Wuchs war schlank und kräftig. Die Kleidung dieses Menschen bestand aus grauen Drellhosen und aus einer verschossenen Blouse, die über den Hüften durch einen breiten Ledergürtel mit großer Messingschnalle zusammengehalten ward. Die nackten Füße staken in großen, schweren Schuhen.

„Verzeihung, mein Herr," sagte der Bettler mit wohlklingender Stimme, indem er höflich seine alte Ledermütze zog — „Verzeihung, wenn ich es wage, Sie um ein Almosen zu bitten!"

Pietri, den die Art und Weise der Annäherung frappirte, blieb stehen, und sah dem Manne in das Gesicht. Seinem Scharfblicke konnte es nicht entgehen, daß sich in diesem bleichen Gesichte mehr Verzweiflung als Kummer aussprach.

„Sie fordern ein Almosen?" fragte er.

„Ich bitte darum, damit ich eine Herberge für die Nacht bezahlen kann."

„Wieviel bedürfen Sie dazu?"

Der Bettler lächelte. Dann gab er zögernd zur Antwort:

„Einen Franc, mein Herr!"

„Das ist wenig."

„O, es ist wenig," antwortete der Fremde mit schmerzlicher Bitterkeit; „aber ich besitze auch dies Wenige nicht!"

„Hier ist ein Franc!"

Pietri warf eine Münze in die Mütze des Bettlers.

„Tausend Dank, mein Herr!"

Er wollte sich entfernen.

„Halt!" rief der Doctor.

Der Bettler wandte sich zurück.

„Ich stehe zu Diensten, mein Herr!"

„Ihr Vermögen besteht jetzt aus einem Franc?"

„Ja, mein Herr."

„Also aus der Summe, die Sie nothwendig brauchen, um ein Nachtlager zu bezahlen?"

„Sie reicht gerade aus, daß ich mich satt essen und in einem Bette schlafen kann — ein Glück, das ich lange nicht genossen habe!" fügte der Bettler seufzend hinzu. „Für heute sind alle meine Wünsche befriedigt."

„Und was beginnen Sie morgen?"

„Morgen! Morgen!" rief der Bettler in einem seltsamen Tone. „Ein Mensch, wie ich, lieber Herr, darf so weit nicht denken, wenn er seinen Verstand behalten will. Ich lebe wie das Thier von einer Mahlzeit zur andern — freilich sind die Zwischenräume oft sehr lang, und es wandelt

mich nicht selten die Lust an, in das Land zu reisen, wo es Nektar und Ambrosia unentgeltlich giebt — aber ..."

„Warum fahren Sie nicht fort?" fragte der Doctor, der langsam seinen Spaziergang wieder begonnen hatte.

Der Bettler setzte die Mütze auf den Kopf, und ging neben ihm her. Es war indessen so dunkel geworden, daß sich Pietri seines Begleiters nicht zu schämen brauchte. Da Beide außerdem in einer wenig betretenen Seitenallee gingen, erregten die Spaziergänger durchaus kein Aufsehen.

„Mein Herr, ich bin nicht feig," fuhr der Bettler fort, „meine Hand bebt wahrlich nicht zurück, das Pistol auf meinen eigenen Schädel abzudrücken — aber da ich dadurch, daß ich mir das Lebenslicht ausblase, gewissen Leuten eine Gefälligkeit leiste, ziehe ich es vor, dem Elende und dem Jammer dieses Lebens trotzzubieten."

„So ist Ihr Leben gewissermaßen eine Rache?" fragte Pietri, indem er seinen Begleiter erstaunt ansah.

„Man kann es dafür nehmen!"

„Ich bewundere Ihre Energie, mein Bester! Sie scheinen früher in guten Verhältnissen gelebt zu haben."

„Nicht allein in guten, in sehr glücklichen Verhältnissen, mein lieber Herr! Ermessen Sie demnach, wie drückend mir meine gegenwärtige Lage ist! Ehe ich mir erlaubte, Sie anzureden, bat ich eine Dame sehr demüthig um ein Almosen — sie wandte sich zu dem Bedienten, der ihr folgte, und sagte: Jage den unverschämten Bettler fort, sein Anblick ist mir widerwärtig! Der betreßte Knecht, an dessen grünem Rocke Goldknöpfe erglänzten, hob die Faust, und gab mir einen Schlag auf die Schulter. Wie gern hätte ich den Elenden erwürgt, und das alte geputzte Weib dazu; aber in der Mitte der Straße zog eine Patrouille von Polizeisoldaten vorüber, und ich war gezwungen, den empfangenen Schlag wie ein Hund abzuschütteln. Gleich darauf kamen Sie, und ich machte die Erfahrung, daß der Mann mitleidiger ist, wie das Weib. O, was sage ich denn? Ich machte nicht erst die Erfahrung, sondern es bestätigte sich die Erfahrung zum zehnten, zum hundertsten Male, daß die Frauen Teufel in menschlicher Gestalt sind. Und sich das Leben nehmen, um einem solchen Teufel gefällig zu sein, wäre eine Thorheit, die zu vermeiden ich alle Mittel anwenden werde, die mir zu Gebote stehen. Mein Herr, ich bettele, um diese alte Maschine im Gange zu erhalten! Glauben Sie mir, es ist heute das erste Mal, daß ich meine Hand nach einem Almosen ausgestreckt habe; es ist mir blutsauer geworden!"

Der Bettler zog ein Tuch hervor, und trocknete sich die Stirn — vielleicht auch die Augen, denn die letzten Worte hatte er mit zitternder Stimme gesprochen.

Pietri ging eine Zeit lang schweigend neben seinem Begleiter. Plötzlich blieb er stehen, und sagte:

„Ist es Ihnen unmöglich, das Leben anders zu fristen, als durch Betteln? Haben Sie es nicht versucht, sich Arbeit zu verschaffen?"

„Mein Herr," antwortete der Bettler, „es lag mir daran, Marseille zu erreichen. Bietet sich mir hier eine Gelegenheit, zu erwerben, so ergreife ich sie mit Freude; aber in Marseille muß ich bleiben, denn diese Stadt war das Ziel meiner furchtbaren Reise. Hätte man mir unterwegs die einträglichste Stelle angeboten, ich würde sie ausgeschlagen haben. Nun bin ich hier, und ich schäme mich keiner Verrichtung. Mein Herr, können

Sie etwas für mich thun, o, so beschwöre ich Sie, nehmen Sie sich meiner an! Machen Sie mich zu Ihrem Diener, zu Ihrem Knechte — ich werde ein bereitwilliges Werkzeug Ihres Willens sein, wenn ich nur nicht gezwungen bin, zu — betteln!"

Man war bei einer Straßenlaterne angekommen. Der Laternenwärter hatte so eben seine Leiter angelegt, um das Gas anzustecken. Der Doctor blieb neben dem großen Eisenkandelaber so lange stehen, bis die Flamme das Gesicht des Bettlers beleuchtete. Er sah ein bleiches, hageres Gesicht; aber schöne, fast geistreiche Züge. Es war nicht zu verkennen, daß er es mit keinem gewöhnlichen Bettler zu thun hatte.

„Sie wollen arbeiten, mein Freund?"

„Mit allen meinen Kräften und Fähigkeiten."

„Nennen Sie mir Ihre Fähigkeiten."

„Ich bin Franzose, bin aber der englischen und französischen Sprache gleich mächtig. Ich korrespondire in beiden Sprachen, und habe mir eine gute Handschrift zu eigen gemacht."

„Das läßt sich hören. Haben Sie sich einem Stande besonders gewidmet?"

„Dem Kaufmannsstande. Ich war acht Jahre Procurist eines französischen Kaufhauses in Neu-York."

„Sie interessiren mich, mein Freund; ich bin nicht abgeneigt, Sie einer Prüfung zu unterwerfen, und finde ich Sie fähig, mein Secretair zu sein, so werden Sie mir in dieser Eigenschaft dienen. Ich wiederhole es, Sie haben sich zuvor einer Prüfung zu unterwerfen."

Der Bettler brach fast in Thränen aus.

„O, mein lieber Herr, Sie sind mein rettender Engel!" rief er aus. „Ich schwöre, daß Sie sich keinen Undankbaren verpflichten werden, ich will mich bemühen, Ihnen mit Leib und Seele anzugehören!"

„Genug! Nennen Sie mir Ihren Namen."

„Didier Lambert. Meine Vaterstadt ist Paris."

Der Doctor zog seine Börse.

„Hier sind sechzig Francs," sagte er, indem er drei Goldstücke hervorholte. „Nehmen Sie, und kaufen Sie sich morgen früh anständige Kleider — Sie können die ganze Summe dazu verwenden — dann kommen Sie in das Hôtel à quatre saisons, suchen Sie das Zimmer Nro. 11 im ersten Stocke auf, und Sie werden mich antreffen."

Zitternd empfing Didier Lambert die Goldstücke.

„Nennen Sie mir die Stunde, um die ich kommen soll!"

„Zehn Uhr! Gute Nacht, und auf Wiedersehen!"

Lambert ergriff Pietri's Hand, und drückte sie an seine Lippen.

„Ich werde mich pünktlich einstellen!" rief er dann aus.

Der Doctor entfernte sich.

„Wenn mich nicht Alles täuscht, so habe ich meinen Mann gefunden!" murmelte er lächelnd vor sich hin. „Ich brauche einen Secretair, der mit der Welt zerfallen ist und nur noch als eine, von mir abhängige Maschine existirt."

Pietri ging in das Theater, um den Abend hinzubringen. Man gab die Oper: „Die weiße Dame." Der Saal war nicht stark besetzt, es fehlte vorzüglich den Logen an Zuschauern. Unser Doctor kaufte sich einen Platz in einer Loge des ersten Ranges. Wie man sieht, spielte er den Aristokraten, den Freigebigen gegen sich selbst und Andere. Er hatte Lambert

sechzig Francs gegeben, ohne zu wissen, ob der Bettler auch Wort halten und sich einstellen würde, und jetzt verausgabte er fünf Francs, um sich eine Stunde an Boieldieu's Musik zu ergötzen. Pietri war habsüchtig, ohne geizig zu sein; er nahm keinen Anstand, eine kleine Summe zu riskiren, um eine große zu gewinnen.

Der Doctor befand sich allein in der Loge. In der Loge links neben ihm saß eine alte aufgeputzte Dame. Ihr Gesicht war dick und von einer auffallenden Röthe, die mit braunen Punkten durchmischt war. Sie trug eine braune Titusperrücke, deren Locken in den fleischigen, citronengelben Nacken hinab fielen. Die kolossalen Glieder bedeckte ein blaues Kleid von schwerem Atlas. Auf dem ungewöhnlich starken Busen, der stets zu keuchen schien, wogte eine große Goldkette. Diese dicke Frau hielt einen Mops auf dem Schooße, der eben so fett war, als seine zärtliche Herrin.

Pietri lehnte sich an die Rückwand der Loge rechts, und betrachtete wie ein müßiger Beobachter, der um jeden Preis Zerstreuung sucht, die Frau in der Loge links.

Die Ouvertüre begann.

Die korpulente Nachbarin schlug den Takt auf dem feisten Rücken ihres Mopses, und dabei wiegte sie den bombenartigen Kopf, als ob die Musik sie bis zur Seligkeit entzückte. Pietri fand ein großes Gefallen an diesem seltsamen Genre-Bilde.

Die Bühne sollte diesen Abend die Aufmerksamkeit des Doctors eben nicht fesseln. Kaum hatte sich der Vorhang gehoben, als er hörte, daß die Loge rechts, der er den Rücken zuwendete, geöffnet ward. Er sah zur Seite. Zwei Personen traten ein. Ein eleganter junger Mann und eine schwarz gekleidete Dame.

Der junge Mann war derselbe, den er oft im Café-royal gesehen und Alfred nennen gehört; die Dame war dieselbe, die er aus dem Hôtel Dürand hatte treten und in die glänzende Equipage mit den prachtvollen Vollblutpferden hatte steigen sehen.

Das war mehr, als der lauernde Doctor erwarten konnte.

Der Zufall brachte ihn in die Nähe der Person, die er aufzusuchen von Martinique nach Marseille gekommen, mit der eine Beziehung anzuknüpfen die Aufgabe seines Lebens war. Die dicke Nachbarin hatte nun kein Interesse mehr für ihn, seine ganze Aufmerksamkeit war auf die junge Lady gerichtet, von der Papa Loustalot gesagt, daß sie eine Amerikanerin sei.

Pietri sah verstohlen in die Loge rechts. Die junge Frau war nur durch eine niedere, dünne Bretterwand von ihm geschieden, auf der sie mit dem Arme lehnte. Da sie Hut und Shawl abgelegt, konnte der Doctor sie genau betrachten.

Die Amerikanerin stand nicht mehr in der ersten Jugendblüthe, Pietri schätzte ihr Alter auf dreißig Jahre; aber ihre Schönheit war noch so frisch, daß sie den cynischen Beobachter in Erstaunen setzte. Das volle blonde Haar bildete einen üppigen Wellenscheitel auf der schönen, weißen Stirn; ihr Teint war zart und ihre Wangen waren rosig; frische Lippen bildeten einen schön geschweiften, reizenden Mund, durch dessen Purpur wie Elfenbein glänzende Zähne schimmerten. Die schneeweißen runden Schultern preßte ein einfaches Kleid von schwarzer Seide ein. Die kleinen fleischigen Hände schienen aus den engen schwarzen Handschuhen hervorzuquellen.

Das ganze Wesen der Lady verrieth ungezwungene Heiterkeit und die sorglose Fröhlichkeit einer Jungfrau von achtzehn Jahren; ihre schwarze

Kleidung schien sie nicht der Trauer wegen gewählt zu haben, sondern um ihre Schönheit mehr hervorzuheben, denn Pietri mußte sich bewundernd eingestehn, daß die dunkle Farbe und die Einfachheit der Toilette der Dame einen besondern Reiz verlieh. Sie bediente sich keines Opernglases, wie viele junge Frauen, die aus Koketterie und um ein kostbares Lorgnon zu zeigen, ihr gutes Auge verleugnen; die liebenswürdige Amerikanerin trug einen kleinen schwarzen Fächer in der Hand, mit dem sie nachlässig spielte.

Ihr Begleiter war ein junger Mann von sechs bis siebenundzwanzig Jahren. Seine Toilette war reich, aber geschmacklos. Hellblondes Haar, ein schwaches Bärtchen und ein fast kugelrundes Gesicht gaben ihm ein einfältiges Aussehen. Das Bewußtsein des reichen Mannes gab seinen läppischen Manieren eine Zuversicht, die an Frechheit grenzte. Dabei verriethen die Blicke seiner lichtblauen Augen die Leidenschaft, die er für die schöne Amerikanerin hegte. Ohne sich um die Nachbarn zu kümmern, nahm er neben der Schönen Platz, nachdem er ihren Hut und Shawl bei Seite gelegt, und begann halb laut ein Gespräch. Es war ersichtlich, daß er diese Gelegenheit benutzte, um einen entscheidenden Coup auf die Lady auszuführen.

Der Doctor befand sich in einer nervösen Aufregung, als er die reizende Frau einige Augenblicke beobachtet hatte. Sie sah zur Seite, ihr lieblicher, ausdrucksvoller Blick traf den seinigen — wie geblendet wandte er sich ab. Mit Mühe erheuchelte er Fassung und Gleichgültigkeit, um zu lauschen.

„Milady," sagte Alfred, dessen Stimme ein wenig zitterte, „zunächst danke ich Ihnen, daß Sie mir erlaubt haben, Sie in die Oper zu begleiten. Ich erblicke in dieser Erlaubniß eine Huld, die mich überglücklich macht!"

„Sie wissen, mein Herr, und ich wiederhole es Ihnen, daß mir Schmeicheleien weder Freude machen, noch Unterhaltung gewähren. Verfolgen Sie die Oper, die herrliche Musik — sehen Sie, jetzt tritt George Brown auf — er ist ein schöner englischer Lieutenant!"

„Verzeihung, Milady," fuhr Alfred beharrlich fort, „die Oper kann noch einmal aufgeführt werden, denn diese Leute singen um Geld — aber es dürfte sich sobald eine Gelegenheit nicht wieder bieten, daß ich Ihnen ohne Zeugen sagen kann, wie unglücklich ich mich fühle, wenn es mir nicht vergönnt ist, Sie zu sehen!"

„Das ist seltsam, und zugleich lästig für Sie!" antwortete die schöne Frau freundlich, aber mit einem Anfluge ironischen Bedauerns.

„Lästig?" wiederholte Alfred. „Sagen Sie lieber, es ist trostlos!"

„Ich bedaure Sie, Herr Alfred!"

„Das wäre etwas, aber es genügt mir nicht."

„Und was erwarten Sie davon, wenn Sie sich nach Belieben in meiner Nähe befinden können?"

Alfred glaubte, der günstige Augenblick sei gekommen; er neigte sich zu ihr und flüsterte so laut, daß es Pietri verstehen konnte:

„Sie sind unabhängig, da Ihr Gatte vor zwei Jahren in Manilla gestorben ist."

„Leider!" seufzte sie.

„Ich habe Herrn Sutherland in dem Hause meiner Mutter kennen gelernt, als er sich vor fünf Jahren hier aufhielt."

„Sie haben ihn nur in Geschäften gesehen, da Ihr verstorbener Vater sein Banquier war."

„Ganz recht; aber es genügte, um zu der Ansicht zu gelangen, daß Sie an seiner Seite nicht glücklich waren."

„Mein Herr, das ist eine verwegene Ansicht!“

„Verzeihung, Milady, schon damals hatten Sie mir ein Interesse eingeflößt, daß ich um Ihr Glück sehr besorgt war. Ihre Abreise nach den Antillen brachte mich fast der Verzweiflung nahe. Mein Glück war unbeschreiblich, als Sie nach Ihrer Rückkehr die ersten Summen bei uns erhoben.“

„Da läßt sich wohl annehmen, mein Herr, daß Sie noch glücklicher waren, als die Nachricht von dem Tode meines Mannes eintraf?“

„Darf ich offen sein?“

„Ich bitte darum.“

„Verzeihen Sie meiner Liebe, Milady: ich bedauerte Herrn Sutherland, aber der Gedanke, daß Ihre Hand frei geworden, beschäftigte mich mehr, als die Trauer um Ihren verstorbenen Gemahl. Es wäre unpassend gewesen, hätte ich mich Ihnen während der Trauerzeit nähern wollen — ich begnügte mich, Sie aus der Ferne zu beobachten und — zu lieben!“

Ein rauschender Applaus brach in dem Parterre los. George Brown hatte seine große Arie beendet, und das entzückte Publicum spendete ihm reichen Beifall.

„O mein Gott,“ rief die Schöne, während der Lärm forttönte, „da bin ich um meine Lieblings-Arie gekommen! Wissen Sie, Herr Alfred, daß ich nur dieser Arie wegen das Theater heute besuche?“

„Milady weiß zu unterscheiden; sie ist wirklich der Glanzpunkt der Oper.“

„Die übrigen Sachen gewähren mir keine Unterhaltung, Sie erlauben mir, daß ich mich bald zurückziehe.“

„Ohne mir Antwort ertheilt zu haben?“

„Ich erinnere mich nicht, daß Sie eine Frage an mich gerichtet — —“

„O, Milady, Sie verfahren grausam mit mir!“ rief Alfred leidenschaftlich. „Ich habe Ihnen mein Herz so offen dargelegt, und Sie stellen sich, als ob Sie den Sinn meiner Worte nicht gefaßt hätten.“

„Herr Alfred, ich habe Ihnen deutlich genug zu erkennen gegeben, daß das Theater nicht der Ort ist, über ein solches Thema zu verhandeln. Sie beklagen sich, daß ich den Sinn Ihrer Worte nicht fasse — ich beklage mich, daß Sie den Sinn *meiner* Worte nicht begreifen wollen. Ich bitte, öffnen Sie mir die Loge, damit ich mich ohne Aufsehen, und ohne Sie zu compromittiren, entfernen kann.“

„Madame, was sagen Sie?“ flüsterte Alfred mit verbissener Wuth.

„Daß ich schon zu lange mich einer Unterhaltung hingegeben, die eigentlich nie zwischen uns hätte stattfinden sollen.“

Jenny's Gesicht röthete die Aufregung; sie war unbeschreiblich reizend in dieser Verfassung: der Busen wogte, und die feinen Lippen zitterten. Zugleich griff sie nach Hut und Shawl, die hinter ihr auf einem Sitze lagen.

„Madame,“ flüsterte Alfred, „Sie werden mich so nicht verlassen — im Parterre sind meine Freunde, sie beobachten uns — ich falle der Lächerlichkeit anheim, und Sie der Medisance — bleiben Sie!“

„Ah, man hat mich also in eine Schlinge gelockt?“ sagte Jenny mit einer unbeschreiblichen Bitterkeit. „Sie haben deshalb das dem Anscheine nach vertrauliche Gespräch mit mir geführt, um die Welt an ein intimes Verhältniß zwischen uns glauben zu machen?“

„Meine Ehre erfordert, daß Sie wenigstens bis zum Schlusse des Actes bleiben!“ flüsterte beharrlich der bleich gewordene junge Mann.

„Und meine Ehre befiehlt mir, daß ich nicht einen Augenblick länger bleibe. Machen Sie Platz!“

„Madame, Sie treiben mich zum Aeußersten — man beobachtet uns von allen Seiten!“

„Was kümmern mich Ihre Freunde? Was kümmert mich Marseille?“

„Aber mich, mich!“ flüsterte Alfred, zitternd am ganzen Körper und indem er die Amerikanerin beim Arme auf ihrem Platze festhielt, denn er sah, wie eine Gruppe junger Männer im Parterre, statt nach der Bühne, unverwandt nach der Loge blickte, in der diese Scene stattfand.

„Sie werden unverschämt!“ flüsterte Jenny, die vor Entrüstung weinte.

„Werden Sie bleiben, um mich nicht zu compromittiren?“

„Noch einmal: machen Sie mir Platz oder ich rufe um Hülfe!“

Alfred nahm sich vor, um jeden Preis den Schein einer Niederlage zu vermeiden; sein Stolz und seine Eitelkeit waren größer, als die Liebe zu der schönen Frau. Er nahm zu Drohungen seine Zuflucht.

„Madame, die Ehre ist Ihnen nichts?“

„Zurück, Insolenter!“

„Sie vergessen, daß Ihr Vermögen in meiner Hand liegt! Bereiten Sie mir im Angesichte meiner Freunde eine Niederlage, so ruinire ich Sie!“

„Das geht zu weit!“

Jenny erhob sich gewaltsam und wandte sich zu Pietri:

„Mein Herr, Sie sind Zeuge der Unverschämtheiten dieses Mannes gewesen — eine bedrängte Frau bittet Sie um Schutz.“

Der Doctor hatte längst auf diesen Augenblick gewartet. Ohne zu antworten verließ er seine Loge; aber sein Gesicht verrieth der jungen Frau seine Absicht.

„Dort sitzt auch meine Mutter!“ flüsterte Alfred in seiner Todesangst, denn er fürchtete Nichts mehr, als die Lächerlichkeit. „Ich rufe sie zu Ihnen — aber bleiben Sie, bleiben Sie!“

Jenny antwortete nicht; sie hatte ihr zornblitzendes Auge der Bühne ~~Jenny,~~ zugewendet. Da öffnete Pietri die Thür der Loge, trat furchtlos zu und bat sie um ihren Arm.

„Sie werden Platz machen, mein Herr, wenn Sie nicht wollen, daß ich die Oper unterbreche und das ganze Auditorium zu Zeugen einer Scene mache, welche die natürliche Folge Ihres Betragens ist.“

Alfred starrte den Mann an, der der bedrängten Frau so energisch Hülfe brachte. Dann erhob er sich, und fragte, todtbleich vor Wuth:

„Wer sind Sie, mein Herr?“

„In diesem Augenblicke der Schützer Milady Sutherland's; morgen aber,“ fügte er so laut hinzu, daß es die Dame hören mußte, „morgen aber werden Sie mich als den Rächer ihrer beleidigten Ehre sehen, wenn Milady es nicht vorzieht, Sie mit Verachtung zu strafen. Senden Sie Ihre Adresse in das Hôtel Dürand!“

Jenny war über den Fremden erstaunt, der ihren Namen und ihre Wohnung kannte, obgleich sie ihn noch nie gesehen. Die Eleganz des Doctors und seine Entrüstung über den insolenten Alfred flößte ihr Vertrauen ein: sie empfing von ihm Hut und Shawl, grüßte ihren Beleidiger sehr artig, da sie sah, daß die Scene Aufsehen erregt hatte, legte ihren Arm in den Pietri's, und verließ die Loge.

Alfred folgte.

„Sie werden morgen meine Adresse in dem Hotel Dürand finden;" flüsterte er dem Doctor zu, indem er an ihm vorüberrannte.

Pietri nickte hönisch lächelnd mit dem Kopfe.

„Madame," sagte er, als sie unter dem Portale des Theatergebäudes standen. „Sie haben zu verfügen, wohin ich Sie führe. Der gereizte Beleidiger hat die Straße betreten — ich halte es für Pflicht, Sie nur dann erst zu verlassen, wenn Ihnen keine Gefahr mehr droht."

„Wie soll ich Ihnen danken, mein Herr!" sagte die erregte Amerikanerin. „Sie haben mich aus der peinlichsten Situation befreit, in der ich mich je befunden. Ich bitte, begleiten Sie mich in mein Hôtel!"

„Sie sehen mich bereit, Milady!"

„Unglücklicherweise habe ich meinen Wagen um zehn Uhr bestellt —"

„Dort hält ein Fiacre!"

Nach einer Minute standen Beide neben dem Wagen. Der Doctor war seinem Schützlinge beim Einsteigen behülflich; wie bebte er zusammen, als er den vollen, runden Arm und die schmächtige, biegsame Taille berührte.

„Hôtel Dürand!" rief er dem Kutscher zu.

Dann schwang er sich, leicht wie ein junger Mann von zwanzig Jahren, in den Wagen. Während der Fahrt sprach Jenny kein Wort, sie hatte sich in die Ecke zurück gelegt, und stützte sinnend das erhitzte Köpfchen. Der Doctor war doppelt glücklich: er hatte nicht nur Lady Sutherland, sondern auch eine schöne Frau gefunden, deren Nähe ihn mit einem süßen Schauder erfüllte. Noch nie hatte ein Frauenblick einen so gewaltigen Eindruck auf ihn ausgeübt, als der Blick Jenny's in der Loge. Der geschlossene Wagen war bald mit jenem Dufte angefüllt, der den Toiletten der aristokratischen Damen zu entströmen pflegt. Der glückliche Doctor athmete ihn mit Wollust ein. Da die Fahrt ein wenig lange dauerte, hielt er es für Pflicht, seine reizende Nachbarin zu unterhalten.

„Wer ist jener junge Mann, der Sie im Theater belästigte?" fragte er, obgleich er aus dem Gespräche gehört hatte, daß von einem Bankhause die Rede gewesen.

„Er ist der Sohn des verstorbenen Banquier's Gauthier; sein Vater hat ihm ein großes Vermögen hinterlassen, aber wenig Verstand. Die ererbten Millionen machen ihn unleidlich; er hält sich bei allen Frauen für den unüberwindlichen Sieger. Ich habe ihn nicht für so gefährlich gehalten, denn bis jetzt zeigte er sich mir als ein Narr, als ein Geck, der bis über die Ohren in seine Person verliebt ist. Diesen Abend aber bin ich zu der Erkenntniß gekommen, daß Alfred Gauthier ein sehr gefährlicher Mensch ist. Er hat mir Andeutungen gegeben, die mich zittern machen."

„Wenn ich nicht irre, sprach er von Ihrem Vermögen?"

„Er sprach davon, mich zu ruiniren."

„Diese Drohung sollte Sie nur einschüchtern!" rief Pietri. „Wenn Sie Papiere über die bei Gauthier deponirten Gelder besitzen, ist so leicht ein Betrug nicht möglich, es sei denn, daß das Haus fallire."

„Um ein Fallissement handelt es sich!" antwortete Jenny.

„Ich glaube nicht daran," meinte der Doctor. „Die Eitelkeit des jungen Herrn Gauthier scheint mir, nach der Scene in der Oper, größer zu sein, als seine Liebe. Menschen dieser Art sind zwar alle sehr einfältig, aber doch klug genug, um sich die Frage richtig zu beantworten: was bleibt uns, wenn man uns den Nimbus des Reichthums nimmt?"

„Aber er hat geschworen, sich an mir zu rächen.“

„Madame, jede Rache erfordert eine gewisse Charakterstärke, eine unerschütterliche Beharrlichkeit — und beide traue ich dem Narren, der Sie mit seinen besondern Aufmerksamkeiten belästigt, nicht zu. Die Niederlage, die er in den Augen seiner Freunde erlitten, kränkt ihn mehr, als die Gewißheit, daß Sie ihn verschmähen. Und solche Menschen sind eben so feig, als sie eitel und schlecht sind.“

Pietri verfolgte bereits einen Plan, indem er von dem jungen Banquier so sprach. Die schöne Wittwe hatte einen tiefen Eindruck auf ihn ausgeübt; er ließ es sich angelegen sein, seinen Nebenbuhler völlig aus dem Felde zu schlagen. Es war dies eine unnütze Maßregel; aber er wandte sie an, um ganz sicher zu gehen.

Der Wagen hielt.

„Hier ist das Hôtel Dürand!“ rief der Kutscher.

Pietri stieg zuerst aus und bezahlte den Kutscher, indem er ihm ein Fünffrancsstück zuwarf. Dann trat er an den Schlag zurück, und bot der Dame die Hand. Jenny bediente sich der dargebotenen Hülfe kaum — leichtfüßig sprang sie aus dem Wagen, eilte die breiten Stufen zu der Thür hinan, und zog die Glocke. In dem Augenblicke, als Pietri zu ihr trat, ward die Thür geöffnet.

„Mein Herr, wenn Sie nicht bereits über Ihre Abendstunden verfügt haben, so bitte ich Sie, auf ein Stündchen mein Gast zu sein. Es liegt mir daran, dem Manne, der mir einen großen Dienst erwiesen, meinen Dank auszusprechen.“

Das war mehr, als Pietri erwartet hatte.

„Ich nehme die Einladung nur aus dem Grunde an,“ antwortete er, „weil ich hoffe, Ihnen noch ferner nützlich sein zu können.“

Beide betraten die große, geräumige Hausflur. Der alte Jean leuchtete mit einem zweiarmigen silbernen Leuchter die breite Treppe hinan.

„Milady kommen früh zurück,“ sagte verwundert der Greis. „So eben wollte ich den Kutscher daran erinnern, daß er nach dem Theater fahren sollte — da ward die Glocke gezogen, und Sie kamen zurück.“

„So gieb dem Kutscher Auftrag, daß er zurück bleibe, mein lieber Freund!“ antwortete Jenny freundlich.

Man überschritt den Corridor des ersten Stocks.

„Wo ist das Abendessen servirt?“ fragte Jenny.

„In Ihrem Zimmer, Milady.“

„Man bringe mir ein zweites Couvert.“

„Gut, Milady!“

„Der geehrte Gast wird es sich gefallen lassen, in meinem Zimmer zu speisen!“ wandte sie sich zu ihrem Begleiter. „Die Säle sind unfreundlich, wenn sie nicht eine größere Gesellschaft aufnehmen.“

„Ich würde mich sofort zurückziehen, wenn ich Anlaß zu einem Derangement gäbe!“ antwortete Pietri.

Jean öffnete eine Flügelthür. Durch ein elegantes Vorzimmer trat man in ein reizendes Boudoir. Die Ausschmückung desselben verrieth Geschmack und Reichthum. In der Mitte stand der gedeckte Tisch.

Während Pietri Hut und Stock ablegte, erschien eine Kammerfrau und nahm der Herrin Hut und Shawl ab.

„Georgette, wie befindet sich mein kleiner Engel?“ fragte die Wittwe.

„Er schläft wie ein Engel, Milady! Um acht Uhr gab ich ihm das Nachtessen, dann brachte ich ihn zu Bett. Er konnte das Gebet für Sie und seinen Vater nicht vollenden, der Schlaf schloß ihm die Augen. Mit gefalteten Händen entschlummerte er, und so liegt er noch.“

Bei dieser Nachricht strahlte Jenny's Gesicht vor Freude. Der Doctor beobachtete sie verstohlen: er mußte sich eingestehen, daß er bis jetzt kein schöneres Weib gesehen hatte. Welch' eine edle üppige Gestalt! Wie geschmeidig und ungezwungen waren alle ihre Bewegungen. Wie einfach, und doch wie geschmackvoll war ihre Toilette! Pietri stand wie festgebannt — er schien die reizende Wittwe mit den Blicken verschlingen zu wollen.

„Die Eroberung wäre für Herrn Gauthier nicht übel gewesen,“ dachte er; „wollen sehen, was ich hier ausrichten kann.“

Jenny bat mit einer reizenden Verneigung um die Erlaubniß, sich einen Augenblick entfernen zu dürfen. Der Doctor gab sie lächelnd, und indem er sich so graziös als möglich verbeugte. Man konnte dem Korsen Eleganz und ein feines Benehmen nicht absprechen, trotzdem er bereits fünfundvierzig Jahre zählte und lange auf Martinique gelebt hatte.

Georgette öffnete den schweren Vorhang eines Alkovens, und die Wittwe verschwand.

Während dieser Zeit trat Pietri vor einen Spiegel, holte eine kleine Bürste hervor und brachte seine braune Perrücke in Ordnung. Als Jenny nach fünf Minuten wieder erschien, hatte er seine ganze Toilette gemustert.

Der alte Jean machte den Kammerdiener; er brachte ein zweites Couvert und trug die Speisen auf. Jenny machte die reizendste Wirthin von der Welt — sie bediente ihren Gast mit eigener Hand. Nachdem sie die Domestiken entlassen, entspann sich folgendes Gespräch:

„Sie waren ohne Zweifel Zeuge der ganzen Unterhaltung, zu der ich in der Oper durch die Unverschämtheit des Herrn Gauthier gezwungen ward?“ fragte sie lächelnd.

„Ja, Madame, denn ich befand mich in Ihrer unmittelbaren Nähe. Ich kann wohl sagen, daß mir wider meinen Willen kein Wort davon entgangen ist. Madame befand sich wirklich in einer unangenehmen Situation.“

Der schlaue Doctor gebrauchte absichtlich das Wort „Madame,“ um nicht zu verrathen, daß er die Wittwe bereits näher kenne.

„Sie haben Recht!“ fuhr Jenny unbefangen fort. „Meine Situation war dem Auditorium gegenüber eine sehr peinliche. Mein Herr, Sie haben die Drohungen Gauthier's gehört?“

„Ja, Madame, und ich bin erbötig, Ihnen als Zeuge zu dienen, wenn es sein muß. Damit Sie wissen, wer das Glück hat, Ihnen nützlich zu sein, so erlauben Sie mir, daß ich mich Ihnen nenne: ich bin der Doctor Pietri — hier ist meine Karte!“

Lady Sutherland empfing dankend das zierliche Blatt.

„Arzt?“ fragte sie, nachdem sie einen Blick darauf geworfen.

„Für den Augenblick kein ausübender Arzt, denn ich befinde mich im Interesse der Wissenschaft auf Reisen. Aber da ich mir vorgenommen habe, diesen Winter in Marseille zu bleiben, so stehe ich mit Vergnügen stets zu Ihrer Verfügung.“

Jenny verneigte sich.

„Gebe Gott,“ fügte der Doctor sehr artig hinzu, „daß Sie meiner Dienste nicht gegen eine Krankheit, sondern nur gegen den überspannten Banquier bedürfen.“

„Und dieser letzte Fall könnte leicht eintreten, Herr Doctor.“
„Fürchten Sie das?“
„Sie werden meine Befürchtung theilen, wenn Sie mich anhören wollen.“
Der Doctor, der Jenny zur Seite saß, ergriff ihre kleine Hand, und küßte sie.
„Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen meine Willfährigkeit in jeder Beziehung noch einmal zu erkennen gebe. Zugleich gelobe ich Ihnen die strengste Verschwiegenheit an — —“
„Verzeihung, Herr Doctor, ich theile Ihnen keine Geheimnisse mit, da mein Leben Nichts enthält, was ich verschwiegen wissen möchte. Es scheint mir in vorliegendem Falle vielmehr rathsam, jede Einzelnheit zur Sprache zu bringen, damit der Vorfall im Theater kein zweideutiges Licht auf mich wirft, denn ich bin Wittwe, und stehe allein in der Welt. Zwar kümmere ich mich wenig um die Meinung der Leute, die leicht geneigt sind, eine schutzlose Frau zu bekritteln und zu verdammen; da ich aber aus verschiedenen Gründen, und vorzüglich des Arrangements meines Vermögens wegen, gezwungen bin, noch einige Zeit in Marseille zu bleiben, so ziehe ich es doch vor, nicht Alles ruhig über mich ergehen zu lassen, was die Rache des insolenten Herrn Gauthier ohne Zweifel ersinnen wird.“
„O gewiß, Madame, die Niederlage des Dandy war zu groß, als daß er sie — bei dem Charakter nämlich, den ich in ihm erkannt zu haben glaube — schweigend vergessen wird.“
„Zunächst also werde ich mich meinem Schützer gegenüber rechtfertigen.“
„Rechtfertigen?“ rief der Doctor.
„Gewiß, das ist das rechte Wort!“
„Verzeihung, Madame, ich denke nicht daran, Sie irgend wie zu beargwöhnen!“
„Aber Sie werden sich die Frage vorgelegt haben: wie kommt die Wittwe, die noch um den Verlust ihres Mannes trauert, allein mit Herrn Gauthier in das Theater? Warum zeigt sie sich mit ihm öffentlich, wenn sie es verschmäht, seine Aufmerksamkeiten anzunehmen? Es wird Ihnen Alles klar werden; vor fünf Jahren trennte ich mich auf Guadeloupe von meinem Manne — Sir Sutherland ging nach Manilla, ich kehrte nach Marseille zurück. Unsere Ehe war eine eigenthümliche, ein Verhältniß, das vielleicht nicht zum zweiten Male vorkommt: wir liebten uns nicht, aber wir hegten gegenseitig die zärtlichste Freundschaft für einander, die sich zur Aufgabe gestellt hatte, uns das Leben so angenehm als möglich zu machen. Mein Gatte besaß ein großes Vermögen; um mir dieses zu sichern, hatte er vor seiner Abreise sein Testament gemacht, und mich zur Universalerbin eingesetzt.“
„Sir Sutherland war ein vorsichtiger Mann, der die Gefahren der Seereise und des Aufenthaltes in den tropischen Ländern nicht zu gering anschlägt,“ meinte der Doctor.
Jenny benetzte ihre Lippen mit dem funkelnden Bordeaux, dann fuhr sie fort:
„Mein Gatte also hatte das Haus Gauthier in Marseille bevollmächtigt, das Arrangement seiner Erbschaft zu besorgen und mir die Kapitale zur Verfügung zu stellen, wenn ich es nicht vorziehen sollte, sie in dem Bankhause zu lassen. Unglücklicherweise traf der Fall, den er vorgesehen, ein: vor kaum zwei Jahren benachrichtigt mich das französische Gouvernement von dem Tode Sir Sutherland's — der arme Mann war in Manilla einem gefährlichen Fieber erlegen. Jetzt öffnete Herr Gauthier — näm-

lich der Vater von unserm Dandy — das Testament, und da er ein Freund des Verstorbenen gewesen, unterzog er sich mit großer Liebe des ehrenvollen Auftrags. Er machte selbst eine Reise nach Amerika und England, verwandelte, wie es der Erblasser wollte, die Ländereien und städtischen Besitzungen in Geld, und legte, natürlich mit meiner Bewilligung, die Kapitale in seinem Bankhause an. Und wahrlich, ich konnte sie nicht sicherer unterbringen, denn das Haus Gauthier erfreute sich des ehrenvollsten Rufs. Die freundschaftlichen Beziehungen meines verstorbenen Mannes sowohl, wie später der Geschäftsverkehr hatten mich der Familie Gauthier's nahe gebracht, und schon als Sir Sutherland noch lebte, bewies mir Alfred Gauthier, der einzige Sohn des Hauses, mehr Aufmerksamkeiten, als mir lieb waren. Aus diesem Grunde begleitete ich Sir Sutherland auf einer Reise nach den Antillen, und auf Guadeloupe trennten wir uns, wie ich bereits gesagt habe. Ich hatte nicht Lust, meine besten Jahre auf dem Meere und in Ländern zuzubringen, die für mich kein Interesse haben."

„Sie kehrten also nach Marseille zurück?" fragte der Doctor.

„Um die Rückkehr meines Gatten zu erwarten."

„Und Herr Alfred Gauthier?"

„Sollte ich mich eines Narren wegen abhalten lassen, den Aufenthalt in Marseille zu wählen, der mir lieb geworden war? Außerdem brachte ich auch die Winter in Paris zu. Doch lassen wir das: ich wußte Herrn Alfred in den gebührenden Schranken zu halten, und hatte von ihm Nichts zu fürchten."

„Bis zu dem Augenblicke, wo die Nachricht von dem Tode Ihres Gatten eintraf."

„Er besaß soviel Schicklichkeitsgefühl, um mein Trauerjahr zu ehren."

„Das hätte ich ihm nicht zugetraut!" rief lächelnd der Doctor.

„Vor einem halben Jahre starb Herr Gauthier, und Alfred ward der Chef des Bankhauses."

„Ah, jetzt fällt der erste Lichtstrahl in die Angelegenheit!"

„Mein Verhältniß zu ihm ward nun ein anderes. Ich drohete ihm, mein Vermögen aus seinem Hause zurückzuziehen, wenn er die Aufmerksamkeiten nicht einstellte, die mich compromittirten. Ich übergehe eine Reihe von Versuchen mancherlei Art, und berichte nur, daß er sich von dieser Zeit an als einen schmachtenden, der Verzweiflung nahen Liebhaber gab. Mitunter bedauerte ich ihn, und so kam es, daß ich ihm heute gestattete, mich in die Oper zu begleiten. Sein Benehmen kennen Sie — es wird zur Folge haben, daß ich morgen dem Bankhause Gauthier die Summe von einer Million Pfund Sterling entziehe."

„Eine Million Pfund Sterling!" wiederholte erstaunt der Doctor. „Das ist allerdings eine Summe, die ein Bankhaus nicht gern zahlt, selbst wenn sie sofort disponibel wäre!"

„Nun wissen Sie Alles, Herr Doctor, und ich ersuche Sie, darüber zu sprechen, wenn es nöthig sein sollte."

„Madame," sagte Pietri nach einer Pause, „Gauthier hat gedroht, Sie zu verderben?"

„Ja."

„Gehen Sie vorsichtig zu Werke."

„Warum?" fragte Jenny unbefangen.

„Diese Banquiers sind durchtriebene Leute, und mir scheint, Herr Alfred hat einen fein durchdachten Plan verfolgt."

„Einen Plan, meinen Sie?"

„Er wird Ihnen sagen: Sie heirathen mich, oder Sie verlieren Ihr Vermögen, denn nur durch diese Verbindung ist das Haus Gauthier zu halten. Herr Alfred spielt va banque — er gewinnt entweder eine Million Pfund Sterling und eine liebenswürdige Frau, oder er verliert sein Vermögen. Will ich auch an dem Vorhandensein einer wirklichen Leidenschaft zu Ihnen nicht zweifeln, Madame — so ist doch jedenfalls räthlich, Erkundigungen über den Stand des Bankhauses einzuziehen."

Die Wittwe war nachdenkend geworden.

„Ich glaube, Sie haben Recht!" flüsterte sie nach einer Pause. „Wenn ich Alles bedenke — und erst jetzt fällt mir so Manches auf, dem ich früher keine Bedeutung beilegte — so muß ich Ihnen beipflichten."

„Der Banquier," sagte Pietri lächelnd, „macht Geschäfte, um zu gewinnen; er macht aber auch Banquerot, um Geschäfte zu machen."

„Was rathen Sie mir, Doctor?"

„Sie ignoriren vor der Hand die Scene dieses Abends, sondiren über den Stand das Hauses Gauthier, wo es nur möglich ist, und erlauben mir, der ich ein Zeuge jener verhängnißvollen Drohung war, Ihnen behülflich zu sein. Ich lege nämlich auf die Drohung ein großes Gewicht, da sich im äußersten Falle ein vorsätzlicher Banquerot dadurch beweisen läßt. Wie wichtig demnach mein Zeugniß ist, brauche ich wohl nicht zu erörtern. Wenn Herr Alfred nicht der raffinirteste Schelm von der Welt ist, können wir ihn auf die Galeeren bringen."

Dem schlauen Korsen entging es nicht, daß seine Folgerungen einen tiefen Eindruck auf die schöne Wittwe ausübten.

„Der Zufall hat hier so wunderbar gespielt," dachte er, „daß sie sich mir anschließen und mich zum Vertrauten ihrer Verhältnisse machen muß; sie muß wähnen, daß sie ohne mich jenem ränkesüchtigen Gauthier zum Opfer fällt, daß nur ich allein ihr das Vermögen retten kann!"

In diesem Sinne führte er noch eine Zeit lang das Gespräch fort, und als er das Hôtel Dürand verließ, nahm er die Gewißheit mit sich, daß die Amerikanerin ihre Abhängigkeit von ihm eingesehen hatte — aber auch, daß er selbst von ihr abhängig geworden war, daß er die reizende Wittwe liebte.

An der Treppe des Hôtels stand die Equipage, die er von dem Café-royal aus bewundert hatte.

Der alte Jean, der ihm die Thür geöffnet, zog seinen betreßten Hut, und fragte:

„Wohin befehlen Sie, mein Herr?"

„Ich bedarf keiner Begleitung, mein Freund."

„Milady hat Ihnen ihre Equipage zur Verfügung gestellt."

„Das ist anders! Ich benutze die Gefälligkeit Milady's — bringen Sie mich nach dem Hôtel à quatre saisons."

Der Doctor stieg ein, Jean schloß den Schlag, und der Wagen rasselte durch die stillen Straßen von Marseille. Es war elf Uhr, als der glückliche Pietri sein Zimmer betrat.

Gleich nach der Entfernung Pietri's hatte Jenny den Alkoven betreten; sie neigte sich über das Bett des kleinen Schläfers, küßte leidenschaftlich den blühenden Mund desselben, und flüsterte:

„Schlafe nur mein Engel, ich wache über Dich, und werde Dir Dein Vermögen zu erhalten wissen!"

---

3. Didier Lambert.

So ruhig, wie in der letzten Nacht, hatte Pietri lange nicht geschlafen. Es war spät, als er sein Bett verließ. Behaglich hüllte er sich in seinen Schlafrock von rother Seide, zündete eine Cigarre an und schlürfte den Kaffee dazu. Der kleine Mann mußte über die Fügung der Dinge lächeln: während er seinen Scharfsinn abmühete, eine Anknüpfung mit der Wittwe Sutherland zu finden, bewirkte der Zufall, daß er in wenig Stunden der Vertraute der jungen Frau ward — ja noch mehr: Lady Sutherland war gezwungen, die zufällig entstandene Beziehung aufrecht zu erhalten, wenn sie ihr Vermögen nicht auf das Spiel setzen wollte. Sie war abhängig von ihm! In diesem Gedanken lag für Pietri Alles, was er zur Erreichung seines Zwecks für wünschenswerth erachten konnte. Und Pietri verfolgte jetzt einen doppelten Zweck, denn er konnte sich nicht mehr verhehlen, daß er die schöne Wittwe liebte, daß er, seit seiner Jugendliebe zu der treulosen Mathilde, zum ersten Male diese süße Herzensregung wieder fühlte. Nach den Erfahrungen, die er mit den Frauen gemacht, ärgerte er sich über diese erwachte Neigung, denn sie schien sein Princip umstürzen zu wollen, alle Frauen für heimtückische Wesen zu betrachten und sie demgemäß zu behandeln.

„Was wird aus meinem ersten Plane?“ fragte er sich, indem er in seinem Zimmer auf und ab ging. „Werde ich ihr, die ich liebe, das Kind rauben können, an dem sie vielleicht mit ganzer Seele hängt? Was wird aus dem Vermögen auf Martinique? Auch die Wittwe besitzt ein Vermögen, das dem gleich ist, auf das ich hoffe und Ansprüche habe — wollen sehen, welches von beiden am leichtesten zu erlangen ist, wenn ich mich nicht — beider bemächtigen kann. Ah, Lady Sutherland und eine Million Pfund Sterling! das ist ein großer, ein entzückender Gedanke — aber die Million steht dem Anscheine nach nicht sicher, und die Liebe der schönen Frau ist mir nicht um ein Haar sicherer, als ihr Vermögen. Wohlan, Pietri, du hältst eine Menge Karten in deiner Hand, suche zu erforschen, welche die Glückskarte ist!“

Des Doctor's Selbstgespräch ward durch ein leises Klopfen an der Thür unterbrochen. Er forderte zum Eintreten auf. Ein bleicher junger Mann erschien auf der Schwelle.

Pietri erinnerte sich des Bettlers, den er am verflossenen Abende auf dem Spaziergange gesprochen hatte; er zweifelte, daß es dieselbe Person sei, denn es war eine große Veränderung mit ihm vorgegangen. Erstaunt sah er den Fremden an. Dieser verbeugte sich mit dem Anstande des gebildeten Mannes und sagte:

„Didier Lambert, mein Herr, kommt seinem Versprechen nach.“

„Didier Lambert!“ rief der Doctor, indem er die Zerstreutheit des vornehmen Mannes erkünstelte. „Ganz recht, ich erinnere mich, daß eine Person, die mich gestern Abend auf der Promenade anredete, mir diesen Namen nannte.“

Das bleiche Gesicht des jungen Mannes färbte ein flüchtiges Roth; in sichtlicher Bewegung antwortete er:

„Ja, mein Herr, Didier Lambert ist derselbe, der Sie gestern um ein Almosen bat. Sie gaben mir mehr, als die Kosten zu einem Nachtlager — Ihrer Güte verdanke ich, daß ich heute in Kleidern erscheinen kann, die mich vor Verachtung sichern.“

Der Doctor sah den jungen Mann an.

„Wie," rief er erstaunt, „mit der kleinen Summe, die ich Ihnen gab, war es Ihnen möglich, eine solche Toilette herzustellen?"

Didier verneigte sich, während ein melancholisches Lächeln sein Züge belebte.

Bei näherer Prüfung fand Pietri, daß die Kleider sehr einfach waren, daß sie aber auf dem schön gebaueten Körper des jungen Mannes ein fast aristokratisches Aussehen erhielten. Didier trug einen Oberrock von leichtem, schwarzen Tuche; Beinkleider von demselben Stoffe; elegante Stiefel, die den kleinen, schön gewölbten Fuß zeigten; eine blaue, offenstehende Weste; ein weißes Kattunhemd, dessen breiter Kragen durch ein kleines schwarzes Tuch von Seide nachlässig zusammengehalten ward, und in der Hand hielt er einen leichten Felbelhut. Der große, wilde Bart, den der Doctor bei dem Scheine der Laterne Abends zuvor bemerkt, war verschwunden; Didier war heute glatt rasirt, er trug nur noch einen eleganten schwarzen Schnurbart, der zu dem bleichen, etwas gebräunten Gesichte einen schönen Contrast bildete. Das glänzend schwarze Haupthaar kräuselte sich in den Schläfen und bildete über der hohen Stirn ein dichtes Toupet.

Statt des Bettlers stand ein schöner, eleganter junger Mann vor dem erstaunten Doctor. Die Umwandlung war eine so vollständige, daß Pietri an die Identität beider Erscheinungen nicht geglaubt haben würde, wenn nicht andere Gründe ihm die Gewißheit gegeben hätten. Es schien fast, als ob auch die Stimme des Bettlers eine andere geworden wäre.

„Ich habe Ihr Geschenk darauf verwendet, um in einem anständigen Aeußern vor Ihnen zu erscheinen," sagte Didier. „Glücklicherweise lieferte mir der erste Kleiderladen, den ich betrat, die erforderlichen Mittel. Mit der schlechten Hülle des Bettlers habe ich eine Centnerlast abgeworfen, und ich kann mich nun bei hellem Sonnenlichte unter Menschen zeigen, ohne vor Schaam vergehen zu müssen. Dieses Glück ist Ihr Werk, mein Herr, und glauben Sir mir, ich werde es Ihnen danken, so lange ich lebe!"

Thränen, die in den Augen des jungen Mannes erschienen, bewiesen die Aufrichtigkeit seiner Empfindungen. Er trat tiefer in das Zimmer, ergriff hastig Pietri's Hand, und drückte sie an seine Lippen.

„O lassen Sie doch!" rief der Doctor, den es zu verletzen schien, daß Didier ein so gutes Gemüth zeigte, denn er bedurfte eines andern Charakters zu seinen Plänen. Von der Dankbarkeit des Menschen hatte er eine zu schlechte Meinung, als daß er sie für den Hebel ihrer Handlungen halten konnte.

„Verzeihung, mein Herr," rief Didier „Sie sind der erste Mensch, dem ich Dank schulde! Diese Erfahrung ist mir so neu und selten, daß ich sie um so höher schätze."

„Das ist schlimm!" antwortete Pietri, der wieder auf die Nützlichkeit Didier's zu hoffen begann. „Haben Sie denn in einer so schlechten Welt gelebt, daß Sie keinen bessern Begriff von den Menschen haben?"

„Leider muß ich es bekennen!" sagte Didier seufzend.

Der Doctor nahm die Miene eines Philosophen an.

„Mein Freund," sagte er, „man ist stets geneigt, der Welt zuzuschreiben, was man, bei Lichte besehen, selbst verschuldet hat. Ich will mit diesem Ausspruche Ihre Moralität nicht in Zweifel ziehen; ich will nur die Vermuthung aussprechen, daß Sie ein Versehen begangen, daß Sie die Welt nicht richtig aufgefaßt haben können."

Didier sah schmerzlich lächelnd den weisen Doctor einen Augenblick an. Dann antwortete er:

„Mein Herr, ich will mich keines großen Scharfsinnes rühmen, eben so wenig auch will ich mir zu strenge Anforderungen an die Welt, in moralischer Beziehung, zum Vorwurfe machen; aber wenn Sie die Geschichte meines Lebens wüßten, würden Sie nicht nur meinen gegenwärtigen Gemüthszustand erklärlich finden, Sie würden mir auch verzeihen, daß ich einen so harten Ausspruch über die Welt gethan."

„Lassen Sie Ihre Geschichte hören, Freund! Da ich versprochen habe, nach Kräften für Ihre Zukunft zu sorgen, werde ich dieses Versprechen um so leichter halten können, wenn ich Ihre Vergangenheit kenne. Ich will dann sehen, ob die so eben ausgesprochene Meinung eine voreilige ist!" fügte er lächelnd hinzu. „In Ihren Jahren hat man andere Ansichten, als die meinigen, man verwechselt nicht selten die Ursachen mit den Wirkungen, und umgekehrt."

„Sie sehen mich bereit, mein Herr!"

„Apropos, haben Sie schon gefrühstückt?"

Didier lächelte verlegen.

„Nein!" sagte der Doctor. „Sprechen Sie es nur aus: ich liebe die Offenheit. Wenn man sich mit leerem Magen der Vergangenheit erinnert, so ist man gereizt, erbittert — frühstücken Sie mit mir, damit Ihre Schilderung nicht gar zu grell ausfällt."

Pietri zog die Glocke. Ein Kellner trat ein.

„Bringen Sie ein gutes Gabelfrühstück, zwei Couverts und zwei Flaschen Bordeaux!" befahl der Doctor.

Des armen Didier's Gesicht verklärte sich, als er den Auftrag gehört, den der Doctor dem Kellner gegeben. Pietri sah ihn lächelnd an, und sagte:

„Nun, habe ich Recht? Schon die Aussicht auf eine gute Mahlzeit läßt die Lebenssonne heiterer scheinen."

„Lieber Herr," antwortete Didier Lambert ein wenig verlegen, „ich will Ihnen, meinem Wohlthäter, gegenüber offen sein: die Summe, die Sie mir zu schenken die Güte gehabt, hat gerade hingereicht, um die Kosten für meine Bekleidung zu decken. Es blieb mir kein Sou für die Befriedigung meines Magens übrig."

„Ah," dachte der Doctor, „der Mann besitzt Leidenschaften! Wer im Stande ist, zu hungern, um sich gut zu kleiden, muß wahrlich im höchsten Grade eitel sein. Man kann nur dann einen Menschen vollkommen beherrschen, wenn man seine Schwächen, das heißt, seine Leidenschaften kennt. Das wäre des Merkens werth."

Der Kellner erschien mit einem Gehülfen, und servirte ein vortreffliches Frühstück.

„Nehmen Sie Platz, Herr Didier Lambert!"

Die beiden Männer setzten sich zu Tische.

Der Doctor hatte ein wachsames Auge auf seinen Gast. Didier's Reden und Manieren zeugten von einer guten Erziehung. Es war ihm anzusehen, daß er sich in guter Gesellschaft bewegt hatte. Pietri füllte die Gläser, und stieß mit ihm auf eine glückliche Zukunft an. Nachdem Didier seinen ersten Appetit befriedigt hatte, forderte der Doctor ihn auf, seine Geschichte zu erzählen.

„Ich werde mich kurz fassen, mein Herr, und nur die Ereignisse mittheilen, die meine gegenwärtige Lage herbeigeführt haben. Meine Vater-

stadt ist Paris. Mein Vater war Kapitain in einem Infanterie-Regimente, das nach Algier geschickt wurde; er fiel in einem Treffen gegen die Kabylen. Ich war um diese Zeit noch sehr jung, und kann wohl sagen, daß ich meinen Vater nie gekannt habe. Von meiner Mutter erfuhr ich, daß er sich zu dem Regimente habe versetzen lassen, um Gelegenheit zu einem raschern Avancement zu erhalten, und auf diese Weise für seine Familie besser sorgen zu können, da er kein Vermögen besaß. Man versicherte, daß er mindestens als Oberst zurückgekehrt wäre, wenn ihn der Tod nicht ereilt hätte, denn er soll ein ausgezeichneter Offizier gewesen sein."

„Und was ward Ihrer Mutter für die Bravour des Vaters?"

„Sie erhielt eine kleine Pension, die sie wenigstens vor dem Elende schützte. Meine gute Mutter war eine geschickte Stickerin, und aus dem Ertrage dieser Kunst sammelte sie ein kleines Kapital, das sie zu meiner Ausbildung bestimmte. Ich war nämlich ihr einziges Kind. Nachdem ich einige Jahre die Handlungsschule besucht hatte, brachte sie mich zu einem Bijouteriehändler in die Lehre. Der Kaufmann erhielt die letzten tausend Francs meiner Mutter als Lehrgeld. Nach vier Jahren ward ich Commis, und ich erinnere mich noch der Freude, als ich der guten Frau meinen ersten Monatsgehalt bringen konnte. Weinend küßte sie mich, denn mein Gehalt und ihre Pension reichten hin, um alle unsere Bedürfnisse zu befriedigen; meine Mutter war alt geworden, sie brauchte nun nicht mehr so anstrengend zu arbeiten, sie konnte sich Ruhe gönnen. Aber leider sollte sie das Glück dieser Ruhe nicht lange genießen — sie starb nach fünf Jahren, und ich stand allein, ohne irgend einen Verwandten, in der Welt. Mein Prinzipal besaß eine Fabrik von Bijouterie- und Luxus-Gegenständen, die in Amerika viel Absatz fanden. Die enormen Bestellungen, die von dorther eingingen, bestimmten ihn, in Neu-York eine Niederlage zu errichten und einen Laden zu etabliren. Ich hatte bei ihm die Handlung erlernt, war sechs Jahre sein Commis gewesen und war mit den kleinsten Einzelnheiten des Geschäfts vollkommen vertraut — Nichts war natürlicher, als daß er mich mit Vollmacht versah und zur Leitung seines Zweiggeschäfts nach Neu-York schickte. Ich nahm die Sendung mit Vergnügen an, da mich Nichts mehr an meine Vaterstadt fesselte. In Neu-York war ich nun Herr eines einträglichen Geschäfts und repräsentirte mit Ehren und gutem Erfolge das pariser Haus Masson, dessen Artikel sehr gesucht wurden. Da mir mein Chef Procente bewilligt hatte, so konnte ich mir ein kleines Vermögen erwerben, und die lachendste Zukunft stand mir bevor. Ich beschloß, diese Gelegenheit zu benutzen: mit rastloser Thätigkeit arbeitete ich an der Ausdehnung des Geschäfts und unternahm häufig Reisen nach dem Süden der Vereinigten-Staaten. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt!"

„Ah, nun beginnt die Jeremiade!" sagte Pietri. „Ich kenne dieses Sprichwort; mehr als ein armer Teufel hat es mir entgegengeseufzt. Trinken Sie, und dann fahren Sie fort."

Didier leerte sein Glas, dann erzählte er weiter:

„Auf einer meiner Reisen war ich gezwungen, mich einige Zeit in Philadelphia aufzuhalten. Meine Geschäftsverbindungen führten mich in das Haus des Kaufmanns Russel, der seit Jahren schon seinen Bedarf an französischen Bijouteriesachen von uns entnommen hatte. Man lud mich zum Souper ein, und bei dieser Gelegenheit lernte ich die Tochter vom Hause kennen, ein reizendes, feingebildetes Mädchen."

„Also auch die Liebe hat ihr Spiel mit Ihnen getrieben?“

„O, ein grausames Spiel, mein Herr!“

„Ich beklage Sie, armer Mann!“ murmelte Pietri, nachdem er ein wenig Wein aus seinem Glase geschlürft hatte.

Der Doctor runzelte die Stirn, denn die Erinnerung an Mathilde, seine erste Jugendliebe, erwachte wieder. Mit einer bittern Ironie fragte er:

„Wie hieß das holde Wesen, das Ihnen so arg mitgespielt hat — hieß sie etwa Mathilde?“

„Mathilde?“ fragte Didier verwundert, der sich nicht erklären konnte, wie sein großmüthiger Wirth auf diesen Namen kam.

Pietri begann zu lachen.

„Ja so!“ rief er aus. „Lassen Sie sich nicht irre machen, mein lieber Freund! Ich habe nämlich die seltsame Ansicht, daß jedes gleißnerische weibliche Geschöpf, das einen Mann betrügt, Mathilde heißen müsse. Mathilde und Syrene ist in meinen Augen synonym.“

„Die Tochter Russel's hieß Jenny.“

„Jenny! Man frage, wie eine schöne Amerikanerin oder eine schöne Engländerin heißt, und man wird stets die Antwort erhalten: Jenny! doch fahren Sie fort, der Name thut ja Nichts zur Sache. Sie sahen also Jenny Russel, liebten sie und — —“

„Und Jenny gab mir zu erkennen, daß ich ihr nicht gleichgültig sei.“

„Das trifft sich gut.“

„Hatten mich Anfangs Geschäfte an Philadelphia gefesselt, so fesselte mich nun die Liebe an diese Stadt.“

„Und was sagte Vater Russel dazu?“

„Er schien die Neigung seiner Tochter nicht zu mißbilligen, denn er lud mich öfter zu Tische ein, und befragte mich über meine Verhältnisse, die ich ihm offen und wahr darlegte. Ein Brief meines ersten Commis rief mich nach Neu-York zurück. Von dieser Zeit an ward meine Correspondence mit Herrn Russel lebhafter, als es das Geschäft erforderte, denn ich konnte ja jedem Briefe einen Gruß an die liebenswürdige Jenny anvertrauen. An sie selbst zu schreiben, fehlte mir der Muth, da mein beginnendes Verhältniß mir kein Recht dazu gab.“

„Nach einem Vierteljahre war ich wieder in Philadelphia, und mein erster Weg war natürlich der, zu Russel. Mein Empfang war ein herzlicher, und Jenny erröthete, als ich ihr die Hand küßte. Vierzehn Tage genügten, um mich zu der Erkenntniß gelangen zu lassen, daß die schöne Amerikanerin mich wirklich liebte. Eines Abends war ich zum Souper geladen. Meine Ungeduld trieb mich, das Haus der Geliebten vor der festgesetzten Stunde zu betreten. Man sagte mir, Herr Russel sei in Geschäften abwesend. Ich bat die Wirthschafterin, eine alte Mulattin, mich der Tochter vom Hause anzumelden.“

„Hatte Jenny keine Mutter mehr?“ fragte der Doctor.

„Ich habe vergessen Ihnen zu sagen, daß die Mutter von Herrn Russel geschieden war; den Grund dieser Scheidung habe ich nie erfahren.“

„Er thut auch nichts zur Sache; was aber antwortete Ihnen die Wirthschafterin?“

„Sie führte mich lächelnd in den großen Garten, der sich hinter dem Hause befand.“

„„Sehen Sie die Laube, die sich an dem Ende des Hauptganges befindet?““ fragte die Alte.“

„„Ja!““

„„Dort sitzt Miß Jenny und lies't in einem Buche.““

„In meiner freudigen Bestürzung entschlüpfte mir die alberne Frage:“

„„Werde ich die junge Dame auch nicht stören?““

„Die Alte machte eine Verneigung und sagte:“

„„Ich glaube vielmehr, Sir Lambert wird sehr willkommen sein!““

„„Sie glauben es?““ wiederholte ich stammelnd.“

„Die Alte nickte bedeutungsvoll mit dem Kopfe und wollte sich entfernen; ich aber hielt sie zurück, und drückte ihr einige Goldstücke in die Hand.“

„„Gehen Sie nur, gehen Sie nur!““ flüsterte sie. „„Miß Jenny ist ganz allein, und Herr Russel kommt um acht Uhr erst zurück.““

„Als ich mich ein wenig von meinem freudigen Schrecken erholt hatte, war ich allein. Die Alte hatte sich in das Haus zurückgezogen. Ich hatte längst bemerkt, daß Martha mit Jenny auf einem sehr vertrauten Fuße stand, und demnach durfte ich wohl annehmen, das junge Mädchen habe ihr eine vertrauliche Mittheilung gemacht. War es nun nicht an mir, den ersten Schritt zu einer nähern Erklärung zu unternehmen? Sollte ich denn erwarten, daß mir der Vater seine Tochter antragen würde? Ich erinnerte mich der schrecklichen Stunden der Sehnsucht und der Ungewißheit, die ich fern von Philadelphia verlebt hatte. Meine Abreise mußte schon in einigen Tagen stattfinden — sollte ich den peinlichen Zustand der Ungewißheit und der Zweifel wiederkehren lassen? Einige Augenblicke des Nachdenkens gaben mir Muth, und ich ging der Laube zu.“

„Der Abend war schön, und der Garten duftete wie ein Paradies. Bald stand ich in dem Eingange der Laube. Ach, mein Herr, welch ein Anblick bot sich mir dar!“ rief Didier wie begeistert.

„Nun, was sahen Sie denn?“ fragte lächelnd der Doctor, den die Erzählung zu interessiren schien.

„Jenny, ganz weiß gekleidet, wie ich sie noch nie gesehen, lag schlafend auf einem niedern Polster; neben ihr sah ich das Buch, in dem sie gelesen, es war zu Boden gefallen. Der rechte Arm, schneeweiß und rund, wie aus Alabaster geformt, hing nachlässig herab — er hatte wahrscheinlich das Buch gehalten. Der linke Arm lag unter dem schönen Kopfe, dessen blonde Locken das sanft geröthete Gesicht der reizenden Schläferin beschatteten. Und dieses herrliche Bild ward von dem milden Lichte des Abendroths umwebt, das durch die Blätter der Laube drang. Ach, mein Herr, wäre ich nicht schon bis zum Sterben verliebt gewesen — dieser Anblick hätte mich wirklich dazu gemacht!“

„Die Venus von Titian wäre fertig gewesen, wenn Sie sich zu den Füßen der reizenden Schläferin niedergelassen hätten,“ meinte Pietri.

„Dazu drängte es mich!“ rief der begeisterte Didier.

„Und was hielt sie ab?“

„Das Erwachen meiner Venus. Lächeln Sie nicht, mein Herr; Jenny war in diesem Zustande eine Venus. Ich behaupte, daß es in den Vereinigten Staaten keine vollendetere Schönheit giebt! Ach, wie Schade ist es, daß ich dies nicht auch von ihrem Charakter sagen kann!“

„Also Ihre Venus erwachte. Und was that sie?“

„Erschreckt fuhr sie zusammen.“

„Das läßt sich denken.“

„Dann erhob sie sich, begrüßte mich verwirrt, und lud mich ein, neben

ihr Platz zu nehmen. Ich folgte der Einladung, nachdem ich ihr das Buch überreicht und die kleine, weiche Hand geküßt hatte. Nun bat ich um Verzeihung, daß ich unangemeldet eingetreten sei."

„„Wer hat Ihnen gesagt, daß ich in der Laube bin?"" fragte sie mit einem reizenden Lächeln."

„„Ihre alte Wirthschafterin.""

„„Also Martha — ich konnte es mir denken!""

„„Ist es Ihnen nicht angenehm, Miß?"" fragte ich mit zitternder Stimme, denn ich glaubte mein Todesurtheil hören zu müssen."

„„Zweifeln Sie nicht daran, denn Sir Lambert ist uns stets ein willkommener Gast. O, mein Gott, warum muß ich Ihnen wiederholen, was Sie längst wissen!"" fügte sie hinzu, als ob sie meine peinliche Unruhe bemerkte und besänftigen wollte."

„Diese Worte sprach sie mit einer Vertraulichkeit, die mich so kühn machte, zu fragen:"

„„Miß Jenny, ich weiß, daß ich Ihrem Vater als Geschäftsfreund willkommen bin — darf ich auch wissen, ob ich mich Ihrer besondern Theilnahme ein wenig zu erfreuen habe?""

„„Sie glauben wohl an meine Indifferenz, mein Herr, weil ich geschlafen habe, während ich Sie erwarte? Um mich bei Ihnen nicht in ein falsches Licht zu setzen, muß ich Ihnen eine Eröffnung machen, die ich Ihnen und mir schuldig bin. Wissen Sie denn, Sir Lambert, ich habe nicht geschlafen, ich habe Sie vielmehr den Weg herabkommen sehen, nachdem Sie eine Zeit lang überlegend still gestanden hatten. Sie überlegten noch, ob Sie kommen sollten, nachdem Ihnen Martha gesagt, daß ich in der Laube allein bin. Dafür ersann ich eine kleine Rache, und — schlief ein!""

„„O, Sie haben sich grausam gerächt!"" rief ich aus."

„„Wie?"" fragte sie überrascht."

„„Sie waren, als sie schliefen, so schön, daß . . .""

„„Nun, fahren Sie fort, Sir Lambert. Wir wollen einmal annehmen, daß ich im Schlafe schön gewesen bin — wie habe ich mich durch diese Schönheit an Ihnen grausam rächen können?""

„„Miß,"" rief ich aus, „„Sie waren so schön, daß ich unglücklich sein werde, wenn Sie mir nicht gestatten . . .""

„Die Worte erstarben mir auf den Lippen. Ach, mein Herr," sagte Didier, der von der Erinnerung an jene Scene völlig durchdrungen zu sein schien, „ach, mein Herr, noch in diesem Augenblicke fühle ich die brennende Röthe, die damals mein Gesicht überzog, das furchtbare Klopfen des Herzens und aller meine Pulse, und das heftige Zittern meines ganzen Körpers. Jenny sah mich mit einem wunderbaren Blicke an, mit einem Blicke, der nur aus ihren Augen kommen kann, und fragte dabei in einem unbeschreiblichen Tone:"

„„Nun, mein lieber Sir Lambert, was soll ich Ihnen gestatten?""

„Ich fühlte, daß der wichtigste Augenblick meines Lebens gekommen war, daß ich jetzt Gewißheit über das Schicksal meines Herzens erhalten mußte. Das junge Mädchen kam mir wie eine Göttin vor, ohne deren wohlthätige Zaubermacht ich ferner nicht existiren konnte. Ich sank zu ihren Füßen nieder, und sagte:"

„„Daß ich Sie lieben darf!""

„Sie ward roth und senkte die Augen. Dann flüsterte sie:"

„„Ich kann Nichts dagegen haben, wenn Sie mich dieses Vorzugs würdigen wollen!““

„Dessen, was ich nun sagte, erinnere ich mich nicht mehr; ich weiß nur so viel, daß ich ihr den Zustand meines Herzens in den glühendsten Ausdrücken schilderte, und daß sie mich mit einer Verwirrung anhörte, die sie noch tausendmal schöner machte, als sie mir bisher erschienen war. Sie erlaubte mir auch, daß ich ihre Hand an meine Lippen drückte.“

„In diesem Augenblicke ließ sich Martha's Stimme hören; sie kündigte an, daß Herr Russel zurückgekehrt sei. Wie bestürzt verließ Jenny ihren Platz, und zog mich hastig aus meiner knieenden Stellung empor. Der Schrecken des jungen Mädchens war mir erklärlich, da ich annehmen durfte, daß dieses Rendez-Vous ohne Wissen des Vaters stattfand, und daß es vielleicht der erste Fehltritt der guten Tochter war.“

„„Jenny,““ flüsterte ich, um sie zu beruhigen, „„darf ich mich bald Ihrem Vater entdecken?““

„„Mein Gott!““ rief sie leise, und indem sie die Hand auf das Herz legte.“

„„Ich will nicht, daß Sie irgend ein Geheimniß vor ihm bergen, dessen Bewahrung Ihnen lästig ist.““

„„Nein, nein! Wenn Sie mich lieben, wie Sie so eben gesagt haben, so verschweigen Sie Jedermann unsere heutige Unterredung. Weder mein Vater, noch sonst eine Person darf jetzt darum wissen. Glauben Sie mir, ich habe die triftigsten Gründe von der Welt dazu, wenn ich diese Bitte an Sie richte, und Sie werden mir meine erste Bitte nicht abschlagen. Sobald die Zeit gekommen, daß Sie sich entdecken können, werde ich Ihnen Nachricht geben — ich selbst, Sir Lambert, vergessen Sie das nicht!““

„„Jenny, auch Sie werden mir meine erste Bitte nicht abschlagen.““

„„Sprechen Sie diese Bitte aus!““ flüsterte sie ängstlich.“

„„Darf ich mit Ihnen einen Briefwechsel unterhalten?““

„„Ja! Aber heimlich.““

„„Nennen Sie mir den Weg.““

„„Ich gebe Ihnen die Adresse, ehe Sie uns verlassen.““

„„Und Sie beantworten jeden meiner Briefe?““

„Lächelnd nickte sie mir ein Ja zu.“

„„Nun führen Sie mich zu Tische!““ sagte sie dann, indem sie ihren Arm in den meinigen legte.“

„Wir verließen die Laube und gingen langsam durch den schönen Garten, den eine liebliche Dämmerung und eine erquickende Abendfrische erfüllte. Mir fehlte der Muth, ein Gespräch anzuknüpfen, als ich sah, daß Jenny nachdenkend an meiner Seite ging. Und was hatte ich ihr denn auch noch zu sagen? Wußte sie nicht, daß ich sie liebte? Wußte ich nicht, daß das zärtliche Verhältniß angeknüpft war und daß es durch eine heimliche Correspondence fortgesetzt werden sollte? Hatte sie die Erklärung meiner Liebe nicht mit der Schüchternheit einer Jungfrau angenommen, und mußte ich diese Schüchternheit nicht ehren? Alle diese Gedanken versetzten mich in einen Taumel von Glück, der mich bis zu den Wolken erhob.“

„Indem wir an einem blühenden Rosenstrauche vorübergingen, brach Jenny eine Blume ab, die sie mir mit den Worten reichte:“

„„Nehmen Sie, Sir Lambert; diese Rose möge Ihnen eine Erinnerung an den heutigen Abend sein.““

„„Wenn es eines sichtbaren Zeichens bedürfte, um mich an die Stunde

zu erinnern, die mir die Gewißheit gab, daß meine schönste Hoffnung in Erfüllung gehen wird!"" antwortete ich, indem ich die duftende Rose aus der kleinen Hand meiner Göttin empfing, und auf der Brust verbarg."

„Wir traten in den Speisesaal. Herr Russel bemerkte uns nicht sogleich, er ging sinnend, die Hände auf den Rücken gelegt, auf und ab."

„„Hier bringe ich unsern Gast, Vater!"" rief Jenny, die ihre Unbefangenheit und Heiterkeit plötzlich wiedererlangt hatte."

„Auch Herrn Russel's ernstes Gesicht erheiterte sich. Nachdem er mit väterlicher Zärtlichkeit die Stirn seiner Tochter geküßt, reichte er mir die Hand und sprach sein Bedauern darüber aus, daß es ihm nicht vergönnt gewesen sei, mich bei meiner Ankunft sogleich zu empfangen; ein dringendes Geschäft, fügte er hinzu, habe ihn auf einige Stunden vom Hause fern gehalten; jetzt aber stehe er ganz zu meinen Diensten."

„Nun folgte ein splendides Abendessen. Jenny machte die Wirthin mit einer Eleganz und Grazie, die mich in ein Entzücken versetzte, das ich Mühe hatte, zu verbergen. Es schien, als ob sie an diesem Abende Alles aufbot, um mir zu gefallen, oder richtiger gesagt, um die Liebe zu befestigen, die ich ihr in der Laube gestanden hatte — ich war wenigstens damals so anmaßend, dies zu glauben. Bei jeder Gelegenheit erwies sie mir die zarteste Aufmerksamkeit, und zwar eine Aufmerksamkeit, die nur ich, ihr Verehrer, verstehen konnte."

„Das Souper war vorüber. Nachdem die Domestiken den Tisch abgeräumt und sich entfernt hatten, öffnete Jenny einen Flügel, und begann zu spielen und zu singen. Wahrlich, mein Herr, ich hatte in Paris die Stimmen unserer besten Sängerinnen gehört — aber Jenny's reine, jugendliche und frische Stimme überragte alle an Schmelz und Biegsamkeit. Und dabei sang sie mit einer Fertigkeit und einem Gefühle, daß ich die Malibran zu hören glaubte. Schon oft war ich der Gast des Herrn Russel gewesen; aber noch nie hatte seine Tochter den Flügel geöffnet, ich hatte selbst das herrliche Instrument noch nicht einmal bemerkt. Warum zeigte sie mir diesen Abend alle ihre Vorzüge? Warum wählte sie Lieder, in denen sie ihre Gefühle aussprechen konnte? Und warum sang sie mit einer Innigkeit, die mir fast Thränen erpreßte?"

„Ich mußte das seltene Mädchen bewundern!" fuhr Didier nach einem tiefen Seufzer fort. „Hatte sie sich in dem Gespräche bei Tische geistreich, witzig und fast ausgelassen froh gezeigt, so legte sie durch ihren Gesang eine tiefe Empfindung, eine reizende Schwärmerei an den Tag. Und dabei glitten ihre blendend weißen Finger mit einer Fertigkeit über die Tasten, die sie zur ausgebildeten Virtuosin machte."

„Jenny hatte eine wunderliebliche Romanze vollendet. Die klagenden Töne derselben hatten mich in eine süße Schwermuth eingewiegt, so daß mein Geist dem Orte entrückt war, an dem sich der Körper befand."

„„Schlafen Sie, Sir Lambert?"" fragte mich Herr Russel."

„Ich sah empor. Indem ich den Eindruck schildern wollte, den der Gesang auf mich ausgeübt, bemerkte ich, daß die Sängerin sich von dem Flügel entfernt und den Saal verlassen hatte."

„„Wo ist Miß Jenny?"" fragte ich, wie aus einem Traume erwachend."

„„Meine Tochter giebt den Domestiken die Erlaubniß, zu Bett zu gehen; sie wird sogleich wieder bei uns sein. Es ist dies ihre Pflicht, da sie die Oberleitung der Wirthschaft führt.""

„„Sir Russel, Miß Jenny ist ein Engel!"" rief ich begeistert aus.

„„Sie vereinigt alle Vorzüge, alle Tugenden, die ein irdisches Wesen schmücken können.““

„„Sie haben Recht, Sir!““ antwortete der Hausherr. „„Ich bin stolz auf meine Tochter, aber auch glücklich, daß die Bemühungen, die ich auf ihre Erziehung verwendet, von diesem schönen Erfolge gekrönt sind. Gebe Gott, daß die gute Tochter so glücklich wird, als es mein Vaterherz wünscht.““

„„Und wie Miß Jenny es verdient!““ fügte ich rasch hinzu.“

„Diese Aeußerung schien Sir Russel zu freuen; er drückte mir dankbar die Hand.“

„„Was hätte unser Leben für einen Zweck, wenn uns die Sorge für ein geliebtes Kind fehlte?““ rief er aus. „„Wofür arbeiten wir? Der schönste Lohn für die Mühen dieses Lebens ist das Glück der Kinder. Ich bin nicht habsüchtig, Sir; aber wenn ich zu erwerben wünsche, wenn ich mich nach Gewinn sehne, so habe ich nur die Zukunft meiner Tochter im Auge. Weiß ich diese gesichert, so schließe ich ruhig die Augen zum ewigen Schlafe. Vielleicht erzeugt meine Zärtlichkeit ein wenig zu viel Befürchtungen und spornt mich zu allzukühnen Unternehmungen an — aber ich mache es mir nicht zum Vorwurfe, wenn ich mein Kind erblicke, ich halte es dann für meine Pflicht, nach Kräften zu schaffen. Nun, Gott wird ja wohl seinen Segen geben!““

„Wie überwältigt von seinem Gefühle, erhob sich Herr Russel, und ging unruhig durch den Saal. Ich fand sein Benehmen erklärlich: sollte die liebenswürdige Jenny nicht denselben Eindruck auf das Herz des Vaters ausüben, als auf das Herz des Liebhabers?“

„Da trat das junge Mädchen wieder ein. Der Vater ging ihr entgegen und drückte sie bewegt an seine Brust.“

„In diesem Augenblicke zeigte die Pendule des Saales die Mitternachtsstunde an. Ich stand auf, um mich zu entfernen, denn die Schicklichkeit erforderte es.“

„„Sie wollen fort?““ fragte der Hausherr.“

„Ich deutete auf die Uhr.“

„„Gut,““ fuhr Herr Russel fort, „„Sie sind ein Geschäftsmann, der die Nacht nicht zum Tage macht. Ich hoffe, wir sehen uns noch einmal in meinem Comptoir, ehe Sie nach Neu-York zurückreisen — wir haben ja unsere Geschäfte noch nicht völlig geordnet.““

„Ich versprach es, und schied.“

„Jenny begleitete mich in das Vorzimmer, unter dem Vorwande, daß die Domestiken bereits zu Bett gegangen seien.“

„„Nehmen Sie!““ flüsterte sie unter tiefem Erröthen.“

„Ich war so bestürzt, daß ich fragte:“

„„Was ist das?““

„Sie überreichte mir ein Billet.“

„„Es ist die versprochene Adresse.““

„Fast wäre ich zu den Füßen des himmlischen Wesens niedergesunken. Durfte ich nun noch an Gegenliebe zweifeln?“

„„Jenny, wie soll ich Ihnen danken?““ stammelte ich, indem ich ihre Hand mit Küssen und Thränen der Rührung und Freude bedeckte.“

„„Dadurch, daß Sie noch eine Zeit lang verschwiegen sind und von dieser Adresse oft Gebrauch machen. Ihre Briefe werden sicher in meine Hand befördert werden.““

„„Ich schwöre Ihnen, daß ich in allen Punkten — —““

„„Schwören Sie nicht!““ unterbrach sie mich rasch und wie es schien mit einer gewissen Aengstlichkeit. „„Noch haben Sie Ihr Herz nicht vollkommen geprüft — sollten Sie Ihre Meinung über mich ändern, so senden Sie mir die Rose zurück, und es bedarf keiner weitern Erklärung.““

„„Das wird nie, nie geschehen; es sei denn, daß Sie selbst sie fordern!““

„Ein Geräusch im Saale unterbrach dieses Gespräch, das ich gern noch eine Minute fortgesetzt hätte.“

„„Leben Sie wohl, Sir, wenn wir uns vor Ihrer Abreise nicht wiedersehen sollten!““ flüsterte Jenny eilig.“

„Indem sie sich verneigte, war ich so kühn, einen Kuß auf ihre weiße Stirn zu drücken. Sie duldete es; dann verschwand sie. Berauscht verließ ich das Haus, das all mein Glück, all mein Hoffen für dieses Leben barg. Ich durcheilte die Straßen von Philadelphia bis das Morgenroth am Himmel erschien. Wohl zehnmal ging ich an dem Hause vorüber, in dem Jenny schlief und vielleicht von mir träumte. Gott weiß, daß ich mehr als ein Gebet für das herrliche Wesen zu ihm emporsandte. In einer fieberhaften Aufregung betrat ich mein Zimmer. Ich zog die Rose und das Billet hervor; nachdem ich beide an meine Lippen gedrückt, las ich das Letztere. Die zierlichen Buchstaben, ohne Zweifel von Jenny's Hand geschrieben, bildeten folgende Worte, die ich noch jetzt auswendig weiß: „Schließen Sie den an mich gerichteten Brief in ein Couvert mit der Adresse: an Martha Volkland, Wirthschafterin bei Herrn Russel.“ Die Alte war also wirklich ihre Vertraute! Auf die Ergebenheit dieser Person durfte ich rechnen, denn sie hatte das Geschenk meiner Goldstücke angenommen.“

„Vor meiner Abreise machte ich noch einen Besuch in Russel's Hause; da mich der Vater in dem Comptoir empfing, sah ich die Tochter nicht; es ward auch ihrer nicht erwähnt. Konnte mich das kümmern? Ich besaß ja ihre Adresse, es war Alles eingeleitet zu einer vertraulichen Correspondence, die mir mehr werth war, als die Gesellschaften, in denen ich Jenny nur sehen durfte, ohne mich ihr mitzutheilen.“

„Ich kam in Neu-York an. Denselben Tag noch ging ein Brief nach Philadelphia ab; ihm vertraute ich Alles an, was ich der Geliebten zu sagen nicht gewagt haben würde. Mit welcher Sehnsucht ich die Antwort erwartete, können Sie denken. Jenny war pünktlich — sie sandte mir einen Brief, der mich entzückte. Ich konnte fast nicht an mein Glück glauben! Welch ein Gemüth offenbarte sich in den Zeilen der Geliebten, und wie schön schilderte sie mir den Zustand ihres Herzens, der mit dem meinigen genau übereinstimmte. Der Briefwechsel ward lebhaft unterhalten, und schon nach einigen Wochen standen wir auf einem so vertrauten Fuße, als ob wir uns Jahre lang täglich gesehen und gesprochen hätten. Wir betrachteten uns gegenseitig als Verlobte, als ein Paar, das Niemand mehr zu trennen vermochte. Ich drang darauf, mich endlich dem Vater entdecken zu dürfen: Jenny beschwor mich, unsere Liebe ferner noch als Geheimniß zu bewahren; sie müsse aus Rücksichten für ihren Vater, die ich später erfahren solle, dabei beharren. Ich fügte mich zwar ihrem Wunsche; beschloß aber, Alles zu unserer Verbindung vorzubereiten.“

„Um diese Zeit erhielt ich die Nachricht, daß der Chef meines Hauses in Paris gestorben sei, und daß die Erben, zwei Töchter, die verheirathet

waren, das Geschäft aufgeben wollten. Zugleich ertheilte man mir Auftrag, das Lager in Neu-York so theuer als möglich zu verkaufen und die gelös'te Summe an die Erbschaftsmasse einzusenden. Das war ein Donnerschlag aus heiterm Himmel! Ich hatte mir zwar ein kleines Vermögen erspart, aber es reichte nicht aus, um mir eine Existenz zu gründen, die Jenny's, meiner künftigen Gattin, würdig war. Wäre diese Veränderung nach meiner Verheirathung eingetreten, so hätte sie mir nur nützlich sein können; jetzt aber mußte ich als ein der Unterstützung bedürftiger Mann erscheinen, und Herr Russel selbst hatte mir gesagt, daß er nur dann ruhig sterben könne, wenn er die Zukunft seiner Tochter völlig gesichert wisse. Konnte ich jetzt Bürgschaft dafür bieten? Und wer sagte mir denn, ob nicht Herr Russel auf einen reichen Schwiegersohn rechnete, ob nicht die Stellung, die ich bisher eingenommen, Jenny veranlaßte, unsere Liebe geheim zu halten? Ach, und nun hatte ich die Stellung verloren, die ihr nicht genügte! Ich war nicht nur nicht empor, sondern zurückgekommen."

„Da Herr Russel ein Geschäftsfreund war, mußte ich ihm die Auflösung unsers Hauses anzeigen. Er antwortete einfach als Geschäftsmann, und glich durch Zahlung seine Rechnungen aus. Auch Jenny theilte ich die Veränderung mit dem Bemerken mit, daß ich selbstständig ein Geschäft begründen, und mich dann ihrem Vater vorstellen würde. Sie antwortete mir in gewohnter herzlicher Weise, und wünschte mir alles Glück. Von nun an nahmen mich die Geschäfte und die Sorge für meine Zukunft völlig in Anspruch. Jetzt galt es, mir die Geliebte zu erwerben; jetzt galt es zu zeigen, daß ich als selbstständiger Mann auftreten könne. Gewissenhaft schätzte ich die Vorräthe ab: es ergab sich die Summe von fünfundsechzigtausend Dollars; dazu kamen die Außenstände mit zwanzigtausend Dollars, in Summa betrug also das Vermögen fünfundachtzigtausend Dollars. Da mein eigenes Vermögen fünfundzwanzigtausend Dollars betrug, machte ich den Erben den Vorschlag: ich wolle das Lager übernehmen, die Außenstände mit zwanzigtausend Dollars sofort abtragen und die fünfundsechzigtausend Dollars durch näher zu bestimmende Ratenzahlungen decken."

„Der Vorschlag war nicht übel," sagte Pietri. „Nahmen ihn die Erben an?"

„Statt der Antwort sandten sie einen pariser Advokaten nach Neu-York. Dieser nahm eine neue Abschätzung und Revision vor, und das Ergebniß war dasselbe. Die Erben brauchten Geld: sie bestanden auf baare Zahlung. Der Advokat hatte Auftrag, unter allen Umständen zu verkaufen, selbst wenn die abgeschätzte Summe nicht herauskommen sollte. Woher aber sollte ich auf der Stelle fünfundsechzigtausend Dollars nehmen? An Russel konnte und durfte ich mich nicht wenden, ich durfte ihn nicht einmal das Mißliche meiner Lage merken lassen. Der Advokat wollte mir die Vorhand lassen, und hatte mir eine Frist von acht Tagen bestimmt. Die Zeit verfloß, und alle meine Bemühungen blieben fruchtlos. In meiner Verzweiflung wandte ich mich an einen reichen Wucherer. Der Mann kannte mich, und er glaubte auf das Geschäft unter Bedingungen eingehen zu können."

„Was stellte er Ihnen für Bedingungen?"

„Ich mußte ihm Wechsel ausstellen und das Lager als Pfand verschreiben."

„Nicht übel!“

„Ich gab Wechsel und Verschreibung. Das Geschäft war geordnet, und der Advokat reis'te mit dem Gelde nach Paris zurück. So war ich nun mit einer Schuldenlast von fünfundsechzigtausend Dollars ein selbstständiger Kaufmann in Neu-York.“

„Das war ein übler Anfang, mein Freund!“

„Ich hätte mich vor einem noch schlechtern nicht gefürchtet, denn die Liebe gab mir einen Muth, der Alles wagte. Ein halbes Jahr war über dem Ordnen dieser Angelegenheit verflossen, eine Zeit voll Mühen und Drangsale. Ich athmete hoch auf, als ich in mein Etablissement zurückkehrte, nachdem ich den Advokaten an Bord seines Schiffes gebracht hatte. Nun erst konnte ich wieder mit ganzer Seele an meine Jenny denken. Die Widerwärtigkeiten, die ich für diesmal glücklich bekämpft, hatten meine Liebe noch erhöht und mich zu größeren Bestrebungen angespornt. Ich meldete Herrn Russel, daß ich der Besitzer des Geschäfts sei. Zugleich expedirte ich einen Brief unter der bekannten Adresse an seine Tochter. Mit Sehnsucht und Angst wartete ich auf Antwort. Die gewöhnliche Zeit, in der sie zu erfolgen pflegte, verstrich. Wie gern wäre ich nach Philadelphia gereis't; aber ich hatte nicht den Muth, mein Geschäft fremden Händen zu überlassen. Endlich erhielt ich zwei Briefe. Den einen hatte der Commis des Herrn Russel geschrieben; er zeigte mir an, daß sein Chef sich auf einer großen Geschäftsreise befände. Den andern hatte die alte Martha geschrieben; sie theilte mir mit, daß Jenny ihren Vater auf einer Reise begleite und daß es ungewiß sei, wann sie zurückkehrte. Mein Brief solle übrigens befördert werden. So verfloß ein Vierteljahr. Ich hatte gehofft, Jenny würde mir schreiben: es war vergebens gewesen. Sollte ich nach Philadelphia reisen, um Gewißheit zu erlangen? Da sich nicht annehmen ließ, daß Vater und Tochter so lange von der Heimath fern bleiben würden, rüstete ich mich zur Abreise. Am Abend vor derselben erhielt ich einen Brief von Philadelphia; die Adresse war von Herrn Russel's Hand geschrieben. Zitternd erbrach ich das Papier: „Sie sind ein Freund meiner Familie,“ schrieb mir der Vater, „und da ich Ihre Theilnahme für uns kenne, halte ich mich verpflichtet, Ihnen mitzutheilen, daß es mir gelungen ist, die Zukunft meiner Tochter zu sichern, wie es stets mein heißester Wunsch gewesen; Jenny ist die Gattin eines wackern Mannes, der sie schätzt und liebt, wie sie es verdient. Meine Handlung habe ich aufgegeben, um meine letzten Tage in Ruhe zu verleben.“

Didier unterbrach sich; er starrte einige Augenblicke schmerzlich vor sich hin.

Der Doctor beobachtete ihn.

„Ah,“ dachte er dabei, „der Mann befindet sich in derselben Lage, die mir Mathilde einst durch ihre Treulosigkeit bereitete! Die Frauen bleiben sich gleich, sie sind in Amerika so schlecht, wie auf Corsika. Trinken Sie, mein armer Freund, trinken Sie!“ rief er aus. „Man nennt uns Männer das stärkere Geschlecht: wir dürfen uns von den Frauen, dem schwächeren Geschlechte, nicht besiegen lassen.“

Der junge Mann verschlang ein Glas Wein, als ob er sich berauschen wollte, um seinen Schmerz zu vergessen.

„Jenny war also verheirathet,“ fuhr er fort, „und ich, dessen Liebe sie bis zum Wahnsinne genährt, sah in eine traurige, düstere Zukunft. Es ist unmöglich, Ihnen meinen Gemüthszustand zu schildern.“

„Dessen bedarf es nicht, ich kann ihn mir denken.“

„Dieses Wesen, das ich für vollkommen hielt, war eines solchen Verrathes fähig! Ja, eines niedern Verrathes, denn ich mußte annehmen, daß der Vater meine bedrängten Verhältnisse erfahren, und seine Tochter nun einem reichen Bewerber gegeben hatte. Aber mehr noch drückte mich der Gedanke zu Boden: Jenny hat mit deiner heißen, aufrichtigen Liebe ein Spiel getrieben, sie hat eine Neigung erheuchelt, die ihrem Herzen fremd war.“

„Mein Freund, erschöpfen Sie sich nicht unnützerweise in Vermuthungen, erzählen Sie mir vielmehr, wie Sie als Kaufmann zu Grunde gegangen sind.“

„Auf die einfachste Weise von der Welt!“ rief Didier. „Bei Uebernahme der Außenstände hatte ich in meiner Ehrlichkeit die Verluste nicht berechnet, die ich möglicherweise erleiden konnte. Durch das Falissement eines Hauses in Boston verlor ich fünfzehntausend Dollars. Ich hatte fünfundzwanzigtausend Dollars für die Außenstände bezahlt, und erhielt nun dafür zehntausend. Der Termin der ersten Ratenzahlung kam heran und der Wucherer präsentirte mir einen Wechsel von fünfundzwanzigtausend Dollars — ich konnte nur zehntausend zahlen, und unterschrieb einen neuen Wechsel auf kurze Frist, natürlich gegen wucherische Zinsen. Eine Krankheit fesselte mich zwei Monate an das Bett, der Handel ging schlecht, weil ich ihn nicht poussiren konnte, neue Verfalltage kamen, der Wucherer, der sich nun in seiner ganzen Größe zeigte, machte von seinem Rechte Gebrauch: er nahm das Waarenlager in Beschlag, das zu dreißigtausend Dollars abgeschätzt ward, und für den übrigen Theil der Schuld ließ er mich in das Wechselgefängniß setzen. Auf dem Wege dahin — ich ging zu Fuß zwischen zwei Wechselgerichtsdienern, damit ich nicht entfliehen konnte — begegnete mir eine prachtvolle Equipage: fast wäre ich auf das Straßenpflaster niedergesunken, denn ich erkannte Jenny an der Seite eines Mannes, der ohne Zweifel ihr Gemahl war. Auch sie mußte mich erkannt haben, denn sie lehnte sich aus dem Wagen und sah mir nach, bis eine Straßenecke uns trennte. Die Treulose hatte eine gute Parthie gemacht, und ich — ich wanderte in das Schuldgefängniß, um in stiller Einsamkeit drei Jahre über den Werth der Frauen nachzudenken. Wäre der Wucherer nicht gestorben, ich glaube, er hielte mich heute noch in Wechselhaft, denn er war der Meinung, ich könne zahlen, aber ich wolle nicht.“

„Nach drei Jahren befand ich mich also wieder auf freien Füßen. Was sollte ich nun beginnen? Ich wandte mich an meine ehemaligen Freunde: als sie meinen abgeschabten Rock erblickten, zuckten sie die Achseln, bedauerten mein Unglück, gaben mir zu verstehen, daß ich selbst die Schuld davon trüge, und wollten mir einige Dollars als Almosen geben. Ich wies das Almosen zurück, und bat um Arbeit; Niemand wollte mich in seinem Comptoir anstellen, jeder hatte treu bewährte Leute, die er nicht entlassen konnte. Alle Versuche, als Kaufmann ein Unterkommen zu finden, scheiterten, und ich war gezwungen, um nicht dem Elende zu erliegen, Arbeit bei dem Baue einer Eisenbahn zu suchen. Die Administration der Bahn nahm das Erbieten an; in der ersten Zeit arbeitete ich mit Hacke und Schaufel um ein spärliches Tagelohn, später verwendete man mich zu schriftlichen Arbeiten, so daß ich mir wöchentlich eine Kleinigkeit erübrigen konnte. Die Rückkehr nach Frankreich ward nun mein

sehnlichster Wunsch, und ich strebte danach, mir das Geld zur Ueberfahrt zu ersparen. Da war die Bahn vollendet, und die Arbeiter wurden entlassen. Ich war gezwungen, eine Zeit lang von meinen Ersparnissen zu leben, bis ich neue Arbeit fand. Nach zwei Jahren endlich war ich im Besitze einer Summe, mit der ich die Reise ermöglichen konnte. In Neu-York kaufte ich mir einen Platz auf einem französischen Schiffe, ich ging an Bord, und landete nach zwölf Wochen in Havre de Grace. Arm wie ein Bettler betrat ich mein Vaterland! Ein furchtbarer Groll bemächtigte sich meiner gegen das Weib, dem ich mein trauriges Schicksal verdankte. Wäre sie nicht gewesen, so wäre ich früher mit meinem kleinen Vermögen nach Frankreich zurückgekehrt, um ein bescheidenes, solides Geschäft in der Heimath zu gründen, anstatt in Neu-York den großen Kaufmann zu spielen. — Bei meiner Ankunft in Havre ward ich krank. In dem herbeigerufenen Arzte erkannte ich einen Schwiegersohn meines frühern pariser Chefs. Der gute Mann war erfreut, mich zu sehen, aber er bedauerte, Nichts für mich thun zu können, da er selbst mit einer zahlreichen Familie in gedrückten Verhältnissen lebe. Wie er mir sagte, hatte der Schwiegervater wenig hinterlassen, und das Wenige war zur Hälfte von den Advokaten und Gerichten verschlungen worden. Ich berieth mich mit ihm über mein ferneres Schicksal. „Gehen Sie nach Marseille,“ sagte er, „dort lebt mein Schwager, der Gatte der jüngeren Schwester meiner Frau; Sie müssen ja Eugenien kennen. Mein Schwager ist Schiffskapitain, macht jährlich große Reisen und kann für Sie sorgen. Uebrigens ist es gut, daß Sie hier sind, denn Sie können uns als Zeuge in einem Prozesse gegen den schurkischen Advokaten dienen, den wir, Behufs Regulirung des Nachlasses, nach Neu-York geschickt hatten. Nun erfuhr ich, daß jede Tochter meines frühern Chefs nur fünfzigtausend Francs erhalten, und ich allein hatte dem Advokaten in Neu-York fünfundachtzigtausend Dollars gezahlt. Der Arzt verpflegte mich, und gab mir zwanzig Francs zur Reise nach Marseille. Mehr hatte der arme Mann nicht.“

„Sie können sich denken, daß meine Baarschaft erschöpft war, als ich das Thor von Marseille betrat. Hoffnungsfroh suchte ich die Wohnung des Schiffskapitains auf, die mir der Doctor in Havre bezeichnet hatte. Ich fand Leute darin vor, die Nichts weiter wußten, als daß der Kapitain François Renaud vor ihnen darin gewohnt hatte — wohin er sich mit seiner Familie gewendet habe, wußten sie nicht.“

„François Renaud heißt der Schiffskapitain?“ fragte Pietri, indem er seine Ueberraschung unterdrückte.

„Ja, mein Herr! Ich habe als Commis auf seiner Hochzeit mit getanzt, die glänzend in dem Hause meines Chefs gefeiert wurde. François Renaud, ein schöner Mann, dachte damals nicht daran, Schiffskapitain zu werden.“

„Welchem Stande gehörte er an?“

„Er war der Besitzer eines großen Productengeschäfts.“

„Sie trafen also den Kapitain nicht?“

„Ja. Nirgends konnte man mir Auskunft geben; das Polizeibüreau wußte nicht einmal, daß die Familie sich entfernt hatte. Aber im Hafen erfuhr ich, daß der Kapitain auf Reisen sei, und diesen Herbst zurückkehren müsse. Renaud ist meine einzige Aussicht auf dieser Welt, und ich muß ihn erwarten. Er kann morgen, er kann auch in zwei Monaten ankommen — woher nehme ich Subsistenzmittel? Sie haben gestern Abend gesehen, welche Mittel zu ergreifen, mich die Noth zwang.“

Didier schwieg. Der Doctor sah überlegend auf seinen Teller. Endlich fragte er:

„Sie suchen also eine Beschäftigung, um die Rückkehr des Kapitains abwarten zu können?"

„Ja, mein Herr."

„Und dann?"

„Ich weiß nicht, ob der Kapitain etwas für mich thun kann und will. Aber jedenfalls ist es meine Pflicht, ihm Auskunft über die Auflösung des Geschäfts in Neu=York zu geben."

„Wir müssen uns näher kennen lernen!" sagte der Doctor. „Vor der Hand will ich Ihnen aus Gefälligkeit behülflich sein; später werden wir ja sehen, wie Sie mir nützen können. Sie sind mein Secretair und mein Begleiter."

„O, tausend Dank, mein lieber Herr!"

„Ich fordere Nichts weiter von Ihnen, als Verschwiegenheit, Treue und Eifer."

„Seien Sie meiner Dankbarkeit gewiß!" rief Didier eifrig.

„Suchen wir uns eine bequeme Wohnung in der Stadt!"

Der Doctor begann seine Toilette. Didier spielte den Kammerdiener dabei; er benahm sich so geschickt, als ob er diesen Dienst lange versehen hätte. Dann verließen Beide das Hôtel. Der neue Secretair besaß soviel Takt, seinem Herrn zur linken Seite zu gehen.

---

4. Der Banquier.

Drei Tage waren seit der Scene im Theater verflossen.

Jenny hatte soeben ihre Morgentoilette vollendet; sie war weiß gekleidet und trug ein feines, mit blauen Blumen garnirtes Häubchen. Ihr rosiges Gesicht war ernst, die Befürchtung des Doctors Pietri hatte sie zum Nachdenken aufgefordert, und sie war zu der Erkenntniß gelangt, daß es um ihre Zukunft geschehen sei, wenn Gauthier seine Drohung in Erfüllung gehen ließe. Um diesem qualvollen Zustande der Zweifel und Besorgnisse ein Ende zu machen, war es nöthig, energische Schritte zu unternehmen. Zum ersten Male bedauerte sie die Abwesenheit des Kapitains François Renaud, denn der Hülfe des Doctors, den sie kaum kannte, sich zu bedienen, nahm sie Anstand; sie wollte die mit ihm angeknüpfte Bekanntschaft unterhalten, daß sie, wenn es nöthig werden sollte, sein Zeugniß anwenden konnte.

Mark war ein reizender Knabe von sieben Jahren; Jenny liebte ihn wie ihr eigenes Kind. Seine Züge erinnerten sie an Denambuk, den sie auf der Reise nach Martinique kennen gelernt hatte. Seit dem Tode ihres Gatten wartete sie mit doppelter Sehnsucht darauf, daß er kommen und sein Kind holen sollte; aber tief im Herzen schlummerte ein Gedanke, dessen Verwirklichung sie damals nicht für möglich gehalten, als sie aus Koketterie die Aufmerksamkeiten des jungen Mannes angenommen hatte.

François Renaud war wieder nach Martinique und Guadeloupe gereis't, er hatte versprochen, Denambuk aufzusuchen und ihn zu einer Reise nach Marseille zu bestimmen. Der Kapitain kannte die Wünsche der Wittwe, und da er eine Vereinigung der beiden jungen Leute für passend hielt, hatte er sich vorgenommen, diese nach Kräften zu befördern. Als er von Sutherland's Wittwe schied, hatte er gesagt:

„Madame, da Sie das Kind lieben, und da Sie sich ein so großes Verdienst um das Lebensglück desselben erworben haben, ist es billig, daß Sie sich nicht mehr von ihm trennen; aber da wir Herrn Saint-Ange nicht zumuthen können, daß er seinem Kinde stets fern bleibe, müssen wir ein Auskunftsmittel suchen, das beide Theile zufrieden stellt. Ich glaube, es bereits gefunden zu haben — vorausgesetzt, daß sich Herr Denambuk Saint-Ange während meiner Abwesenheit auf Martinique nicht verheiratet hat."

Es läßt sich denken, mit welcher Sehnsucht Jenny die Rückkehr des Kapitains erwartete. Sie überlegte, was sie in Bezug auf Gauthier beginnen sollte. Heute war der Tag, an dem der Banquier ihr die Summe senden mußte, die sie, nach dem geschlossenen Contracte, jeden Monat von ihm empfangen hatte. Es mußte sich also heute noch ausweisen, ob er seiner Verpflichtung nachzukommen gesonnen sei.

Da trat der alte Jean in das Boudoir. Der Greis vertrat die Stelle des Kammerdieners und des Intendanten.

„Milady," meldete er, „Herr Gauthier läßt um Zutritt bitten."

„Herr Gauthier?"

„Ja, Madame, Ihr Banquier."

Jenny überlegte, ob sie ihn abweisen sollte. Da sie aber bedachte, daß sein Besuch eine günstige Gelegenheit sei, Gewißheit über den Stand ihrer Geschäftsangelegenheiten zu erhalten, sagte sie:

„Gut, Jean, ich will den Besuch annehmen."

„Wo wollen Sie ihn empfangen, Madame?"

„In dem kleinen Saale."

Der Kammerdiener wollte sich entfernen; die Herrin rief ihn zurück.

„Jean," sagte sie, „wo ist unser Mark?"

„Der Lehrer ist soeben angekommen; er hat seine Unterrichtsstunde."

„Bist du diesen Morgen schon am Hafen gewesen?"

„Ja, Madame. Das Schiff unsers Kapitain's ist noch nicht signalisirt."

„Gehe, und führe Herrn Gauthier in den Salon."

Jean verließ das Boudoir. Jenny warf eine weiße Mantille über die runden, glänzenden Schultern, und trat vor den Spiegel, um noch einen flüchtigen Blick auf ihre Toilette zu werfen. Sie folgte hierin einer gewöhnlichen Frauenangewohnheit, denn sie hatte durchaus nicht die Absicht, Herrn Gauthier zu gefallen, dessen Empfang sie lieber abgelehnt hätte.

Jenny trat in den Salon. In demselben Augenblicke trat Gauthier durch die Thür ein, die zu dem Corridor führte. Der junge Mann hatte eine glänzende Toilette gemacht, und ein Duft von Wohlgeruch entströmte seinen Kleidern. Auf seine tiefe Verneigung antwortete Jenny artig, aber kalt.

„Milady, ich halte es für meine Pflicht, Ihnen heute persönlich einen Besuch abzustatten," begann Gauthier. „Bevor ich jedoch von unsern Geschäften rede, erlauben Sie mir, Ihnen meine Freude darüber auszudrücken, daß Sie mich empfangen haben, ohne eine nähere Andeutung über den Zweck meines Besuchs zu fordern. Ich erblicke darin den Beweis, daß Sie eine Uebereilung nicht so ernst nehmen, zu der mich meine Leidenschaft hingerissen hat."

Jenny hatte, während Gauthier diese Worte gesprochen, mit ihrem Fächer gespielt; ohne die Augen aufzuschlagen antwortete sie:

„Ich habe den Geschäftsmann empfangen wollen, und nicht den Mann,

der mich in der Loge des Theaters beleidigte. Hat der Geschäftsmann Dinge von Wichtigkeit mit mir zu reden, so ersuche ich Sie, dafür sorgen zu wollen, daß ich in meiner Absicht nicht getäuscht werde. Der Banquier Herr Gauthier ist mir willkommen!"

Die Wittwe deutete mit dem Fächer auf einen Stuhl.

Der Banquier, der die reizende Frau, die er heute in einer weißen Toilette zum ersten Male sah, fast mit den Blicken verschlungen hatte, zuckte krampfhaft zusammen. Schwankend, und indem er die Lippen zusammenbiß, näherte er sich dem Stuhle. Als er sah, daß Jenny sich auf einem Sopha niederließ, setzte er sich auf den Stuhl. Er bedurfte einiger Augenblicke, um sich zu fassen. Jenny bemerkte es nicht, sie setzte ruhig ihr Spiel mit dem Fächer fort.

„Wir haben heute den fünfzehnten September," begann der Banquier; „es ist Ihnen demnach die Summe von dreißigtausend Francs fällig geworden."

Gauthier zog ein fein gesticktes, prachtvolles Portefeuille aus der Seitentasche seines Fracks. Indem er das Portefeuille auf den Tisch legte, fügte er hinzu:

„Hier ist die Summe; ich bitte, prüfen Sie, Madame, und stellen Sie mir gefälligst Quittung aus."

„Der Ruf des Hauses Gauthier, dem ich mein Vermögen anvertraut, ist zu fest begründet, als daß ich es wagen dürfte, Zahlungen zu prüfen, die als richtig aus seinem Comptoir kommen."

Jenny trat zu einem eleganten Damenbüreau, ergriff die Feder, und schrieb rasch eine Quittung. Mit dem Papier in der Hand kehrte sie zu dem Banquier zurück.

„Hier ist die Quittung, mein Herr!"

Nachdem sie die Banknoten aus dem Portefeuille genommen, überreichte sie es dem jungen Manne. Dann ließ sie sich wieder in dem Sopha nieder, und wartete, daß Gauthier das Gespräch fortsetzen würde. Eine Impertinenz, die ihr ungemein reizend stand, sprach sich dabei in ihrem blühenden Gesichte aus. Der Banquier befand sich in einer peinlichen Lage; hätte Jenny die Blicke auf ihn gerichtet, so würde sie seinen innern Kampf gesehen haben, der sich deutlich in seinem Gesichte abspiegelte.

Jenny fürchtete, daß der ihr widerwärtige Mann eine zärtliche Scene beginnen würde; um dieser Pein vorzubeugen, unterbrach sie die Pause.

„Mein Herr, Sie haben sich einer Sendung unterzogen, mit der Sie Ihren Comptoir-Diener hätten beauftragen können — für diese besondere Aufmerksamkeiten danke ich Ihnen. Aber wenn dies das Geschäft ist, das Sie zu mir führt, so ..."

„Nein, Milady," fuhr Gauthier auf, „unsere Geschäftsverhandlung beginnt erst; ich überlegte soeben, ob ich sie noch verschieben könnte — es ist unmöglich!" fügte er mit kalter Galanterie hinzu.

„Und was zwingt Sie?" fragte Jenny, in demselben Tone.

„Sie selbst, Milady!"

„Begreife ich auch nicht, wie ich Sie dazu provociren konnte, so finden Sie mich dennoch bereit, Sie anzuhören, obgleich ich meine Geschäftsangelegenheiten meinem Advokaten zu übertragen pflege."

„Das wäre ein Vorzug, den ich kaum erwartet habe."

„Man ist in seiner eigenen Sache der schlechteste Advokat —"

„So stehen wir uns Beide mit gleichen Kräften gegenüber, Milady!" sagte Gauthier, indem er sich nachläßig verbeugte.

„Gegenüber?" fragte verwundert die junge Frau. „Dann sind zwei Partheien vorhanden."

„Gewiß!"

„Und ich glaubte, als ich mein Vermögen nach dem Tode meines Mannes dem Hause Gauthier anvertraute, daß ich stets von der Rechtlichkeit desselben geschützt sein würde."

„Sie werden sehen, daß ich als ein rechtlicher Geschäftsmann verfahre."

„Ich höre, mein Herr!"

„Sie haben ein Kapital von einer Million Dollars bei uns deponirt."

„So beweisen die Papiere, die das Bankhaus Gauthier mir ausgestellt hat."

„Und das Bankhaus erkennt diese Papiere an."

„Dann wäre nach meiner Ansicht keine Differenz vorhanden, mein Herr!"

„Ganz recht, bis zu diesem Augenblicke. Nun sieht sich aber das Bankhaus zu der Frage veranlaßt: wie lange gedenken Sie das Kapital ihm noch zu belassen?"

„Herr Gauthier, mir steht eine vierteljährige Kündigung frei; sollten mich Verhältnisse zwingen, diese eintreten zu lassen, so glaube ich das Haus Gauthier nicht in Verlegenheit zu setzen."

„Und doch ist es so, Milady!" sagte fest der Banquier.

Jenny erbleichte.

„Man hat Ihnen das Vermögen einer Wittwe anvertraut, mein Herr!" rief sie mit bebender Stimme. „Indem Sie es annahmen, gingen Sie die Verpflichtung ein, es redlich und sicher aufzubewahren."

„Sie irren, Madame; wir übernahmen die Verpflichtung, Ihr Kapital arbeiten zu lassen, und Ihnen vier Procent Zinsen in monatlichen Raten zu zahlen. Würden wir Ihnen diese Zahlungen haben leisten können, wenn wir das Kapital unter Schloß und Riegel gehalten hätten? Sie begreifen die Nothwendigkeit, Ihre Million in Unternehmungen anzulegen. Wir gehorchten der Nothwendigkeit, und erlitten große Verluste. Milady, ich bin gekommen, um Ihnen anzuzeigen, daß Sie diese Verluste theilen müssen."

„Sie lassen Ihre Drohung also in Erfüllung gehen! Ich habe eine Rache erwartet, aber keine, welche die Ehre des Hauses Gauthier brandmarkt."

„Bis zu diesem Augenblicke sprach der Geschäftsmann zu Ihnen, Milady. Wenn Sie es nicht verschmähen, nun auch den Mann zu hören, der trotz einer schnöden Behandlung Ihr Freund ist . . ."

Jenny kämpfte einen Augenblick mit dem Widerwillen, den sie vor dem Banquier empfand; die Sorge, Ihr Vermögen zu verlieren, machte sie nachgiebig.

„Und was hat mir dieser Mann zu sagen?" fragte sie mit bebender Stimme.

„Daß er Ihr Vermögen retten wird, wenn Sie ihm die Hand dazu bieten."

„Ich begreife nicht, was mir zu thun obliegen kann . . ."

„Milady, wir befinden uns in einer Situation, die uns zwingt rückhaltslos alle Vortheile zu erwägen, von denen wir hoffen dürfen, daß sie die bevorstehende Krisis vermeiden helfen. Die Scene im Theater hat eine Differenz zwischen uns hervorgerufen! und danach ist es nöthig, daß wir fest zusammen halten, daß wir vereint gegen einen herben Schlag des Schicksals kämpfen. Wenn ich zu Ihnen von meiner Liebe sprach,

wenn ich Sie jetzt um Ihre Hand bitte, Milady, so leiten mich die aufrichtigsten Gefühle: meine Verehrung für Sie, und der Drang, Ihnen nützlich zu sein. Sie haben mich kalt und höhnend abgewiesen — war es nicht natürlich, daß ich Ihnen den Abgrund zeigen mußte, an dem Sie standen? Und indem ich Ihnen die Gefahr zeige, beschuldigen Sie mich einer Drohung. Milady, weisen Sie mich nicht ab; der Schmerz Ihnen gegen meinen Willen einen Verlust verursachen zu müssen, der über Ihr ganzes Leben entscheidet, würde mich tödten. Bis jetzt ist der Ruf des Bankhauses Gauthier nicht getrübt. Sie werden in eine Familie treten, die Ihrer würdig ist!"

Der Banquier, der diese Worte in einem rührenden Tone und mit der vollkommensten Ueberzeugung gesprochen hatte, verließ seinen Platz, und wollte sich zu Jenny's Füßen niederlassen; diese aber erhob sich rasch, um es zu verhindern, und sagte fest und entschieden:

„Mein Herr, Sie bringen Dinge der widersprechendsten Natur in Verbindung, und muthen meinem Herzen eine Entscheidung über Bankgeschäfte zu; muß ich ein Opfer bringen, so ziehe ich das meines Vermögens dem meines Herzens vor. Erwarten Sie meinen Rechtsanwalt, ich werde ihm Auftrag geben, Ihnen allen nur möglichen Vorschub zu leisten. Mehr kann ich Ihnen nicht gewähren!"

Alfred zuckte zusammen und starrte die reizende Frau wie ein Wahnsinniger an.

„Ich habe mich gedemüthigt," murmelte er, „habe als der schmählich Beleidigte Ihre Schwelle noch einmal betreten — und dafür werde ich höhnend abgewiesen! Milady, haben Sie Mitleiden mit mir!"

„Ich verspreche Ihnen, daß mein Advokat nicht streng verfahren wird!"

„Bedenken Sie Ihre Zukunft!" fuhr der Banquier gereizt fort.

„Zweifeln Sie nicht, Herr Gauthier, es ist Alles bedacht. Aber auch Sie mögen reiflich überlegen, ehe Sie einen Schritt in der Sache weitergehen. Noch diesen Morgen lasse ich meinen Advokaten kommen . . ."

„Sie wollen den Kampf beginnen?"

Jenny verneigte sich, dann ging sie der Thür des Boudoir's zu.

Alfred vertrat ihr den Weg, und versuchte, sich ihrer Hand zu bemächtigen.

„Herr Gauthier, vergessen Sie nicht, daß Sie sich in meinem Hause befinden!" rief entrüstet die junge Frau.

„Jenny, Sie geben mich der Verzweiflung preis!"

„Mein Gott, diese Aufdringlichkeit! Man hindert mich, in meinem Hause frei zu handeln. Entfernen Sie sich mein Herr, ehe ich meine Diener rufe!"

Der Banquier ward leichenblaß.

„Auch das noch!" flüsterte er, und seine Lippen bebten. „Milady, Ihr Schicksal ruht in meiner Hand: ich kann nicht nur Ihr Vermögen, ich kann auch Ihre Ehre verderben!"

Mitleidig lächelnd sah die schöne Frau auf den Banquier herab.

„Meine Ehre?" fragte sie. „Ich erinnere mich nicht, daß ich sie je in Ihre Hand gegeben."

„Meine Hand, Milady, wird den Schleier von Ihrer Vergangenheit ziehen, einer Vergangenheit, die gar seltsame Dinge birgt."

Jenny brach in ein lautes Lachen aus, das dem Banquier Mark und Bein durchschnitt.

„Darf man wissen, mein Herr, was Sie hinter dem Schleier entdeckt haben?" fragte sie höhnend.

„Die züchtige Lady Sutherland weiß ihre Rolle vortrefflich zu spielen. Ich glaube, es sind fast sieben Jahre, daß der Sohn eines befreundeten Hauses von Martinique bei uns war. Herr Saint-Ange lernte die schöne Lady in unserm Salon kennen. Das war freilich ein anderer Mann, wie Sir Sutherland mit seinen Eigenthümlichkeiten! Der arme Sir kam auf die Idee, die Antillen zu besuchen — er schlug seiner Gattin vor, sie möge ihn begleiten, und die Gattin nahm den Vorschlag bereitwillig an, als sie hörte, daß Herr Denambuk auf demselben Schiffe reis'te, dessen sich Sir Sutherland bedienen wollte. Sie erzittern, Milady — nicht wahr, man hat in Marseille gute Augen? Doch hören Sie nur weiter: Sie reis'ten ab, und kamen zwei Jahre später ohne Gatten, aber mit einem Knaben zurück, der seine Abstammung eben so wenig verbirgt, als Sir Sutherland die Nachsicht mit seiner jungen Frau, die sie nicht verdiente, und die sie mißbrauchte."

„Mein Herr! Mein Herr!" rief Jenny, entsetzt über diesen Abgrund von Bosheit.

„Nun, Milady, warum entfernen Sie sich nicht? Warum rufen Sie Ihre Diener nicht, um mich auf die Straße werfen zu lassen? Sie stehen wie Lot's Salzsäule, und noch wissen Sie nicht, wie weit meine Kenntnisse reichen. Wohlan, Sie sollen Alles erfahren, damit Sie die ganze Macht kennen lernen, die ich über Sie ausüben kann. Sie erzählten bei Ihrer Rückkehr von Martinique das hübsche Mährchen von dem Sklavenkinde, von der romantischen Hütte mit der schönen Mulattin, von der unbezähmbaren Reiselust Sir Sutherland's — man glaubte Ihnen aus Artigkeit, Milady; bedauerte aber im Stillen Ihren Gatten, den Sie nach Manilla geschickt hatten, in dessen gefährlichem Klima die Hälfte Europäer stirbt, die sich dort einige Monate aufhalten. Ihre Berechnungen waren richtig, Milady: Sir Sutherland starb, und hinterließ seiner treuen Gattin, die jetzt noch in schwarzer Toilette durch die Straßen von Marseille geht, sein großes Vermögen. Aber in der Hauptsache haben Sie sich dennoch getäuscht: schicken Sie nicht mehr täglich nach dem Hafen, um nachfragen zu lassen, ob das Schiff des Kapitain's Renaud, Ihres vertrauten Freundes, nicht signalisirt ist — das Schiff wird ankommen, aber ohne Herrn Denambuk Saint-Ange. Herr Denambuk hat sich entleibt, weil ihn eine reiche und schöne Spanierin verschmähete; der Vater starb aus Gram über den Tod des Sohnes, und das Vermögen des Hauses Saint-Ange ist dem Staate anheimgefallen. So lauten die letzten Geschäftsbriefe, die wir von Martinique erhalten haben. Glauben Sie meinen Worten nicht, so bin ich erbötig, Ihnen die Briefe vorzulegen. Milady, Sie kennen den Preis, mit dem Sie die Bewahrung Ihres Geheimnisses erkaufen können — lassen Sie mich recht bald wissen, ob Sie ihn zahlen wollen. Aus dem Umstande, daß ich Ihnen erst jetzt diese Dinge eröffne, nachdem Sie mich dazu gezwungen haben, mögen Sie ermessen, wie ergeben ich Ihnen bin: ich würde sie für ewig in meine Brust vergraben haben, hätten Sie meinen Vorschlag angenommen."

Alfred verbeugte sich mit kalter Eleganz, und verließ den Salon.

Jenny begriff, daß sie es mit einem gefährlichen Bösewichte zu thun hatte. Wie schlau, wie raffinirt waren seine Zusammenstellungen, und wie boshaft seine Folgerungen. Die Nachricht über Denambuk's Schicksal hatte sie betroffen gemacht; bald aber, als sie an die Verleumdungen dachte, schenkte sie ihr keinen Glauben, sie hielt sie für erfunden, wie das ganze

Gewebe von Lügen. Alfred hatte übrigens nur die Ansichten seiner Mutter ausgesprochen; die würdige, eben nicht geistreiche Frau hatte nur einen Theil der Wahrheit errathen, nämlich den, daß Jenny den jungen Saint-Ange lieber sah, als sie ihren Gatten. Die Geschichte mit dem Kinde war eine Folgerung des alten Weibes, und Alfred hatte sie im Ernst genommen. Trotzdem aber war seine Leidenschaft dieselbe geblieben, und er hätte die Wittwe sammt dem Kinde geheirathet. Nur die Nachricht von dem Aussterben des Hauses Saint-Ange war richtig, sie war wirklich durch Geschäftsbriefe nach Marseille gekommen. Der verstorbene Gauthier und der Vater Denambuk's waren Freunde gewesen.

Ob Alfred mit dem Fallissement seines Hauses nur drohete, oder ob es wirklich schlecht mit seiner Kasse stand, wird der Erfolg unserer Erzählung lehren.

Wie wir bereits gesagt, schenkte die Wittwe Sutherland den Nachrichten ihres verhaßten Anbeters keinen Glauben; aber sie war dadurch dennoch in eine peinliche Situation gerathen. Die Ungewißheit über den Stand ihres Vermögens vereinigte sich mit der Ungewißheit über Denambuk's Schicksal. Daß übrigens irgend ein Ereigniß eingetreten sei, zog sie nicht in Zweifel, denn der Vater mußte längst in Europa sein, um sein Kind zu holen; es waren ja fünf Jahre seit der Zeit verflossen, daß die Aphrodite den Knaben an Bord genommen hatte.

Jenny faßte den Entschluß, die Rückkehr des Kapitains François Renaud ruhig abzuwarten, ehe sie etwas gegen das Haus Gauthier unternähme. Der Kapitain brachte ihr nicht nur Gewißheit über Denambuk's Schicksal, er konnte ihr auch eine kräftige Stütze bei dem Ordnen ihrer Geschäftsangelegenheiten sein.

Die Unterrichtsstunden waren vorbei, und Mark kam zu seiner Mutter — so nannte der Knabe seine Beschützerin — in das Boudoir. Sie umarmte und küßte ihn mit mütterlicher Zärtlichkeit.

„Mutter," rief fröhlich das hübsche Kind, „der Lehrer hat gesagt, daß ich nun fertig lesen könne!"

„O, Du machst mir eine große Freude!"

„Soll ich Dir jetzt einmal vorlesen?" fragte Mark, indem er ein Buch ergriff.

Jenny willigte ein. Der Knabe las wirklich so fertig und mit einem Ausdrucke, der von einer ungewöhnlichen Intelligenz zeugte. Die junge Frau vergaß einen Augenblick die Kränkungen, die man ihr zugefügt hatte.

Mark legte das Buch bei Seite, und schmiegte sich an seine Mutter.

„Wenn der Vater kommt," sagte er, „werde ich ihm aus demselben Buche vorlesen. Ach, er bleibt nur gar zu lange! Ich kann nun lesen, und noch immer ist er nicht da. Hast Du keinen Brief von ihm bekommen?"

„Nein, mein Kind!"

„Wenn das Schiff nur nicht untergegangen ist, auf dem er zu uns reis't!"

„Wie kommst Du auf diesen Gedanken?" fragte die junge Frau.

„Du hast mir ja selbst erzählt, wie gefährlich eine Seereise ist, und wie Du selbst einmal bei einem Sturme fast untergegangen wärst. Ist es nicht möglich, daß ein Sturm kommt und das Schiff auf einen Felsen wirft? Dann muß der Vater im Meere ertrinken."

„Möglich ist es, mein Kind, aber bete zu Gott, daß der Fall nicht eintritt."

Der Knabe sah mit seinen dunkeln Augen zu der Mutter empor und sagte mit kindlicher Treuherzigkeit:

„Ich bete jeden Abend, ehe ich einschlafe, zu Gott, daß er recht bald meinen Vater zu uns kommen lasse, und daß er über sein Leben wache.“

„Daran thust Du wohl; das Gebet eines frommen Kindes erhört der liebe Gott!“ antwortete Jenny gerührt.

„Fahren wir nun spazieren?“

„Ja!“

„So werde ich Papa Jean sagen, daß er anspannen lasse.“

„Gehe, mein Kind!“

Jenny entließ den Knaben mit einem Kusse. Dann rief sie die Kammerfrau und machte Toilette. Sie wählte wieder schwarze Kleider, in denen man sie zu sehen gewohnt war. Jean meldete seiner Herrin, daß der Wagen ihrer wartete. In dem vertraulichen Tone, in dem sie stets mit dem Greise sprach, redete sie ihn an.

„Jean, ich habe eine Nachricht erhalten.“

„Woher, Milady?“

„Von Martinique.“

„Unmöglich!“

„Warum unmöglich?“

„Weil in diesem Monate, und auch in dem vorigen, kein Schiff von den Antillen eingelaufen ist. Ich kann Ihnen alle Fahrzeuge nennen, die vor Anker liegen.“

„Diese Nachricht ist früher schon eingegangen, man hat sie mir nur nicht mitgetheilt.“

„Und diesen Morgen erst ...“

„Habe ich sie erfahren.“

„Darf man sie wissen, Milady?“

Jenny ergriff ihre Mantille von schwarzer Seide. Jean war ihr behülflich, und legte sie sanft um ihre Schultern.

„Du hast mir oft gesagt, ich möge heitere Farben zu meiner Toilette wählen?“ fragte sie mit einem schmerzlichen Lächeln.

„Gewiß, Milady, und ich erlaube mir, dasselbe auch heute zu wiederholen. Sie sind jung und schön, das Leben lächelt Ihnen entgegen — auch ist das Trauerjahr um den seligen Herrn Sutherland längst vorüber — warum wollen Sie stets in dieser düstern Toilette erscheinen? Die Leute, meinen, Sie trügen die Trauerkleider aus Koketterie.“

„Du weißt, ich kümmere mich wenig um die Meinung der Leute,“ sagte die junge Frau mild, indem sie ihren schwarzen Spitzenhut auf das reizende Köpfchen setzte.

Der Greis lächelte.

„Ich weiß das, Milady, und gebe Ihnen Recht; aber ich meine es herzlich gut mit Ihnen.“

„Davon bin ich überzeugt, mein braver Jean; und deshalb theile ich Dir auch Alles mit, was mich angenehm oder unangenehm berührt.“

„Ach, Milady, dann haben Sie wohl eine gute Nachricht von Martinique erhalten?“

„Im Gegentheil, mein lieber Freund! Wenn ich, nach der Meinung der Leute, bisher aus Koketterie in schwarzer Toilette ging, so werde ich sie von nun an wahrscheinlich aus traurigem Ernst wählen müssen.“

„Mein Gott, was ist denn geschehen?“ fragte erschreckt der Greis.

„Die Nachricht sagt mir, daß der Vater unsers kleinen Mark gestorben sei.“

„Herr Denambuk Saint-Ange?“

„Auch der alte Herr Saint-Ange lebt nicht mehr; er ist aus Gram über den Tod seines einzigen Sohnes gestorben.“

Der Greis sah erstaunt seine junge Gebieterin an. Dann murmelte er wie im Selbstgespräche:

„Ich habe mich längst gewundert, daß man noch keine Erkundigungen nach dem Kinde eingezogen hat, denn es sind seit unserer Abreise von Martinique mehr als fünf Jahre verflossen. Entweder hat der Vater sein Kind vergessen, oder ...“

„Oder er ist gestorben,“ fuhr Jenny fort; „sprich es nur immerhin aus.“

„Milady,“ rief der Greis, „Herr Denambuk kann sein Kind nicht vergessen haben, denn er ist ein ehrlicher, braver Mensch! Sie haben ihn nicht gesehen, als er mitten in der Nacht an Bord der Aphrodite kam, und die Mutter mit dem Kinde brachte — Sie haben ihn nicht gesehen, als die Diener des Gouvernements erschienen, um die flüchtige Sklavin, wie sie die verzweifelnde Mutter nannten, zurückzufordern: er war das lebendige Bild des Jammers und der Verzweiflung. Ein solcher Mann kann sein Kind nicht vergessen. Wenn ich bis jetzt meine Befürchtungen nicht aussprach, so geschah es, weil ich Ihren Kummer nicht mehren wollte. Mag vorgefallen sein, was da will; aber etwas Betrübendes ist sicher vorgefallen. Wer brachte Ihnen die Nachricht, Milady?“

„Mein Banquier, Herr Gauthier.“

„Herr Alfred Gauthier!“ murmelte der Greis in einem Tone, der sein Bedenken verrieth, der Nachricht Glauben beizumessen.

„Er kann wohl unterrichtet sein, da er mit dem Hause Saint-Ange in Geschäftsverbindung stand.“

„Gewiß, Milady; aber ...“

„Nun, was hast Du für Bedenken?“

Jean holte ein kleines Notizbuch aus der Tasche seines Livreerocks, öffnete es, und las einige Augenblicke darin.

„Hier, hier!“ sagte er dann. „Wissen Sie, wann das letzte Schiff von den Antillen im Hafen von Marseille angekommen ist?“

„Nein!“

„Am fünften März. Heute haben wir den fünfzehnten September. Herr Gauthier muß also schon im März Briefe von Martinique empfangen haben. Wie kommt es, daß er Ihnen heute erst den Tod des Herrn Denambuk mittheilt, da Sie doch seit der Zeit mehr als einmal zu seiner Mutter gekommen sind? Nehmen Sie es nicht übel, Milady — das Ding kommt mir verdächtig vor.“

Jenny wollte den Gegenstand nicht näher erörtert wissen.

„Lassen wir das, mein guter Jean,“ sagte sie rasch. „Der Kapitain Renaud wird uns Gewißheit bringen.“

„Ja, das wird er; aber Sie sollen sich bis dahin von diesem Herrn Alfred Gauthier nicht einschüchtern lassen.“

„Einschüchtern? Wie meinst Du das, Jean?“

„Als er Sie vor einer Stunde verließ, begegnete er mir auf dem Corridor; er sah leichenblaß aus, und war so aufgeregt, daß er mich nicht bemerkte. „Das hat gewirkt!“ murmelte er vor sich hin. Dann stürzte

er wie ein Verrückter die Treppe hinab. Jetzt ist mir klar, was er mit seinem „das hat gewirkt!“ gemeint hat — er will Sie einschüchtern, Milady, oder sonst einen Zweck bei Ihnen erreichen.“

„Du wirst Herrn Gauthier nicht wieder anmelden, wenn er noch einmal kommen sollte.“

„Verlassen Sie sich darauf, Milady; ich werde ihn ohne Weiteres abweisen.“

Nach fünf Minuten trat Jenny aus dem Hause. Der Wagen hielt an der Hinterseite des Hôtels Dürand, dem Café-royal gegenüber. Die junge Frau stieg ein, ohne die Köpfe der jungen Leute zu bemerken, die sich an den Fenstern drängten. Jean ließ, wie gewöhnlich, den kleinen Mark über den geschlossenen Schlag hinwegspringen, setzte sich dann neben den Kutscher, und der Wagen fuhr davon.

„Wo ist Alfred?“ riefen mehrere Stimmen in dem Kaffeehause.

„Die schöne Lady fährt ohne ihn spazieren.“

„Er hat seine Wette verloren.“

„Papa Loustalot, zehn Flaschen Champagner!“

„Ich habe fünftausend Francs gehalten,“ sagte ein kleiner, zierlicher Stutzer. „Ihr Alle habt gesehen, daß die Amerikanerin ohne Alfred Gauthier abgefahren ist — meine Wette ist gewonnen. Ich rufe Euch zu Zeugen auf, Freunde.“

„Ja, wir bezeugen es!“

„Er ist hier, wie im Theater durchgefallen; der arme Schelm hat Unglück.“

„Papa Loustalot!“

Der dicke Wirth trat ein.

„Ist der Fremde wieder hier gewesen, der mit dem Kapitain Janin verkehrte?“ fragte der kleine Elegant.

„Nein, mein Herr; weder er, noch Janin.“

„Du irrst, Landry!“ rief ein Gast. „Der Schützer in der Loge war ein Andrer.“

„Ich irre nicht, die braune Perrücke war der Schützer.“

Man brachte den bestellten Champagner. Die Korke knallten, die Gläser wurden gefüllt, und alle stießen unter lautem Lachen auf das Glück des unglücklichen Alfred an.

---

5. Jenny's Spazierfahrt.

Der Wagen Jenny's verließ die Stadt. Nachdem er eine halbe Stunde die Hauptstraße nach Avignon verfolgt hatte, bog er in einen Seitenweg, der zwischen Weinbergen hinlief und zu einem kleinen Dorfe führte, das malerisch am Fuße traubenreicher Weinberge lag. Am äußersten Ende des Dorfes sah man ein geräumiges, freundliches Landhaus mit grünen Jalousien, weißen Schornsteinen und einem grauen Schieferdache, das im Strahle der heitern Mittagssonne hell erglänzte. An den weißen Mauern zogen sich Weinreben wie schlanke Arabesken empor, und zwischen den gelben Blättern hingen schwere Trauben. Vor den Fenstern breitete sich ein Garten aus, in dem ausgesuchte Herbstblumen von allen Farben blüheten.

Vor diesem Landhause hielt der Wagen.

Eine Frau trat aus dem Gitter, das den Garten umgab, und eine Schaar von fünf oder sechs Kindern erhob ein lautes Freudengeschrei. Mark jauchzte den Gespielen aus dem Wagen entgegen. Der alte Jean half seiner Herrin aussteigen, dann ergriff er den Knaben, und setzte ihn über das Gitter hinweg in den Garten. Während die Kinder fröhlich ihre Spiele begannen, traten die beiden Frauen in einen kleinen Saal des Erdgeschosses. Jenny umarmte und küßte Madame Renaud, denn diese war die Bewohnerin des Landhauses.

Madame Renaud war eine Frau von fünfunddreißig Jahren; sie sah bleich und leidend aus. Ihre Toilette war sehr einfach, und verrieth die vielbeschäftigte Hausfrau. Nachdem sie dem Gaste Hut und Mantille abgenommen, führte sie ihn zu einem Sopha, vor dem der Frühstückstisch stand. Eine Magd erschien, und brachte Chocolate.

Das Landhaus am Weinberge war das Ziel der täglichen Spazierfahrt Jenny's; man wußte, wann sie kam, und hielt das Frühstück für sie bereit.

„Liebe Freundin," begann Jenny, „Sie haben mich so oft eingeladen, einige Zeit in Ihrem Landhause zuzubringen — ich nehme jetzt die Einladung an. Der Herbst ist schön, die Weinlese ist vor der Thür — können Sie mir und meinem Knaben ein Zimmer ablassen?"

Die Gattin des Kapitains ergriff lebhaft beide Hände der jungen Wittwe.

„Sie fragen, ob ich Ihnen ein Zimmer ablassen kann?" rief sie aus. „O, Milady, Sie gehen wahrlich zu weit! Sind Sie nicht die Besitzerin dieses Hauses? Haben Sie mir nicht Schutz gewährt gegen die Verfolgungen der Gerichte? Verdanke ich nicht Ihnen, daß ich heute meine Möbel, meine Wäsche und mein weniges Silberzeug noch besitze? Verfügen Sie nach Gefallen über Ihr Eigenthum, Milady, und ich werde glücklich sein, wenn ich Ihnen den Aufenthalt auf dem Lande so angenehm als möglich machen kann."

„Madame Renaud," antwortete Jenny mit einer herzgewinnenden Freundlichkeit, „wir kennen uns nun seit fünf Jahren, und ich darf wohl annehmen, daß wir Freundinnen sind. Gestatten Sie mir, daß ich jetzt als eine aufrichtige Freundin zu Ihnen rede. Der Prozeß, den Sie um die Hinterlassenschaft Ihres Vaters gegen den schurkischen Advokaten in Paris führten, hat leider ein unglückliches Ende genommen, und Sie sind nicht nur Ihres Vermögens beraubt, man will Ihnen auch noch das nehmen, was Sie besitzen, um die erwachsenen Gerichtskosten zu decken. Wäre es nicht der Wille des Herrn Renaud, daß diese Kosten, die man Ihnen wirklich mit grausamer Ungerechtigkeit aufbürdet, nicht bezahlt würden, so hätte ich längst das Gericht befriedigt, damit Sie den lästigen Plagen überhoben würden. Herr Renaud hat Recht, da Sie Alles verloren haben, ist es billig, daß Ihren Kindern die Summe bleibe, die das Gericht fordert. Ich kaufte also dieses Landhaus, damit Sie ruhig wohnen sollten. Die Welt weiß zwar, daß es mir gehört, aber es ist Ihr Eigenthum."

„Mein Eigenthum?" rief Madame Renaud in freudiger Bestürzung.

„Sie dürfen es nicht ablehnen."

„Und dennoch, Milady — —"

„Bedenken Sie, daß Sie Kinder haben; es ist Ihre Pflicht, für die Zukunft derselben zu sorgen. Sie sind die Tochter eines Hauses, das einst reich war . . ."

Madame Renaud wiegte schmerzlich den Kopf; Thränen erschienen in ihren Augen.

„Ja, wir waren reich!“ flüsterte sie. „Und wenn ich mich auf eine reiche Hinterlassenschaft meines Vaters freute, so geschah es aus Rücksicht für meine Kinder. Man hat nicht mich beraubt, sondern meine armen Kinder. Und dies war in einem Lande möglich, wo man sich der Gerechtigkeit der Behörden und der Wohlthat guter Gesetze rühmt. Für wen hat nun mein guter Vater gearbeitet? Für wen hat er sein Leben in Geschäfts-Sorgen und Mühen hingebracht? Für einen fremden Mann, für einen Menschen, dem er sein ganzes Vertrauen schenkte. Ach, Milady, mir möchte das Herz zerspringen, wenn ich daran denke! Und wie es mir geht, so geht es auch meiner armen Schwester in Havre, deren Mann Arzt ist, und in seiner Praxis kein Glück hat.“

„Fügen Sie sich in das Unvermeidliche, Madame!“ tröstete Jenny liebreich. „Hat man Ihnen auch auf Erden Gerechtigkeit verweigert — es giebt noch eine Gerechtigkeit, die über uns Alle wacht. Doch bleiben wir nun bei der Angelegenheit stehen, die uns am nächsten liegt. Dieses Landhaus ist also das Eigenthum Ihrer Kinder. Hier ist das Dokument, das Ihnen den Nießbrauch, und Ihrer Familie das Besitzrecht sichert.“

Die junge Wittwe überreichte Madame Renaud ein Papier, das sie aus der Tasche ihres Kleides hervorgezogen hatte.

„Milady, Milady!“ rief die arme Frau unter Thränen. „Ich würde unsere Freundschaft mißbrauchen, wollte ich ein solches Geschenk annehmen!“

„Nennen Sie es nicht Geschenk, Madame!“

„Was ist es anders?“

„Es ist eine heilige Schuld, die ich Ihnen abtrage. Ihrem Gatten verdanke ich den Besitz des Knaben, an dem meine ganze Seele hängt, und auch auf seiner gegenwärtigen Reise erweis't er mir einen großen Freundschaftsdienst. Vielleicht bringt er mir eine Trauerkunde; aber durch ihn erhalte ich doch Gewißheit in einer Angelegenheit, die über das Schicksal meines Knaben und über das meines Herzens entscheidet.“

Jenny erzählte nun die Ereignisse, die am Morgen der Abfahrt von Martinique stattgefunden, und dem Leser hinlänglich bekannt sind. Zugleich auch theilte sie Madame Renaud den Zustand ihres Herzens mit.

„Sie werden mich begreifen, meine liebe Freundin,“ sagte sie über diesen Punkt, „wenn ich Ihnen meine Ehe mit Sutherland als eine der unglücklichsten Verbindungen bezeichne, die je geschlossen wurden. Erlassen Sie mir die Detaillirung der Gründe, die mich dazu bewogen; aber sie waren triftig genug, um mich zu bewegen, das Schicksal meines Herzens auf das Spiel zu setzen. Ich verheirathete mich, und ward eine Gattin ohne Gatten. Mein Mann glaubte mich zu lieben und in der Liebe ein Glück zu finden, das ihm bei seinem großen Reichthume noch fehlte; er war eben so wenig dazu geschaffen, die Freuden des häuslichen Glücks zu würdigen, als ich dazu, mich an seine Eigenthümlichkeiten zu gewöhnen. Der Luxus, mit dem er mich umgab, konnte mir keinen Ersatz für das Glück des Herzens gewähren, das ich ihm zum Opfer brachte. Wir reis'ten nach Martinique, um Zerstreuung zu suchen — ach, Madame, wir hätten in einigen Jahren vielleicht eine Reise um die Welt gemacht, wenn der Ueberdruß und die Langeweile sich in dem Grade fortgesteigert hätten, wie sie vom Tage unserer Verheirathung an begonnen hatten.“

„Ich bedauere Sie, Milady!“

Schmerzlich lächelnd nickte Jenny mit dem Kopfe.

„Es war ein trostloser Zustand, der sich meiner bemächtigt hatte! Und dabei durfte ich meinem Manne keine Vorwürfe machen, denn ich mußte ihn seines guten Herzens, seiner vortrefflichen Gesinnungen wegen achten. Aber diese Pein sollte noch erhöht werden. Während der Reise nach den Antillen lernte ich auf dem Schiffe Ihres Gemahls einen jungen Mann kennen, der mein ganzes Interesse in Anspruch nahm. Es war Denambuk Saint-Ange, der Vater des Knaben, den ich erziehe. Oft verbrachten wir ganze Stunden im Gespräche, um die Langweile der Seereise zu verscheuchen, und bei diesen Gelegenheiten stellte sich mir recht klar der Unterschied dar, der zwischen einem blasirten und einem gefühlvollen Manne liegt. Ich bekenne Ihnen offen, meine liebe Freundin, daß ich zum ersten Male Reue über den unüberlegten Schritt meiner Verheirathung empfand. Ich sage, den unüberlegten Schritt, denn als ich ihn unternahm, hatte ich mein Schicksal, meine Zukunft ganz außer Acht gelassen. Der junge Saint-Ange begriff meine Lage, und um die Pein nicht zu erhöhen, suchte er sich zurückzuziehen. Aber leider trug diese Aufmerksamkeit nur dazu bei, mir ihn noch theurer zu machen. Wir kamen auf Martinique an, und trennten uns. Daß uns der junge Mann nicht einlud, das Haus seines Vaters zu besuchen, war für mich eine Aufmerksamkeit, die ich zu würdigen wußte. Sutherland reis'te nach den Philippinen, und ich beschloß, nach Marseille zurückzukehren. Lag in diesem Entschlusse eine Sünde, so möge sie Gott meinem Herzen verzeihen, das viel und große Opfer gebracht hatte. Mein Mann starb, er unterlag seiner Reiselust. Ich bin zwar die Erbin seines Vermögens; aber kann Reichthum die Wunden des Herzens heilen? Madame, wenn ich jetzt den Mann wiedersehe, der mich für eine traurig verlebte Vergangenheit entschädigen und mir eine glückliche Zukunft sichern kann, so verdanke ich es Ihrem Gatten, der die Vermittelung dieser delikaten Angelegenheit übernommen hat. Und nicht wahr, Sie schlagen es mir nun nicht ab, dieses Landhaus anzunehmen?"

„Milady, erlauben Sie mir, mit meinem Manne Rücksprache zu nehmen, ehe ich mich über den Antrag Ihrer Großmuth entscheide!" sagte gerührt Madame Renaud.

„Sie zwingen mich, Ihnen eine weitere Erklärung zu machen."

„Verzeihung, Milady ..."

„So hören Sie mich denn an: ich bin gezwungen, Ihnen zu erklären, daß die Bosheit der Menschen mir mein Vermögen zu entreißen beabsichtigt."

„Großer Gott!"

„Es ist möglich, daß dieser Plan gelingt, und daß ich Ihren Schutz beanspruchen muß."

„Unsern Schutz, Milady!"

„Sie können ihn mir gewähren, wenn Sie die Besitzerin dieses Grundstücks sind. Der Kapitain Renaud wird Ihnen wahrlich nicht zürnen, daß Sie mir eine Gefälligkeit erwiesen haben."

Madame Renaud konnte nicht ausweichen; sie nahm das Papier an.

„Ich bin zu unerfahren in Wirthschaftsangelegenheiten," fuhr Jenny fort; „deßhalb muß ich Ihnen noch eine neue Sorge aufbürden. Es ist wahrscheinlich, daß ich in der nächsten Zeit schon mich unter Ihr Dach flüchte — damit ich Sie nicht überrasche, bitte ich Sie, die nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Nehmen Sie diese fünftausend Francs, sie werden die ersten Kosten bestreiten."

Die junge Wittwe übergab der Gattin des Schiffskapitains ein zierliches, in Perlen gesticktes Portefeuille.

„Und nicht wahr, jetzt ist unser kleines Geschäft geordnet?"

„Sie sehen mich bereit, Ihnen in allen Stücken zu dienen!"

Jenny küßte Madame Renaud.

„Rechnen Sie auf meine Dankbarkeit, meine liebe, liebe Freundin!"

Die Hausfrau besorgte nun das Mittagsessen. Ein halbe Stunde später saß man in dem kleinen freundlichen Speisesaale bei Tische. Die beiden Frauen, Mark und die sechs Kinder des Kapitains bildeten die Tischgesellschaft. Die Mütter — Jenny konnte sich wohl als die Mutter ihres Knaben betrachten — vergaßen ihre Sorgen bei dem Anblicke der muntern Schaar, die mit großem Appetite zu speisen begann.

„Wäre François hier!" dachte Madame Renaud.

„Wäre Denambuk hier!" dachte Jenny, leise erröthend. „Das Glück, eine geliebte Familie zu besitzen, kann man nicht mit Millionen erkaufen."

Nach dem Mittagsessen begannen die Kinder ihre Spiele wieder. Der duftende Garten hallte wieder von dem fröhlichen Jauchzen der Knaben und Mädchen. Jean, der alte Kammerdiener, machte den Hofmeister. Mit den Knaben, denen er Stöcke als Gewehre gegeben hatte, stellte er militairische Exercitien an. Es versteht sich von selbst, daß sein Liebling Mark dabei als Officier figurirte. Der hübsche Knabe trug eine Papiermütze mit großen Hahnfedern, eine Schärpe von Epheu und einen Holzdegen, den der alte Schiffszimmermann selbst geschnitzt hatte.

Um drei Uhr gab Jenny Befehl zur Rückfahrt nach der Stadt.

„Sehe ich Sie morgen wieder?" fragte Madame Renaud.

„Wie bisher jeden Tag; es müßte mich denn ein nicht zu beseitigendes Hinderniß abhalten."

Die beiden Freundinnen nahmen zärtlich Abschied.

„Vergessen Sie unsere kleinen Angelegenheiten nicht!" rief Jenny aus dem Wagen.

„Gewiß nicht!"

Die Kinder riefen sich Adieu zu. Jean setzte sich auf den Bock, und die leichte Equipage flog davon. Schon nach wenigen Augenblicken war sie der Familie Renaud entschwunden, die ihr nachsah. Eine Stunde später betrat Jenny das Hôtel Dürand.

---

6. Intriguen.

Die Wittwe Sutherland hatte seit jenem Abende den Doctor nicht wiedergesehen; sie war nicht unangenehm überrascht, als sie am folgenden Morgen einen Brief von ihm erhielt. Pietri schrieb:

„Milady!

In Ihrem Interesse habe ich Erkundigungen über das Bankhaus Gauthier eingezogen. Zwar hat es in der öffentlichen Meinung noch nicht verloren, aber ein Freund, der es genau wissen kann, versichert mich, daß es schlecht mit Herrn Gauthier steht. Der Fall eines überseeischen großen Hauses, mit dem es gemeinschaftliche Speculationen in Westindien unternommen, muß auch den Sturz des Hauses Gauthier herbeiführen. Die Sache ist einer nähern Besprechung werth, und wenn Sie meinen

Besuch annehmen wollen, können wir vielleicht die Mittel berathen, um einiges von Ihrem Vermögen zu retten. Bestimmen Sie die Stunde, und ich werde nicht verfehlen, Ihnen zu beweisen, daß ich ein Feind aller Unredlichkeit bin. Dr. Pietri."

„Ist der Bote noch da?"

„Er wartet draußen auf Antwort."

Jenny setzte sich an ihren Secretär und schrieb:

„Mein Herr!

Ihr uneigennütziges Interesse für eine Frau, die Ihnen fremd ist, rührt mich tief. Es ist vielleicht mehr als Zufall, daß ich gerade Sie, den wackern Mann, um Schutz anrief, als ein insolenter Mensch mich beleidigte. Ich schätze mich glücklich, eine so seltene Bekanntschaft fortzusetzen. Beehren Sie mich diesen Abend acht Uhr zum Souper, und es wird Ihnen mündlich den Dank für Ihre Freundschaft ausdrücken

Jenny Sutherland."

Die Kammerfrau empfing das Billet Jenny's, und brachte es dem Boten, der im Vorzimmer wartete. Dieser war kein anderer, als Didier Lambert, der seinen Posten als Secretair des Doctors angetreten hatte.

Um acht Uhr erschien Pietri in dem Hôtel Dürand. Er hatte sorgfältig Toilette gemacht. Seine braune Perrücke war von den kunstfertigen Händen des Coiffeurs gekräuselt; an seinem Hemde blitzte eine Diamantnadel und an den Fingern glänzten werthvolle Ringe. Ein feiner, schwarzer Frack, weiße Weste und schwarze Hosen bildeten seine Bekleidung. Der Doctor schien heute ein Mann von dreißig Jahren zu sein. Das freundlichste Lächeln umschwebte seine Lippen, als er in den Salon trat, wo ihn Jenny empfing.

Die junge Wittwe war auch heute schwarz gekleidet.

Pietri näherte sich ihr, ergriff ihre kleine, weiche Hand, und drückte sie ehrfurchtsvoll an seine Lippen. Jenny glaubte dem Manne, der sich ihr als Freund näherte, diese decente Vertraulichkeit gestatten zu müssen.

Den Doctor durchzuckte ein electrisches Feuer bei der Berührung dieser zarten Hand. Nur gewaltsam konnte er sich entschließen, sie der seinigen wieder entgleiten zu lassen.

„Ich bin Ihrer Einladung gefolgt, Milady!" flüsterte er.

„Nehmen Sie die Versicherung, mein Herr, daß ich Sie erwartet habe und mit Vergnügen empfange."

Beide ließen sich in einem Sopha nieder.

„Zeihen Sie mich nicht des Eigennutzes," begann Jenny mit einer Liebenswürdigkeit, die den Doctor entzückte —" auch ohne den Dienst, der mich Ihnen zu Danke verpflichtet, würde mir Ihre Bekanntschaft von Interesse gewesen sein."

Pietri benutzte diese Gelegenheit, um einen zweiten Kuß auf die Hand der reizenden Jenny zu drücken.

„Lady Sutherland ist so freundlich," flüsterte er mit bewegter Stimme, „daß es mir fast an Worten fehlt, meinen Dank auszudrücken! Ich pflichte der Ansicht bei, Milady, die Sie in Ihrem Briefe aussprechen: es ist vielleicht mehr als Zufall, daß es mir vergönnt war, Sie einer unangenehmen Situation zu entreißen."

„Man trifft nicht immer gute Menschen —"

„Jeder an meiner Stelle würde sich glücklich preisen, Ihnen Dienste leisten zu können. Ich hatte keinen speciellen Auftrag von Ihnen, Milady;

aber Ihre Lage beunruhigte mich, und ich unternahm Schritte, um zu erfahren, welcher Quelle die Drohungen Gauthier's entsprungen seien."

„Wahrlich, mein Herr, die Ungewißheit war peinigend."

„Ich bin so glücklich, Ihnen Gewißheit zu bringen, wenn auch eine andere, wie ich sie in Ihrem Interesse gewünscht hätte."

„Ihr Brief gab mir bereits eine Andeutung, die mich mit Schrecken erfüllt. Der Fall des Bankhauses, dem ich mein Vermögen anvertraut, ist zu fürchten ..."

„Ja, Milady! Auf die Quelle, aus der ich geschöpft, kommt es nicht an; aber soviel steht fest, daß das Haus sich nicht halten kann. Verbreitet sich das leiseste Gerücht von der Schwäche desselben, so wird Jeder, der ihm ein Kapital anvertraut hat, sein Eigenthum zurückfordern, und die Kasse geräth in Verlegenheit. Noch schwankt die öffentliche Meinung nicht, man hält sein Geld für sicher, und das Haus hat nur seine Zinsen zu zahlen — wohlverstanden, Zinsen von Kapitalien, die nicht mehr existiren. Aber man zahlt sie, um kein Mißtrauen zu erwecken."

Die junge Frau hatte erschreckt zugehört.

„Sollte diese Umwandlung in so kurzer Zeit haben stattfinden können?" fragte sie leise. „Mein verstorbener Mann war sehr vorsichtig, und wenn er sein ganzes Vermögen einem Bankhause übergeben ..."

„Verzeihung, Milady! Sie beregen da einen Gegenstand, wonach ich eben zu fragen mir erlauben wollte. Ihr verstorbener Gemahl hat diesem einen Hause sein ganzes Vermögen anvertraut?"

„Leider ja!"

„Das ist eine große Unvorsichtigkeit! Ich weiß nicht, wie hoch Ihr Vermögen sich beläuft —"

„Eine Million Dollars"

Der Doctor verbarg sein Erstaunen, indem er in mitleidiger Verwunderung fortfuhr:

„Und eine solche Summe übergiebt man einer Privatkasse! Wahrlich, schon ihretwegen, Milady, macht Gauthier ein schönes Geschäft, wenn er seine Zahlungen einstellt."

Jenny's Besorgniß mehrte sich mit jeder Minute der Unterhaltung.

„Aber, mein Herr," sagte sie bang und schüchtern, „Gauthier sprach noch von Bedingungen, unter denen die Erhaltung meines Vermögens möglich sei."

Der schlaue Doctor hatte einen Augenblick nachdenkend sein Haupt gewiegt.

„Milady," begann er nach einer Pause, „die Situation ist von der Art, daß Sie durchaus klar sehen müssen. Es wundert mich nicht, wenn eine Dame mit Finanzgeschäften wenig vertraut ist, giebt es doch viel Männer, die in dieser Sphäre unbekannt sind — und zu diesen letztern mußte auch ich mich so lange zählen, bis ich die Erbschaft eines Onkels antrat und mich um die Unterbringung von Kapitalien zu kümmern hatte. So stand ich im Begriffe, dem Hause Gauthier eine Million anzuvertrauen, da man es als ein solides in dem ganzen südlichen Frankreich kennt. Die Scene im Theater und die Ehre Ihrer Bekanntschaft hielten mich davon ab. Sie sehen, daß ein guter Stern über mich gewacht hat: ich würde heute um eine Million ärmer sein, wenn ich an jenem Abende das Theater nicht besucht hätte. Mit Hülfe eines Freundes gelang es mir, einen Blick in das Innere des Bankhauses zu werfen, und was ich

erfuhr, reichte hin, um das Benehmen des Banquier's gegen Sie erklärlich zu finden. Darf ich offen sprechen, Milady?"

„Ich bitte darum!"

„Das Haus Gauthier stand mit einem großen Handelshause auf Martinique in enger Verbindung. Beide machten große Colonisationsunternehmungen in Westindien."

„Wie nannte sich das Haus auf Martinique?" fragte Jenny.

„Saint-Ange, Milady!"

Die junge Frau erröthete bei diesem Namen. Der Doctor stellte sich, als ob er es nicht bemerkte.

„Und dieses Haus fallirte, wie Sie mir in Ihrem Briefe schrieben?"

„Ja, Milady. Der junge Herr Saint-Ange, ein Mann der großen Welt, schoß sich eine Kugel durch den Kopf, und der alte Herr starb vor Gram über den Verlust seines Sohnes und seines Vermögens."

Jenny vermochte kaum ihre Thränen zurückzuhalten.

„Herr Doctor," fragte sie flüsternd, „ist die Nachricht von dem tragischen Ende der beiden Herren auch gegründet?"

„Die Handelswelt ist dadurch in Schrecken gesetzt, denn mehr als ein Geschäftsmann erleidet bei dem Untergange des Hauses Saint-Ange große Verluste. Die amtliche Bestätigung dieses Ereignisses ist schon seit längerer Zeit in Marseille. Einige kleine Firmen sind bereits gefallen — das Haus Gauthier stellt sich stark, es sucht den Wirkungen jenes Falles trotzzubieten. Der Banquier hat seinen Plan wohlberechnet: sobald sein Verlust auf Martinique bekannt wird, sucht er auch einen Ersatz dafür in die Oeffentlichkeit zu bringen. Wenn die Finanzwelt sagt, das Haus Gauthier hat zehn Millionen durch Saint-Ange verloren, so muß sie auch sagen können: Alfred Gauthier hat dafür zwanzig Millionen durch eine reiche Heirath gewonnen. Man weiß nicht, daß Herr Alfred Ihr Vermögen bereits in Händen hat, und die Proklamation seiner Verlobung mit der reichen Lady Sutherland verschafft ihm so viel Credit, daß er die Krisis vermeiden und durch glückliche Speculationen die erlittenen Verluste im Stillen wieder ausgleichen kann. Sie sehen," fügte der Doctor mit feiner Ironie hinzu, „Sie sehen, Milady, daß Herr Alfred Gauthier Recht hat, wenn er durch die Verbindung mit Ihnen die Erhaltung Ihres Vermögens in Aussicht stellt. Aber er hat auch Recht, wenn er im entgegengesetzten Falle Ihren Ruin fürchten läßt — es ist dies eine Drohung, deren Erfüllung dann nicht mehr von seinem Willen abhängt: Lady Sutherland's Vermögen geht mit dem Bankhause Gauthier zu Grunde. Dies ist die wahrhafte Sachlage, Milady, und wer sie anders auffaßt, ist entweder ein Kurzsichtiger oder Lügner."

Es vergingen einige Minuten, ehe sich die arme Jenny von ihrem Schrecken erholt hatte. Der Doctor brachte ihr zwei Nachrichten, die alle ihre Träume von der Zukunft vernichteten. Durch Denambuk's Tod ward ihr der Geliebte und das Vermögen geraubt. Die Mittheilungen des Banquier's hatte sie für leere Drohungen gehalten — an denen des Doctors, der ihr Verhältniß zu der Familie Saint-Ange nicht kannte, so wähnte sie, durfte sie nicht zweifeln. Und konnte er auch ein Interesse dabei haben, ihr falsche Nachrichten zu überbringen? Der Kapitain Renaud konnte demnach das nur bestätigen, was sie bereits wußte.

„Was ist zu thun, mein Herr?" fragte die rathlose Frau.

Pietri zuckte mit den Achseln.

„Ihre Lage ist eine sehr kritische, Milady!“

„Giebt es denn keinen Ausweg?“

„Herr Gauthier hat Ihnen einen Ausweg angedeutet.“

„Nie, nie werde ich ihn betreten!“

„Sie haben Recht, Milady!“ sagte Pietri mit ruhigem Ernste. „Abgesehen davon, daß eine Verbindung mit Alfred Gauthier Ihren Neigungen nicht entspricht, so ist sie außerdem auch nur ein Palliativmittel: Ihr Vermögen haben die Unternehmungen in Westindien verschlungen, Sie bringen dem Bankhause nur Credit — wer birgt dafür, daß der Sturz des Banquier's nach zwei Jahren nicht ein größerer wird, als der ist, den Sie für jetzt beseitigt haben? Alfred ist ein gefährlicher Roué, Sie dürfen ihm Ihr Glück nicht anvertrauen, wie Ihr Vermögen. Jetzt steht nur Ihr Vermögen auf dem Spiele — tragen Sie Sorge, daß er Ihnen nicht noch mehr raubt.“

Jenny begann still zu weinen. Als sie nach einigen Augenblicken das weiße Battisttuch von dem Gesichte entfernte, sah Pietri hochgeröthete Wangen und trübe Augen. Sie war in ihrem Schmerze so schön, daß der liebeglühende Doctor hätte vor ihr niederknien mögen. Aber gewohnt, seine Gefühle zu beherrschen, nahm er eine mitleidige Miene an und sagte:

„Milady, ich beklage Sie von Herzen!“

„Wohl bin ich zu beklagen,“ flüsterte sie, „denn mir bleibt nicht ein Franc, wenn Alles so eintrifft, wie Sie es mir in Aussicht gestellt haben.“

„Leider muß es so eintreffen! Und wäre für Sie noch einiges zu retten, so wird es Herr Alfred aus Rache so einzurichten wissen, daß es Ihnen entzogen wird.“

„O, nun wird es mir klar, warum er darauf drang, sich im Theater öffentlich an meiner Seite zu zeigen: man sollte daraus ein zärtliches Verhältniß folgern!“

„Und mir wird die Beharrlichkeit klar, mit der er in Sie drang, sich zu erklären!“ fügte Pietri hinzu. „Wie bebten seine Lippen, wie bleich ward sein Gesicht, als Sie sich weigerten! Sind das nicht die sichersten Beweise von der Richtigkeit meiner Aufstellungen? Des Banquier's Existenz hängt von Ihnen ab!“

„O, über die Bosheit der Menschen! Mein Entschluß steht fest!“ rief sie aus, indem sie sich in heftiger Bewegung erhob.

„Was wollen Sie beginnen? Fassen Sie sich, Milady!“

„Damit man mich nicht mit Schimpf und Schmach aus diesem Hôtel jagt, werde ich meine Möbel und meine Equipage verkaufen, dem Administrator den Miethzins für das letzte halbe Jahr bezahlen und ein stilles, bescheidenes Leben beginnen. Stellt Gauthier dann seine Zahlungen ein, so wird mich der Schlag weniger schwer treffen, und ich bin nicht gezwungen, mit Schulden von der Stufe herabzusteigen, auf der mich die Welt beneidet hat.“

„Nein, Milady, nein!“ sagte Pietri eifrig. „Das wäre voreilig, unbesonnen gehandelt!“

„Warum?“

„Die Welt darf die Wechselwirkung nicht erfahren, in der Sie mit dem Banquier stehen. Je länger Sie bleiben, wer Sie sind, die reiche Dame nämlich, und je länger die öffentliche Meinung Ihre Heirath mit Alfred präsumirt, je länger hält sich das Bankhaus, und wir brauchen

Zeit, um zu sondiren und einen Entschluß zu fassen. Nach der Ansicht, die ich jetzt von der Angelegenheit gewonnen habe, hätte die Scene im Theater anders enden müssen. Ich wette, daß Alfred einen Bruch nicht ahnen läßt, daß er vielmehr Ihre Entfernung aus der Loge zu beschönigen sucht. Wir dürfen sein Bemühen durch eine widersprechende Demonstration nicht vereiteln."

„Und was erwarten Sie davon?"

„Eine Verzögerung der Krisis, Milady. Eben so wenig dürfen Sie auch Ihre Kapitalien kündigen."

„Aber der Banquier hat mir persönlich angekündigt, daß er mir ferner keine Zinsen zahlen könne."

„Er war bei Ihnen?"

„Am fünfzehnten dieses Monats."

„Nach der Trennung in der Loge war dies ein kühner Schritt. Und wie haben Sie den Banquier entlassen?"

„Mit der Versicherung, daß ich nie in eine Beziehung zu ihm treten würde. Uebrigens habe ich guten Grund anzunehmen, daß er sich in seinen Bemühungen, mich durch List oder Gewalt geneigt zu machen, nicht behindern läßt."

Jenny erinnerte sich der Mittheilung des alten Jean über die Entfernung Gauthier's.

„Sie sehen, Milady, daß Sie eine Aenderung Ihrer Stellung nicht vornehmen dürfen."

„Wohl wahr, wohl wahr," flüsterte sie; „aber wir dürfen nicht vergessen, daß ich von jetzt an keine Revenüen mehr beziehe. Was soll ich antworten, wenn man von mir Zahlung fordert? An wen soll ich mich wenden in meiner hülflosen Lage?"

Ihre Thränen flossen von Neuem, denn je mehr sie über ihre Lage nachdachte, je schwieriger und verhängnißvoller erschien sie.

Pietri trat zu ihr, ergriff sanft ihre Hand und sagte mit bewegter Stimme:

„Milady, Sie fragen, an wen Sie sich wenden sollen? An mich!"

Sie sah den Doctor erstaunt an.

„Mein Herr, mein Herr!" stammelte sie dann.

„Die Vorsehung sandte Sie mir, daß mir eine Million gerettet ward — ich biete Ihnen diese Million, damit Ihnen Ihr Vermögen ganz oder zum Theil gerettet werde. Sie sind die erste, der Gauthier Zahlung verweigert, denn er rechnet darauf, daß Sie keine Schritte gegen ihn unternehmen, um das Bankhaus nicht zu stürzen, das Ihr Vermögen enthält; er hofft vielmehr, Sie werden auf seinen Antrag eingehen. Es sind alle Anzeichen vorhanden, die meine Annahmen zur Gewißheit machen. Wenn Sie völlig hülflos sind, glaubt er, müssen Sie sich an ihn wenden. O, das Manöver ist vortrefflich berechnet! Aber der schlaue Speculant soll sich dennoch getäuscht haben. Ich wette, er ändert seine Taktik, wenn er sieht, daß seine Geschosse wirkungslos abprallen. Sie werden in dem Hôtel Dürand wohnen, auch ohne Zinsen des Herrn Gauthier; Sie werden mit einem Worte den Anschein gewinnen, daß Ihre Existenz nicht gefährdet ist, und daß Sie Millionen nicht scheuen, um das Bankhaus Gauthier zu stürzen. Dann ist es an ihm, mit Ihnen zu unterhandeln, und er muß es als eine Gnade betrachten, wenn Sie schweigen und Ratenzahlungen annehmen."

„O, mein Herr, Sie eröffnen mir eine frohe Aussicht!“ rief Jenny unter Thränen.

„Ich freue mich, wenn Sie mein Erbieten nicht ablehnen und wenn Ihnen dadurch ein Vortheil erwächst. Wir Menschen sind ja da, um uns gegenseitig zu helfen.“

„Was aber geschieht, wenn Gauthier wirklich fallirt? Wie trage ich meine Schuld ab?“

„Milady, auch diesen Fall habe ich angenommen und vorgesehen. Der Banquerot mag ausfallen, wie er will — von zwanzig Millionen ist jedenfalls eine zu retten, wenn Ihr Sachwalter ein redlicher Mann ist, der sich von dem Banquier nicht bestechen läßt.“

„O wären Sie Jurist, statt Mediciner!“

„Dies würde Sie nicht hindern, mich zu Ihrem Bevollmächtigten zu machen.“

„Ich wagte nicht, diesen Wunsch auszusprechen.“

„Er ist Ihnen gewährt, ehe Sie ihn aussprechen.“

„Herr Doctor, wie soll ich Ihnen danken!“

„Dadurch, daß Sie mir erlauben, einer bedrängten, liebenswürdigen Dame einen Dienst zu leisten. Mein Leben ist bisher einförmig dahingeflossen, ich habe den Wissenschaften obgelegen und der am Körper leidenden Menschheit durch meine Kunst Hülfe gebracht; jetzt wird es mir vergönnt sein, auch auf andere Weise zu nützen — wie ich die Gebrechen des Körpers bekämpft, so werde ich jetzt ein moralisches Gebrechen, die Unredlichkeit und Schurkerei bekämpfen. Sie sehen, Milady, ich bleibe in meinem Berufe!“

Der Doctor ver[illegible] sich, und drückte einen Kuß auf Jenny's Hand.

Der alte Jea[illegible]en und meldete, daß das Souper servirt sei. Jenny führte ih[illegible] in ein angrenzendes Zimmer. Da man sich heute auf den [illegible] hatte vorbereiten können, so war der Tisch mit feinen Speisen und Weinen besetzt. Die Aussichten, die Pietri ihr eröffnet, hatten die junge Frau ein weniger ruhig gemacht. Man führte in Gegenwart der bedienenden Domestiken ein gleichgültiges Gespräch. Der Doctor ward heiter und liebenswürdig, und hatte er sich früher durch innige Theilnahme ausgezeichnet, so würzte er jetzt das Mahl durch eine geistreiche Unterhaltung und feine, decente Scherze. Als man den Tisch verließ, mußte sich Jenny eingestehen, daß der Doctor ihr vom Himmel gesendet sei. Brachte er nicht Rath und Hülfe in der Noth? Wußte er nicht durch heitere Gespräche die Sorgen zu verscheuchen? Sie fühlte ihre Brust erleichtert bei dem Gedanken, daß der Doctor ihr bis zur Rückkehr des Kapitains Renaud als ein Freund zur Seite stehen würde. Die Medisance fürchtete sie nicht, da der Doctor ein Mann in reiferm Alter war, und, wie seine Dispositionen bewiesen, der höhern Gesellschaft angehörte.

Seit drei Stunden hatte Jenny ihren Knaben nicht gesehen; sie empfand Sehnsucht nach ihm, denn Mark war ja das einzige Wesen, an dem ihr verlassenes Herz mit Liebe hing.

„Doctor,“ begann sie, „ich muß Sie heute nach jeder Richtung hin ausbeuten.“

„Befehlen Sie, Milady, und Sie finden mich zu Allem bereit.“

„Ich bedarf Ihres ärztlichen Rathes.“

„Fühlen Sie sich unwohl?“ fragte Pietri mit besorgten Mienen.

„Die Aufregung hat mich nur ein wenig angegriffen, ich befinde

mich körperlich wohl; aber mein Knabe schien gegen Abend ein wenig Fieber zu haben."

„Bei Kindern ist das eben nicht bedenklich, wie alt ist ihr Sohn, Milady?"

„Er steht im achten Jahre."

„Erlauben Sie mir, daß ich den kleinen Patienten sehe?"

„Ich bitte darum, Doctor!"

Die junge Wittwe setzte eine Glocke in Bewegung. Jean erschien.

„Wie befindet sich Mark?"

„Ich komme soeben von ihm, Milady; er war aufgewacht und verlangte zu trinken. Seine kleine Hand brennt in Fieberhitze. Da ich nicht wußte, was ich ihm zu trinken geben sollte, wollte ich anfragen . . ."

„Leuchte uns voran, guter Jean, und der Herr Doctor wird es Dir sagen."

Der alte Diener ergriff einen zweiarmigen Leuchter, und ging voran. Man durchschritt einen kleinen Saal und trat in Jenny's Boudoir, das durch eine mit grüner Gace umhangene Astrallampe matt erhellt ward. Der Vorhang des Alkovens war halb zurück gezogen.

„Mutter," rief eine Kinderstimme, „bist Du da?"

„Mein liebes, liebes Kind!" rief Jenny, indem sie auf das kleine, weiße Bett zu eilte und leidenschaftlich das Kind zu küssen begann.

„Mich dürstet, liebe Mutter!"

„Mein Gott, Doctor, wie trocken sind die Lippen, wie heiß ist die Stirn des armen Kindes! Noch nie befand es sich in einem solchen Zustande!" rief Jenny ängstlich.

Der Doctor trat ruhig an das Bett, ergriff die Hand des Knaben und prüfte den Puls.

„Es ist Fieber vorhanden!" murmelte er.

Dann bat er um einen Stuhl. Jean brachte ihn, und blieb mit der Kerze neben dem Bette stehen. Mit sichtlicher Angst betrachtete er den Knaben, dessen Augen im Fieber glänzten und dessen Wangen wie Purpur glühten. Jenny stand neben ihm; mit angehaltenem Athem wartete sie auf den Ausspruch des Arztes.

Während der Doctor mit der rechten Hand den Puls des Kindes prüfte, holte er mit der linken eine kostbare goldene Uhr aus der Tasche, um die Schläge des Pulses zu messen. Der Knabe lag still in seinem Bette, er sah verwundert den Mann an, der seine Hand hielt und dabei nachdenkend auf das Zifferblatt der Uhr sah. Nach einer Minute, die Jenny und Jean wie eine Stunde vorgekommen war, steckte der Doctor seine Uhr wieder in die Tasche. Nachdem er liebreich die Hand des Knaben gedrückt, fordete er ihn auf, die Zunge zu zeigen. Mark that es.

„Ich dachte es mir!" sagte lächelnd der Doctor.

„Was?" fragte Jenny eifrig.

„Das liebe Kind hat sich den Magen ein wenig verdorben."

„So ist die Krankheit nicht gefährlich?"

„Nein! Was hat das Kind diesen Mittag gegessen?"

Jenny nannte die Gerichte, und fügte hinzu, daß sie ihm nur mäßig davon gegeben.

„Herr Doctor," begann Jean, „ich glaube, daß die Schuld an mir liegt. Ich habe dem Knaben frischen Apfelkuchen aus dem Café-royal geholt — er schmeckte ihm, er hat tüchtig davon gegessen."

„Jean!" rief Jenny im Tone des Vorwurfs. „Du gehst zu weit in Deiner Liebe zu dem Kinde! Wie oft habe ich Dir gesagt, ihm außer den Mahlzeiten weder Speisen noch Getränke zu geben."

„Sie haben eine große Unvorsichtigkeit begangen, mein Freund!" fügte der Doctor hinzu.

In des Greises Augen erschienen Thränen.

„O mein Gott," murmelte er, „wer kann denn dem Engel etwas abschlagen, wenn er bittet! Der Kuchen schmeckte ihm, und da habe ich zweimal davon geholt. Verzeihung, Milady, es soll nicht wieder geschehen. Ich will ihn hungern lassen, wenn es zu seiner Gesundheit nöthig ist. O, ich kann gut, recht gut, aber auch sehr streng sein! Der Schmerz tödtete mich, wenn mein guter Mark ernstlich krank würde. Sollte ich ihn denn so weit über's Meer hierher gebracht haben, um ihn durch meine Zärtlichkeit krank zu machen? Nein, lieber will ich ihn weinen und mit den Füßen stampfen sehen. Mark, von mir wirst Du keinen Brocken Kuchen mehr erhalten!"

„Du giebst mir doch welchen, wenn ich Dich darum bitte!" antwortete lächelnd der Knabe.

„Nicht einen Brocken, und wenn Du mir den grauen Bart ausraufst!"

„Dann bist Du mein Großvater nicht mehr, Jean."

„Oh! Oh!" murmelte der Greis. „Das wollen wir doch sehen!"

„Mache nur nicht ein so böses Gesicht, Du meinst es ja doch gut mit mir! Lieber Jean, gieb mir zu trinken, mich dürstet gar zu sehr!"

Der Knabe streckte bittend beide Händchen nach dem alten Manne aus. Dieser wandte sich ab, denn er konnte dem Drange kaum widerstehen, seinen Liebling in die Arme zu schließen und zu küssen.

Der Doctor wandte sich noch einmal zu dem Patienten; er öffnete das weiße Battisthemd desselben und gab sich den Anschein, als ob er die Brust untersuchen wollte. Bei dieser Gelegenheit bemerkte er auf der rechten Schulter einen ziemlich großen Leberfleck. Wären die beiden andern Personen unbefangene Beobachter gewesen, so hätten sie die Genugthuung sehen müssen, die sich bei dieser Entdeckung auf dem Gesichte des Doctors zeigte.

„Ich glaube, die Indisposition wird ohne erhebliche Folgen vorübergehen," sagte der Doctor, indem er sich erhob. „Aber ich bitte Sie, Milady, den Knaben so lange im Bette zu lassen, bis ich ihn morgen noch einmal gesehen habe."

Jean war glücklicher über diesen Ausspruch, als Jenny. Mit der Freiheit das alten, treuen Dieners, der nur das Beste seiner Herrschaft im Auge hat, sagte er:

„Verlassen Sie sich darauf, Herr Doctor! er soll nicht eine Minute aus den Kissen kommen, bis Sie die Erlaubniß dazu geben. Aber das Kind hat Durst, was soll es trinken?"

Pietri sann einen Augenblick nach.

„Bereiten Sie ihm ein Glas schwacher Limonade. Oder besser: geben Sie mir ein Glas Wasser, Zucker und eine Orange. Ich werde das Getränk selbst mischen, um sicher zu sein, daß Jean des Guten nicht zu viel thut. Wir müssen den kleinen Magen vor Säure bewahren."

Der Greis verließ hastig das Zimmer.

„Doctor," rief Jenny, „Sie sind ein wahrer Freund in der Noth! Den Gesunden sind Sie Rechtsanwalt, und den Kranken Arzt!"

„Der Arzt, Milady, hat tausendfache Gelegenheit die Menschheit zu studieren. Wenn er sich nicht einen Schatz von Erfahrungen sammelt, so ist er ein Schwachkopf, und wenn er die gesammelten Erfahrungen nicht zum Wohle seiner Mitmenschen verwendet, so ist er kein braver Mann. Es ist von jeher mein Bestreben gewesen, Arzt im wahren Sinne des Wortes zu sein."

Jean kam mit den Ingredienzien zur Limonade zurück.

„Hier ist Alles, dessen Sie bedürfen, Herr Doctor!"

Er setzte Wasser, Zucker und eine Orange auf den Tisch.

Jenny saß neben dem Bette und beschäftigte sich zärtlich mit dem kranken Kinde! sie kümmerte sich um die Vorbereitungen nicht, welche die beiden Männer trafen.

„Jean," sagte Pietri lächelnd.

„Herr Doctor?"

„Sie haben etwas vergessen."

„Was?"

„Einen Löffel und Messer."

„Ach, Verzeihung, Herr Doctor, ich bin diesen Abend so verwirrt, als ob ich betrunken wäre!"

„Ich bitte Sie um die Gefälligkeit, mir das Fehlende zu holen."

„Im Augenblicke werde ich zurückgekehrt sein!"

Der Greis verschwand.

Pietri hatte ein Glas mit Wasser gefüllt. Kaum hatte Jean das Zimmer verlassen, so sah er sich nach Jenny um: sie saß neben dem Bette, hatte ihren Kopf auf das Gesicht des Knaben niedergebeugt und flüsterte mit ihm. Der Knabe hielt den Hals seiner besorgten Mutter mit beiden Armen umschlungen.

Rasch holte Pietri ein kleines Papier aus der Tasche seiner weißen Weste und schüttete den Inhalt desselben in das mit Wasser gefüllte Glas. Es war Arsenik. Das leere Papier verbarg er wieder in der Tasche.

Als Jean wieder eintrat, war der Doctor beschäftigt, Zucker in das Wasser zu mischen.

„Hier ist ein Messer und ein silberner Löffel!"

Pietri schälte die Citrone und tröpfelte von dem Safte in das Glas. Dann stellte er sich, als ob er das Getränk kostete.

„Die Limonade ist fertig!" sagte er.

„Ach, liebe Mutter, gieb mir zu trinken!" bat der Knabe, der diese Worte gehört hatte.

„Gern, gern, mein süßes Kind! Nun sollst Du auch nicht einen Augenblick mehr dürsten!"

Leidenschaftlich küßte sie den Mund des Kindes.

„Wie trocken und heiß seine Lippen sind! Ich glaube Dir, armer Mark, daß Dich der Durst plagt! reich mir das Glas, Jean!"

Lächelnd gab der Doctor dem Greise das Glas; dann lehnte er sich an den Tisch, kreuzte die Arme und betrachtete mit einer ruhigen Freundlichkeit die Gruppe.

Jean konnte der Gewohnheit nicht widerstehen, zuvor ein Spiel mit seinem Lieblinge zu beginnen.

„Mark," rief er, indem er ihm das Glas zeigte, „bin ich Dein Großvater oder nicht?"

„Ja, ja!" rief das ungeduldige Kind, „gieb mir nur zu trinken!"

„Ich bin also Dein Großvater, auch wenn ich Dir keinen Kuchen mehr kaufe?"

Der Knabe hatte sich in seinem Bette aufgerichtet und streckte beide Hände aus. Jean machte Miene, seinen Scherz noch weiter auszudehnen. Da erhob sich Jenny lächelnd, und ging zu dem alten Manne.

„Gieb, Jean, Du wirst dennoch der Großvater bleiben!"

Mit diesen Worten nahm sie das Glas aus seiner Hand. In dem Augenblicke, als sie zu dem Bette zurückkehren wollte, ward rasch und ungestüm die Thür geöffnet. Ein Mann mit großem Barte und bis an den Hals zugeknöpftem Oberrocke stand auf der Schwelle.

„Guten Abend, Milady!" sagte eine kräftige Baßstimme.

„Mein Kapitain! Mein Kapitain!" rief Jean.

„Der Kapitain Renaud!" antwortete der Mann, indem er in das Zimmer trat.

Jenny stieß einen Schrei freudigen Schreckens aus — das Glas entsank ihrer zitternden Hand — es fiel auf den Teppich. Pietri biß ärgerlich die Lippen zusammen und zog sich in eine Fenstervertiefung zurück. Der Kapitain Renaud hatte den Knaben zum zweiten Male gerettet: am Bord der Aphrodite vor der Sklaverei — heute vor dem Tode!

Die junge Frau begrüßte den wackern Seemann, indem sie sich ihm weinend an die Brust warf.

„Was ist das? Was ist das?" rief Renaud erschreckt. „Milady, Sie weinen?" fragte er erbleichend.

„Es hat sich viel ereignet in Ihrer Abwesenheit, Kapitain!"

„Großer Gott — ich war in dem Hause, das meine Familie bewohnte — es traten mir andere Menschen, fremde Gesichter entgegen — Niemand konnte mir Auskunft geben — ich eilte nach dem Hôtel Dürand — ist meine Frau, sind meine Kinder hier?" rief mit zitternder Stimme der Kapitain.

„Beruhigen Sie sich, Kapitain!" rief Jean. „Ihre Familie lebt, und ist gesund. Sie hat keinen andern Kummer, als den über Ihre lange Abwesenheit."

„Jean, sprichst Du die Wahrheit?"

„Auf meine Matrosen-Ehre, Kapitain!"

Jenny hatte ihre Thränen getrocknet; sie ergriff mild lächelnd die Hand des Kapitains, führte ihn zu dem Sopha, und sagte:

„Der gute Jean spricht die Wahrheit. Ihre Gattin und Ihre Kinder bewohnen ein schönes Landhaus in der Nähe von Marseille. Ich habe sie diesen Mittag noch gesehen, und kann Ihnen die Versicherung ertheilen, das Alle gesund und glücklich sind."

Der Kapitain athmete froh auf und trocknete den Schweiß von der Stirn.

„Gott sei gelobt!" murmelte er. „Verzeihung, daß ich so ungestüm Ihr Zimmer betrat. Aber ermessen Sie meine Todesangst — —"

„Ich habe um Verzeihung zu bitten, denn ich entführte Ihnen Ihre Familie, und trage somit die Schuld an Ihrem Schrecken, der leicht erklärlich ist. Noch einmal, Kapitain, Ihrer Familie ist Nichts Unangenehmes begegnet, das der Mittheilung werth wäre."

Jetzt trat auch Jean heran, um sich zu entschuldigen.

„Kapitain," rief er, „ich bin täglich am Hafen gewesen, um Sie zu empfangen und von der Veränderung zu unterrichten — auch heute war ich da; aber man hat Ihr Schiff nicht signalisirt. Man erwartete einen

Spanier, das war Alles. Da bin ich denn ruhig nach Hause gegangen, um morgen wieder nachzufragen. Sie sehen, es ist meine Schuld nicht ...

„Ich bin Dir nicht böse, mein wackerer Jean, auch wenn Du ein Versehen begangen hättest; die Nachricht von dem Wohlsein meiner Familie entschädigt mich ja für Alles."

„Aber wie kommt es, daß man Sie nicht signalisirt hat?"

„Ich bin mit dem spanischen Schiffe eingelaufen."

„Wie — und Ihr Schiff?"

„Ist gescheitert. Ich und sechs Matrosen sind mit dem Leben davongekommen — Dies ist der Grund der Verzögerung meiner Rückkehr."

„Ah, Kapitain, nun werden Sie gewiß keine Seereise wieder unternehmen und hübsch bei uns bleiben," sagte Jean. „Sie dürfen Ihr Leben dem unsichern Meere nicht noch einmal preisgeben. Nicht wahr, Milady, wir dulden es nicht mehr?"

Die Antwort auf diese Frage setzte Jenny in Verlegenheit; sie hatte allerdings früher dem Kapitain von einer größern Reise abgerathen und ihm eine Summe zum Betriebe eines kaufmännischen Geschäfts angetragen — was konnte sie ihm jetzt anbieten, was konnte sie jetzt für ihn thun?

Pietri überhob sie der Antwort. Lächelnd trat er zu ihr und sagte:

„Milady, ich will die Freude des Wiedersehens nicht stören; es ist spät, ich ziehe mich zurück — morgen besuche ich unsern kleinen Patienten wieder, über dessen Zustand Sie übrigens ohne Sorge sein dürfen."

Nachdem Jenny die beiden Männer gegenseitig vorgestellt, entfernte sich der Doctor.

„Also morgen sehen wir uns wieder?" fragte Jenny in dem Vorzimmer.

„Gewiß, Milady. Ich werde als Ihr Arzt und als Ihr Rechtsanwalt erscheinen. Und dann vergessen Sie nicht, daß ich später Ihren Banquier repräsentiren kann."

„Gebe Gott, Doctor, daß ich so glücklich sein werde, Ihr letztes großmüthiges Anerbieten ablehnen zu können. Uebrigens behalte ich mir vor, Sie mit dem Kapitain näher bekannt zu machen; er ist ein braver Mann, der verdient, Ihr Freund zu sein."

„Ich füge mich der Ansicht und dem Willen Milady's!"

Pietri verließ das Hôtel Dürand, er verwünschte den Kapitain, der ihm heute zum zweiten Male einen Strich durch die Rechnung gemacht hatte. Sonst aber war er mit dem Erfolge dieses Abends zufrieden, als Bevollmächtigter Jenny's beherrschte er ihre Vermögensverhältnisse, und als Arzt stand das Leben des Kindes in seiner Hand. Den Kapitain, dessen Schiff gescheitert war, und dessen Vermögen — wie Didier ihm mitgetheilt — ein schurkischer Advokat zu Wasser gemacht hatte, glaubte er nicht fürchten zu müssen; er sann vielmehr darauf, ihn abhängig von sich zu machen, damit er wenigstens seinem Plane nicht hinderlich sei, wenn er ihn zur Förderung desselben nicht verwenden könne.

„Das Weib ist reizend! flüsterte er vor sich hin. „Sir Sutherland ist todt, aber der Doctor Pietri lebt noch, um die Wittwe des Amerikaners mit ihrer Million zu heirathen!"

Noch eine Stunde ging er in der einsamen Promenade spazieren, um seine heiße Stirn abzukühlen; dann kehrte er in seine Wohnung zurück, wo ihn Didier Lambert erwartete.

Als Jenny in das Zimmer trat, bereitete Jean für den Knaben ein

neues Glas Limonade. Nachdem sie ihm zu trinken gegeben, sank Mark einem festen Schlaf in die Arme.

„Laß uns ein Stündchen allein, Jean! während der Zeit besorge ein Nachtessen für unsern lieben Gast.“

„Kapitain,“ flüsterte Jean dem Seeman in das Ohr, „was für Wein soll ich aufsetzen?“

„Du kennst ja meinen Geschmack, Jean.“

„Champagner?“

Renaud nickte mit dem Kopfe.

„Gut, Kapitain! Und ich stoße auf dem festen Lande zuerst mit Ihnen an.“

„Ein treuer Bursche!“ murmelte Renaud, als sich der Greis entfernt hatte. „Er verdient es, daß er in seinem Alter so ruhig leben kann.“

„Was bringen Sie mir für Nachrichten von Martinique?“ fragte Jenny ungeduldig.

„Leider keine guten, Milady!“

„Denambuk ist todt?“

„Wie, Sie wissen . . .“

„Ich weiß Alles. Das Haus Saint-Ange hat fallirt, Denambuk hat sich das Leben genommen, und der Vater ist aus Gram gestorben.“

„Sie sind nur theilweise recht unterrichtet, Milady.“

„Wie?“

Das Haus Saint-Ange hat nicht fallirt, es würde vielmehr noch glorreich fortbestehen, wenn die Chefs desselben nicht gestorben wären. Man spricht von einem ungeheuren Vermögen, das der Kaufherr hinterlassen hat. Ueber den Tod Denambuk's cursiren verschiedene Gerüchte, aber Niemand vermag anzugeben, welches das wahre ist.“

„Und darf ich sie wissen?“ fragte Jenny. „Reden Sie offen, Kapitain, die Trauerbotschaft kommt mir nicht unerwartet.“

„Ich will offen reden, Milady, denn ich halte es Ihrer Ruhe wegen für nöthig. Der Tod Denambuk's ist ein nicht zu leugnendes Factum, und damit Sie nicht der irrigen Meinung sind, Ihre schönsten Hoffnungen seien Ihnen dadurch zertrümmert, müssen Sie völlig klar sehen. Ich sagte Ihnen also, daß verschiedene Gerüchte im Umlaufe seien. Das eine spricht, Denambuk sei sammt seinem Diener auf der Jagd verunglückt. Ich glaube nicht daran, Milady; denn nachdem er mir sein Kind übergeben hatte, an dem er mit so großer Liebe hing, nachdem er wußte, wie wichtig sein Leben einem Geschöpfe sei, dem er die Existenz gegeben — und nachdem er endlich für die Mutter seines Kindes zu sorgen hatte, würde er nicht leichtsinnig sein Leben den Gefahren einer Gebirgsjagd preisgeben. Der junge Saint-Ange hatte einen viel zu braven Charakter, als daß er seine vornehmsten Pflichten hätte vernachlässigen sollen.“

„Gewiß,“ meinte Jenny; „eine solche That steht mit seinem Charakter im Widerspruch. Aber mehr noch die Annahme, daß er Hand an sich selbst gelegt habe.“

„Verzeihung, Milady, ich halte dies für das Wahrscheinliche.“

„Kapitain, wie ist das möglich? Wenn Sie nicht zugeben, daß er leichtsinnig auf die Jagd geht — —“

„Ich sage für das Wahrscheinliche, aber nicht für das Rechte. Man wollte Denambuk zwingen, eine reiche und sehr schöne Spanierin zu heirathen, Gabriele de Leon. Der Hidalgo hatte schlecht speculirt, mit seinem

Vermögen stand es schlecht, und er sah es gern, daß seine Tochter einen reichen Mann erhielt. Nun erzählt man, daß Denambuk wirklich in den Fesseln der reizenden Spanierin geschmachtet, daß er zwischen der Pflicht, die er der Sklavin und dem Kinde zu erfüllen schuldig, und der Liebe zu Gabrielen geschwankt habe, daß dieser Zustand ihm endlich unerträglich geworden, und daß er sich in einem Anfalle von Wuth und Verzweiflung das Leben genommen habe. Ein solcher Zustand ist erklärlich, ebenso die Folgen, die daraus hervorgehen. Ein Selbstmörder ist nie zu verdammen, er ist nur zu beklagen, da er die That im Zustande der Unzurechnungsfähigkeit vollbringt. Wäre er im Stande gewesen, über seine Lage richtig nachzudenken, er würde sicher nach Marseille gereis't sein, um sich über das Schicksal seines Sohnes Gewißheit zu verschaffen."

„Das ist schrecklich!" seufzte Jenny.

„Nun erwähne ich einer dritten Version, die mir auf Guadeloupe zu Ohren gekommen ist. Sie erinnern sich, daß ich Ihnen von einem alten Comptoiristen erzählte, der unsern Brief an Denambuk besorgen sollte?"

„Ja."

„Ihn traf ich in den traurigsten Verhältnissen auf Guadeloupe wieder an. Der arme Mann ist Hafenarbeiter. Nach der Auflösung des Hauses Saint-Ange fehlte es ihm an einer Anstellung, und da er einen spärlichen Sold gehabt und Nichts erübrigt hatte, mußte der alte Mann sich als Tagelöhner verdingen. Ich traf ihn also auf dem Hafendamme von Point a Pitre, wo er mich erkannte und anredete. Er theilte mir das Schicksal des ihm anvertrauten Briefes mit. Bei seiner Ankunft auf Martinique war Denambuk bereits todt. Die Sklavin Zoë, die Mutter des Kindes, war verschwunden; sie hatte einen amerikanischen Sklavenhändler erschossen, an den sie verkauft werden sollte. Da sie sich in den Bergen und Schluchten der Insel verbarg und sich von Zeit zu Zeit einem treuen Diener des verstorbenen Geliebten zeigte, so übergab unser Bote den Brief dem Diener, der eine Wanderung in die Berge antrat, um ihn zu besorgen. Er kam unverrichteter Sache zurück. Da ward er von dem Intendanten des Hauses Saint-Ange vor seinem Gärtnerhäuschen zur Rede gesetzt, und als er entfliehen wollte, um den Brief nicht preiszugeben, von einem Aufseher niedergeschossen."

„Und der Brief?"

„Fiel in die Hände des Intendanten."

„Soviel ich mich erinnere, enthält er Nichts, was uns compromitiren könnte."

„Man erhält im schlimmsten Falle Kenntniß von dem Aufenthalte unseres kleinen Mark, und dies wird ihm nicht nur nicht schaden, sondern nützen."

„Wie kann es ihm nützen?" fragte Jenny verwundert.

„Danieli, jener alte Commis erzählte mir von einem Testamente des alten Herrn Saint-Ange, und in diesem Testamente sei der Sohn seines Sohnes, den er als seinen Enkel und einzigen Verwandten betrachte, zum Universalerben eingesetzt."

„O Himmel! Wenn dies kein leeres Gerücht wäre!"

„Der Alte hatte aus zuverlässiger Quelle geschöpft — es unterliegt keinem Zweifel, unser Mark ist der Erbe eines ungeheuren Vermögens."

„Wie aber kommt es, daß man seit fünf Jahren keine Nachforschungen nach diesem Erben angestellt hat?"

„O meine liebe Freundin," rief der Kapitain, „das ist denen erklär-

lich, die das Regiment der Gouverneure auf den Antillen kennen. Ich würde mich nicht wundern, wenn man den Erben völlig vergißt. Der Gouverneur ist Testamentsvollstrecker und zieht so lange Gewinn, als nur möglich, das heißt zwanzig Jahre."

„Warum zwanzig Jahre?"

„Weil nach dieser Zeit der Intendant des Herrn Saint-Ange als Erbe eintritt, wenn der Enkel nicht zu ermitteln gewesen ist. Und nun bedenken Sie, welche Zinsen ein Vermögen von zwanzig oder dreißig Millionen in einem solchen Zeitraume trägt! Der Intendant, der sich übrigens bei dem Verkaufe der Ländereien schon gesegnet hat, wird sich ohne Zweifel mit dem Gouverneur verständigt haben. Beide genießen die Zinsen, und theilen vielleicht nach zwanzig Jahren das Vermögen. Warum sollen sie Forschungen nach dem rechtmäßigen Erben anstellen? Das wäre wahrlich eine Mühe, die wenig Lohn bringt."

„Aber leicht müßte sie dem Intendanten sein, der von dem Diener unsern Brief genommen hat," meinte Jenny.

„Man kümmert sich um die vornehme Dame nicht, und läßt ihr die Freude, das Kind wie ihr eigenes zu erziehen. Milady, wir sprechen später über diesen Punkt, denn es ist unsere Pflicht, unserm Pfleglinge das Vermögen zu erhalten. Wir gehen nach Paris, und machen dem Ministerium Mittheilung."

„Ja, es ist unsere Pflicht!" seufzte Jenny. „Und jetzt mehr, als je!"

„Warum sprechen Sie dies so traurig?" fragte erstaunt der Kapitain.

„Weil ich fürchte, daß ich dem armen Knaben Nichts werde hinterlassen können."

„Wie?"

„Mein Vermögen steht auf dem Spiele."

Jenny erzählte nun von dem Banquier, was der Leser bereits kennt; sie verschwieg ihm auch die Scene in der Oper nicht, des Doctors Schutz und sein großmüthiges Anerbieten.

Der Kapitain schüttelte bedenklich den Kopf.

„Die Verluste durch das Haus Saint-Ange sind ein Vorwand!" murmelte er. „Das Haus hat nicht fallirt. Und Sie haben diese Nachricht aus dem Munde des Banquier's selbst?"

„Von ihm selbst!"

„So ist es eine leere Drohung. Ich merke, es giebt viel zu thun für mich! Sobald ich meine eigenen Angelegenheiten mit meinem Schiffsrheder in Ordnung gebracht habe, gehe ich an die Ihrigen. Ich werde mit Herrn Alfred ein Wort im Vertrauen reden, das ihn gefügig machen soll. Verlieren Sie den Muth nicht, Milady! Sehen Sie mich an: statt mit einem Kapitale, das ich durch eine Privatspeculation zu gewinnen hoffte, kehre ich mit Stock und Hut zurück. Meine ganze Habe hat das Meer verschlungen. Das gehoffte Kapital sollte mir die Mittel liefern, den Schuft von Advokaten noch einmal anzugreifen, der mir und meiner Familie das Vermögen meines Schwiegervaters gestohlen hat. Aber ich verzage nicht, denn Gott läßt die gerechte Sache nicht immer unterliegen. Ihr Doctor scheint ein Philantrop zu sein — er kann mir beistehen. Sorgen Sie dafür, daß wir Freunde werden!"

„Gewiß, Kapitain, er ist ein braver Mann!" rief Jenny. „Noch diesen Abend sagte er: ich bekämpfe nicht nur die Gebrechen des Körpers, sondern auch die des Geistes, nämlich Unredlichkeit und Schurkerei."

„Da wird der gute Mann viel Arbeit finden!“

Jean trat ein.

„Kapitain, wenn Sie Ihren Hunger und Durst stillen wollen — es ist angerichtet!“

„Wenn Milady mir erlaubt, so folge ich der Einladung.“

Jenny küßte noch einmal ihren schlafenden Knaben, dann ging sie am Arme des Kapitains in den Speisesaal.

„Nicht wahr,“ fragte der Seemann, „ich kann ohne Sorgen essen?“

„Kapitain, Ihrer Familie geht es wohl!“ versicherte Jenny.

Jean entkorkte den Champagner und füllte die Gläser.

„Willkommen, Kapitain!“ rief er, indem er ein Glas ergriff.

Die beiden Männer stießen an. Auf Jenny's Veranlassung mußte sich Jean mit an den Tisch setzen, damit ihr Gast nicht allein speise.

„Er ist ja der Großvater im Hause!“ fügte sie lächelnd hinzu.

Es war spät, als der Kapitain zur Ruhe ging.

Am nächsten Morgen fuhr die Karosse der jungen Wittwe vor.

„Grüßen Sie meine Freundin, Madame Renaud!“ sagte Jenny beim Abschiede. „Ist morgen mein Mark hergestellt, wie es den Anschein hat, so speisen wir morgen Mittag in Ihrem Landhause.“

Eine Stunde später ward der brave Kapitain von seiner Familie umringt.

7. Herr und Diener.

Pietri hatte nach seiner Ansicht den besten und kürzesten Weg zum Ziele gewählt. Daß der Vergiftungsversuch gescheitert, war eine Fügung des Zufalls, und nicht eine Berechnung ihm entgegenwirkender Kräfte. Hätte der Kapitain eine Minute später die Thür geöffnet, so wäre der erste Erbe des Herrn Saint-Ange beseitigt gewesen. Da der Doctor ein unentbehrlicher Hausfreund Jenny's geworden war, konnte ihm die Gelegenheit zu einem zweiten Versuche nicht fehlen. Nach dem gegenwärtigen Stande der Dinge wäre der neue Secretair eine überflüssige Person gewesen; aber da er dem Kapitain Renaud, der nur in seiner Armuth abhängig bleiben konnte, als Zeuge in der Erbschaftsangelegenheit dienen sollte, so mußte eine Annäherung Didier's und des Kapitains verhindrt werden. Aus diesem Grunde war es nöthig, daß der Secretair seinen Posten behielt.

Am Morgen nach der Ankunft des Kapitains sagte der Doctor zu Didier:

„Sie haben bis jetzt den Kapitain Renaud nicht aufgefunden?“

„Nein, Herr Doctor.“

„So werden Sie ihn auch nicht finden.“

„Haben Sie etwas über ihn erfahren?“ fragte eifrig der junge Mann.

„Mir fiel gestern ein Zeitungsblatt in die Hände; unter den Schiffsnachrichten war angezeigt, daß ein Schiff — den Namen desselben habe ich mir nicht gemerkt — dessen Kapitain ein gewisser François Renaud war, an der spanischen Küste gescheitert sei. Einige Matrosen, die mit dem Leben davongekommen, haben ausgesagt, die Halsstarrigkeit und Unfähigkeit des Kapitains trage die Schuld an diesem Unglücke. Der Kapitain hat sich durch die Flucht der schweren Verantwortlichkeit entzogen, die er auf sich geladen. Man sagt, der Kapitain, der die nicht unbedeutende Schiffskasse gerettet, halte sich in Spanien auf, und habe seine Familie dorthin kommen lassen Dies ist wahrscheinlich, da Madame Renaud heim-

lich und spurlos mit ihren Kindern verschwunden ist. Der gute Mann hat sich für den, durch den Advokaten ihm zugefügten Verlust schadlos gehalten," fügte Pietri lächelnd hinzu. „Ohne Zweifel hat er von einer Revision seines Prozesses kein günstiges Resultat erwartet."

Didier nahm diese erdichtete Nachricht mit großem Schmerze auf; er glaubte dem großmüthigen Doctor, da er die Gründe desselben zu dieser Lüge nicht ahnen konnte.

„Der arme Mann!" rief er aus. „Mein Zeugniß würde ihm wenigstens doch die Summe gerettet haben, die durch den Verkauf des Geschäfts in Neu-York eingegangen ist."

„Stellen Sie Ihre Nachforschungen ein, mein lieber Didier, damit die vigilirenden Behörden nicht aufmerksam auf Sie werden und Sie in eine Sache verwickeln, die mir unangenehm ist und Ihnen Schaden für die Zukunft bringen kann. Sie begreifen wohl, daß ich mich von Ihnen trennen muß, wenn der Fall eintritt . . ."

„Das wolle Gott verhüten!"

„Die Sache ist sehr verwickelt geworden," fuhr der Doctor fort. „Nimmt man Sie auch nicht in Anspruch, um den Aufenthalt des Flüchtigen zu entdecken, so wird man Sie als Zeuge zu einem Prozesse benützen, den ohne Zweifel der bevortheilte Schiffsrheder erheben wird, wenn er erfährt, daß von dem Kapitain etwas herauszubekommen ist. Man kann nicht sagen, daß die Ehre der Familie dadurch gerettet wird, denn die Flucht mit der Schiffskasse ist einmal geschehen und läßt sich nicht ableugnen. Ueberlegen Sie, was Sie beginnen wollen."

„Mein Entschluß steht fest: ich füge mich der Ansicht und dem Willen meines Wohlthäters."

„Gut. So nehmen Sie an, Sie haben von dem Kapitain Renaud nie etwas gehört."

„Mein Wort darauf, Herr Doctor!"

Pietri empfing den Handschlag des jungen Mannes. Da Didier die Person des Kapitains nicht kannte, durfte der Intriguant sicher sein, daß der arme Seemann von der Nähe seines Zeugen, der ihm ein Vermögen zu verschaffen im Stande war, keine Andeutung erhielt.

Um elf Uhr stattete der Doctor einen Besuch bei Jenny ab. Mark hatte kein Fieber mehr, er lag im Bette und sehnte sich nach Freiheit. Der Arzt stellte eine kurze Prüfung an — dann gab er die Erlaubniß, auf die der Knabe so sehnlichst gewartet hatte.

„Darf ich es wagen, mit dem Reconvalescenten um Mittag eine Spazierfahrt zu unternehmen?" fragte die glückliche Jenny.

„Wohin fahren Sie?"

„Nach dem Landhause des Kapitains Renaud, das eine Stunde von der Stadt entfernt liegt. Um vier Uhr, also ehe die Abendkühle eintritt, werde ich zurückgekehrt sein."

Der Doctor, der nun wußte, daß der Kapitain ein Landhaus besaß, gab einige diätetische Regeln und ertheilte die Erlaubniß.

„Haben Sie über den heutigen Tag schon verfügt, Doctor?"

„Nein, Milady."

„Begleiten Sie mich; wir essen bei dem Kapitain zu Mittag — Sie werden ein willkommener Gast sein. Renaud sehnt sich, den Mann kennen zu lernen, der so großmüthig sich meiner angenommen hat."

„Sie kommen meinem Wunsche zuvor, Milady. Der Kapitain ist

für mich von so großem Interesse, daß ich mich gern ihm näher anschließe. Ist es doch wahrscheinlich, daß wir Beide vereint werden wirken müssen, um den nach Ihrem Vermögen lüsternen Banquier zur Ordnung zu bringen."

Man nahm ein Frühstück ein, und bestieg dann den Wagen, der um ein Uhr vor dem Landhause in den Weinbergen hielt. Der Empfang der Gäste war der herzlichste. Madame Renaud hatte ihren Gatten von allen Vorgängen in Kenntniß gesetzt — es läßt sich denken, wie der Kapitain, der wirklich jetzt ein armer Mann war, der Wohlthäterin seiner Familie entgegentrat. Jenny unterbrach seine Herzensergießungen, indem sie ihn bei Seite zog.

„Kapitain, sprechen Sie kein Wort des Dankes: dieses Haus ist Ihr wohl erworbenes Eigenthum."

„Was habe ich gethan, Milady, um es zu verdienen?"

„Ich will es Ihnen sagen: als ich das Kind zur Erziehung übernahm, mußte ich auch jene fünfundzwanzigtausend Francs annehmen, die Ihnen Denambuk Saint-Ange auf dem Schiffe für den Knaben eingehändigt hatte. Sie behaupteten, das Geld sei das Eigenthum des Knaben, und ich als Pflegemutter müsse es verwalten. Um Sie nicht zu kränken, fügte ich mich Ihrem Willen. Jetzt aber ist Mark nicht mehr mein Pflegekind, sondern mein Adoptivsohn, der mich dereinst beerbt. Wollen Sie nun noch Einwendungen machen, wenn der Knabe seinem Retter, seinem größten Wohlthäter auf dieser Welt, ein Landhaus als Beweis seiner Dankbarkeit verehrt? Ich habe Sie vor fünf Jahren nicht gekränkt, und nahm das Geld an — kränken Sie mich heute nicht, und behalten Sie das Landhaus. Der Erbe des Hauses Saint-Ange," fügte sie lächelnd hinzu, „könnte eigentlich noch freigebiger sein."

Nach diesen Worten schloß sie sich wieder Madame Renaud an, die während dieser Zeit ein Gespräch mit dem Doctor unterhalten hatte. Man saß schon bei Tische, als Jean in den Speisesaal trat. Er näherte sich Madame Renaud, und überreichte ihr einen Brief.

„Von wem, Jean?"

„Ich erhielt ihn diesen Morgen durch die Post unter meiner Adresse."

„Ah, von meiner Schwester aus Havre."

„Wie kommt die Schwester dazu, an Jean ihre Briefe zu adressiren?" fragte der Kapitain.

„Es war der kürzeste und sicherste Weg, um sie in meine Hände gelangen zu lassen. Jean übernahm die kleine Mühe gern."

„Gewiß, Madame Renaud!" antwortete der Greis.

„In dem letzten Briefe, den ich an sie schrieb und den Jean zur Post besorgte, habe ich meiner Schwester die Adresse angegeben."

Madame Renaud überreichte den Brief ihrem Gatten. Der Kapitain steckte ihn in die Tasche.

„Ich werde ihn nach Tische lesen," sagte er. „Die Klagen, Vorschläge und Projecte des guten Doctors, meines Schwagers, werden immer noch dieselben sein."

Pietri erinnerte sich der Erzählung Didiers.

„Verdammt!" dachte er, indem er sich in die Lippen biß. „Durch diesen Brief wird ohne Zweifel der Kapitain erfahren, daß der Doctor ihm einen Zeugen gesendet hat. Es ist nöthig, daß ich mit großer Vorsicht verfahre und die Ausführung meines Planes beschleunige."

Er warf einen gehässigen Blick auf den Knaben, der mit großem Appetite seine Suppe aß.

Das Mittagsessen war vorüber. Da der Tag schön war, führte Jean die Kinder in den Garten. Madame Renaud bewirthete ihre Gäste mit Kaffee. Der Kapitain präsentirte dem Doctor Cigarren.

„Sie vergessen Ihren Brief!“ bemerkte Pietri.

„Erlauben Sie mir einige Minuten?“

„Lesen Sie!“

Der Kapitain trat an ein Fenster und las. In demselben Augenblicke verließ Jenny das Zimmer, um nach dem Knaben zu sehen, dessen fröhliche Stimme sie gehört hatte. Der Doctor unterhielt sich zwar mit Madame Renaud, aber er beobachtete verstohlen den Kapitain, dessen Gesichtsausdruck deutlich verrieth, daß der Inhalt des Briefes ein wichtiger war.

„Frau,“ rief er plötzlich, „ist Didier Lambert bei Dir gewesen?“

„Nein, François. Didier Lambert, der Procurist meines Vaters in Neu-York, soll ja, eines betrügerischen Banquerottes wegen, in das Innere von Amerika geflüchtet sein —“

„So sagt der Schurke, der Advokat, der uns betrogen hat. Aber er ist vor sechs Wochen krank und in den jämmerlichsten Verhältnissen in Havre gewesen; unser Schwager hat ihn behandelt, und hat ihm, als er genesen, Geld zur Reise nach Marseille gegeben. Didier Lambert ist erbötig, zu beschwören, daß er dem Advokaten fünfundachtzigtausend Dollars für das vorhandene Waarenlager gezahlt hat.“

„Hat der Advokat dieses Geld nicht abgeliefert?“ fragte der Doctor, obgleich er bereits die Diebsgeschichte von Didier Lambert gehört hatte.

Des Kapitains Groll erwachte bei dieser Erinnerung.

„Mein Herr,“ sagte er mit bewegter Stimme, „der Advokat Morel stand in dem Rufe eines geschickten Advokaten und ehrlichen Mannes. Wir konnten um so weniger daran zweifeln, da mein verstorbener Schwiegervater, der Fabrikant Masson, schon fünf oder sechs Jahre vor seinem Tode mit ihm in Geschäftsverbindung stand. Masson empfing Geld von Morel, und Morel empfing Geld von Masson. Der Advokat war auch der Banquier des Fabrikanten. Noch am letzten Tage seines Lebens übertrug Masson seinem Freunde das Arrangement der Hinterlassenschaft. Himmel, wie hat dieser Anwalt des Rechtes, dieser Pfeiler der Gerechtigkeit, arrangirt! Zuerst reis'te er nach Neu-York — er hatte gerade so viel aus dem Verkaufe des zerrütteten Waarenlagers gelös't, als zur Deckung seiner Reisekosten und Diäten nöthig war. Nun trat er selbst mit einer bedeutenden Forderung an die Erbschaftsmasse auf: die Erben erkannten die Forderung nicht an, und es entspann sich ein Prozeß, den natürlich der Advokat gewann. Nach Abzug der Regulirungs- und Gerichts-Kosten, der Advokaten- und Taxatoren-Rechnungen erhielt jede Erbin zwanzigtausend Francs, und man hatte wenigstens auf dreimalhunderttausend gerechnet. Mein Schwager, der Arzt, reis'te selbst nach Neu-York; aber Didier Lambert, der uns hätte Auskunft geben können, war verschwunden, und die Behörden wußten nicht, was aus der Firma Masson geworden war. Jetzt bringt mir dieser Brief die Nachricht, Lambert sei in Europa und nach Marseille gereis't. Gelingt es uns, die Spitzbüberei in Neu-York zu beweisen, so ist es auch leicht, die übrigen Schurkereien des Advokaten zu entdecken. Ja, mein Herr, man falle nur diesen Leuten in die Hände,

und man ist verloren. Der Räuber führt ein großes Haus in Paris, und wir müssen mit Sorgen der Zukunft entgegensehen."

„Demnach ist es klar," sagte der Doctor, „daß der Advocat das Vertrauen Ihres Herrn Schwiegervaters gemißbraucht hat. Didier Lambert ist Ihnen unbedingt nöthig, wenn Sie eine Untersuchung einleiten lassen wollen."

„Lieber François," bat Madame Renaud, „sprich nicht von dieser unglückseligen Angelegenheit in Gegenwart Lady Sutherland's."

„Du hast Recht, liebe Frau; aber eins muß ich dem Herrn Doctor noch mittheilen: wir hatten vor drei Jahren einen zweiten Prozeß gegen den Advokaten anhängig gemacht — auch dieser ward verloren. Während meiner Abwesenheit erfolgte der Bescheid, und wir wurden zu zweitausend fünfhundert Francs Kosten verurtheilt. Wegen dieser Summe verfolgte das Gericht meine arme Frau — aber so wahr ich François Renaud heiße, die von Gott eingesetzte Obrigkeit, unter deren Augen eine solche Spitzbüberei verübt werden konnte, wird nicht einen Sou von mir erhalten! Man sagte mir, die moralische Ueberzeugung von dem uns zugefügten Unrechte sei vorhanden, da man den Fabrikanten Masson als einen begüterten Mann gekannt habe — aber die juristischen Beweise fehlten, ich solle sie zur Stelle schaffen!"

„Still, still! die Lady kommt zurück," sagte die besorgte, zartfühlende Frau.

Der Kapitain küßte ihr die Stirn, und ging dann durch das Zimmer, um seinen Unmuth zu bekämpfen. Nach einigen Minuten trat Jenny wieder ein.

„Es ist halb drei Uhr," sagte sie, „der Tag ist prachtvoll — wie wäre es, wenn wir mit den Kindern eine Promenade durch die Weinberge machten?"

Der Vorschlag ward angenommen. Die Damen nahmen Hut und Shwal, und nach fünf Minuten trat die Gesellschaft in das Freie. Renaud führte seine Gattin, der Doctor bot natürlich Jenny den Arm. Die muntere Schaar der Kinder umschwärmte die beiden Paare.

Gleich hinter dem Hause erhoben sich die Weinberge, und man stieg die eingehauenen Stufen hinan. An den Reben mit ihren blaßgrünen und gelben Blättern hingen die schweren, vollen Trauben, glänzend im warmen Sonnenscheine. Auf den Terrassen sah man die Winzer und Winzerinnen mit heitern Gesichtern die Vorbereitungen zur Weinlese treffen. Alle grüßten ehrerbietig die Spaziergänger, denn sie kannten die Familie aus dem freundlichen Landhause. Bald kam man auf dem Rücken des ersten Hügels an. Der Weg zog sich dicht an dem Rande eines Abgrundes von zwanzig und einigen Fuß Tiefe hin. Die Kunst der Winzer hatte die Wand steil gemacht, um die Sonnenwärme für die Reben zu concentriren. Jetzt galt es, den Uebermuth der Kinder zu zügeln, denn ein unvorsichtiger Schritt konnte den Sturz in die jähe Tiefe herbeiführen. Der Doctor sah die drohende Gefahr, und ein teuflischer Gedanke stieg in ihm auf. Mark sprang mit der Behendigkeit einer Gazelle voran, und bald war er den Blicken der Mutter zwischen den Weingeländen entschwunden. Pietri hatte sich die Richtung gemerkt, die der Knabe eingeschlagen.

„Wo ist unser Mark?" fragte Pietri, als er mit seiner Dame an dem Punkte stand, wo sich der Weg theilte.

„Mein Gott, wo ist der Knabe?" fragte auch die erschreckte Jenny.

Der Kapitain war zurückgeblieben, weil er beschäftigt war, die Kinder um sich zu sammeln.

„Wir haben einen gefährlichen Weg betreten," meinte der Doctor.

„Die lebhaften Kinder können leicht in die Tiefe stürzen. Erlauben Sie mir, Milady, daß ich Ihrem Lieblinge nacheile, um über ihn zu wachen.“

Die arme Jenny zitterte bei der Gefahr, die der Doctor fürchten ließ.

„Wie unachtsam war ich!“ flüsterte sie.

„Ich trage die Schuld, da ich Ihre Aufmerksamkeit durch mein Gespräch von dem Kinde ablenkte. Es ist billig, daß ich Sie beruhige.“

„Wohin mag sich der wilde Knabe gewendet haben?“

„Wir werden sicher gehen, wenn jeder von uns einen dieser beiden Wege einschlägt. Wählen Sie den links, ich gehe rechts.“

Der Doctor eilte auf dem Wege weiter, den er Mark hatte einschlagen sehen. Mit lauter Stimme rief er des Kindes Namen. Nach einigen Minuten schlängelte sich der Weg einen Hügel hinan, und bald stand Pietri an einer verfallenen Mauer, die den Weg von dem Abgrunde schied. Er sah zurück — die Gesellschaft war nicht zu bemerken, die Gelände verdeckten sie.

„Mark! Mark!“ rief Pietri, indem er weiter eilte.

Es erfolgte keine Antwort. Alles war still, auch kein Winzer zeigte sich in dieser Gegend. Von des Doctors Stirn rannen große Schweißtropfen. Eine bessere Gelegenheit, den lästigen Erben aus der Welt zu schaffen, konnte er nicht finden. Rufend ging er an der Mauer weiter, die immer höher ward. Plötzlich hörte er ein lautes Lachen.

„Hier bin ich! Hier bin ich!“ rief der Knabe. „Wer kann mich haschen?“

Pietri sah empor: Mark stand oben auf der Mauer; er hielt eine lange Gerte in der Hand, die er dem Doctor entgegenstreckte. Es ließ sich leicht errathen, daß Mark die Mauer da betreten hatte, wo sie mit dem Boden gleich war, und von Stein zu Stein springend den Weg fortgesetzt hatte. Der Doctor konnte über die Mauer nicht mehr hinwegsehen, aber er wußte, daß der Abgrund um die Höhe der Mauer tiefer geworden war, und daß sich unten ein Wald spitzer Stäbe befand, an denen die Weinreben befestigt waren. Der Körper, der hinunterstürzte, mußte nothwendig von diesen Stäben aufgespießt werden. Unser Mann hatte mit raschem Blicke die Vortheile erfaßt, die sich ihm boten. Aber nun durfte er nicht lange zaudern, wenn er von den Nachfolgenden nicht überrascht werden wollte.

„Du bist ein unvorsichtiger, ausgelassener Knabe, und hast eine derbe Strafe verdient!“ schalt er hinauf.

Bei diesem Worten riß er ein Rebenstange aus dem Boden.

„Ah, Sie wollen mich schlagen!“ rief lachend der Knabe.

„Wie Du es verdienst!“

„Daraus wird Nichts!“

„Bleibe ruhig stehen, Mark!“

„Ich werde mich hüten. Die Mauer wird immer höher — dort können Sie mich nicht erreichen.“

„Bleibe stehen, daß ich Dich herabheben kann.“

„Werfen Sie erst den großen Stock weg!“

Pietri stieß wie mit einer Lanze nach dem Knaben. Dieser hielt die Sache für ein Spiel und lief laut lachend auf dem Rande der Mauer weiter, die stets höher ward.

„Willst Du hinabstürzen, Bursche?“

„Ich nehme mich schon in Acht!“

„Fasse an die Spitze meiner Stange, daß ich Dich zurückführe. Für dieses Mal soll Dir verziehen sein, wenn du nicht weiter läufst.“

Der Knabe stand plötzlich still, die Mauer schien ihm zu hoch zu werden. Ein leichter Windstoß entriß ihm den Hut — seine dunkeln Locken flatterten im Winde.

„Ich will zurückgehen," rief er; „reichen Sie mir Ihre Stange!"

Pietri keuchte herbei. Im nächsten Augenblicke hielt Mark das eine Ende der Stange, und der Doctor, der mit klopfendem Herzen unten stand, das andere.

„Vorwärts, geh' zurück!" stöhnte er.

Das Leben des schönen Knaben, der lächelnd herabsah, lag in seiner Hand. Aber er zögerte, den verhängnißvollen Stoß auszuführen, denn das Mitleid mit dem unschuldigen Geschöpfe erwachte in seiner Brust. Da hörte er Jenny's Stimme zwischen den Rebengeländen. Die arme Mutter, die von einer furchtbaren Angst getrieben ward, wußte nicht, daß ihr Angstruf das Signal zu einer gräßlichen That werden sollte. Pietri sah noch einmal um sich — es zeigte sich kein menschliches Wesen; nur das Rufen der angsterfüllten Mutter kam immer näher.

Die Wichtigkeit des Augenblicks gab dem Schurken die ganze Fassung wieder. Um in den Augen der Mutter den sichern Anschein zu gewinnen, als ob er ihr Kind habe retten wollen, rief er:

„Hier, Milady, hier ist der kleine Taugenichts!"

„Meine Mutter!" rief Mark erschreckt, indem er nach der Gegend sah, aus der die Stimme erklang. „Lassen Sie mich schnell zurückgehen, daß sie mich hier nicht sieht!"

„So beeile Dich, und sie wird Dich nicht sehen!" murmelte der Doctor.

Mark war ängstlich geworden, er hielt sich fest an der Stange, indem er rasch zurückging. Plötzlich schwankte er.

„Sieh' Dich vor!" rief der Doctor, in der Voraussetzung, daß es die Mutter, die ganz nahe sein mußte, hören sollte. „Um Gotteswillen, sieh' Dich vor, mein liebes Kind!"

Aber zu gleicher Zeit führte er einen starken Stoß mit der Stange aus; der Knabe, der sie fest hielt, schwankte, und verschwand von der Mauer. Er war auf der entgegengesetzten Seite hinabgestürzt. Ein Stein, auf dem sein kleiner Fuß zuletzt gestanden, fiel neben dem Doctor zu Boden.

„Das Letzte und Schwerste wäre gethan!" murmelte der Doctor.

Dann warf er die Stange über die Mauer dem Knaben nach. Er lauschte. Drüben war alles still; in den Blättern der Reben rauschte leise der Wind. Von der alten Mauer lös'ten sich noch kleine Brocken ab und rollten zu Boden. In diesem Augenblicke hörte er Jenny's Stimme in dem nächsten Rebengange. Nun stieß der Doctor einen durchdringenden Schreckensschrei aus, und versuchte an der Wand emporzuklimmen. In diesem Beginnen, das wirklich das Gepräge des Verzweiflungsvollen trug, traf ihn Jenny.

„Großer Gott, was ist geschehen?" rief erbleichend die Mutter.

Pietri sank wie erschöpft an der Mauer nieder.

„Dort — dort oben!" stammelte er. „Ich sah ihn — von dem Rande — verschwinden! Mein Rufen, mein Bemühen — waren vergebens! Ich kam zu spät!"

Einen Moment stand die athemlose Jenny, die einen weiten Umweg gemacht hatte, starr und regungslos, dann brach sie zusammen.

„Hülfe, Hülfe!" rief der Doctor. „Kapitain Renaud, kommen Sie zu Hülfe!"

Die ältesten Knaben des Kapitains kamen herbeigesprungen; einer von ihnen trug Mark's Hut, den er im Wege gefunden hatte. Während Pietri sich mit der ohnmächtigen Jenny beschäftigte, erschienen auch Herr und Madame Renaud. In abgebrochenen Worten setzte sie der Doctor von dem schrecklichen Ereignisse in Kenntniß.

„Suchen Sie den Knaben auf, mein Herr; ich werde der Mutter Beistand leisten."

Madame Renaud, die weder einer Bewegung noch eines Wortes mächtig war, blieb bei ihrer Freundin zurück. Der Kapitain entfernte sich mit seinem Knaben.

„Emil, rief er dem ältesten zu, „bist Du hier bekannt?"

„Ja, Vater!"

„Wie kommen wir auf dem nächsten Wege in den Weinberg, der jenseits dieser Mauer liegt?" fragte der Kapitain mit der Ruhe und Fassung, die den Seeleuten in den Augenblicken der Gefahr eigen ist.

„Ich weiß es, Vater!" rief Emil. „Dieser Weinberg gehört unserm Nachbar Siraudin. Charles, sein Sohn, hat mich einigemal hineingeführt — weiterhin muß eine kleine Thür in der Mauer sein."

Die beiden Knaben sprangen voran, der Vater folgte. Sie gingen längs der Mauer hin, die immer höher ward. Nach zwei Minuten zeigte sich die Thür, von der Emil gesprochen hatte. Es war eine jener kleinen, ovalen Verbindungsthüren, die ein Nachbar dem andern zur Zeit der Weinlese öffnet, um ihm den nähern Heimweg durch sein Grundstück zu gestatten. Die ovale Oeffnung in der Mauer war durch ein schwaches Gitter geschlossen. Durch einen kräftigen Fußtritt sprengte der Kapitain dieses Gitter. Dann trat er ein und stieg die schmale Steintreppe hinab.

Wir kehren zu Jenny zurück.

Die arme Frau lag ohnmächtig auf dem harten, trocknen Boden; Madame Renaud kniete neben ihr, und hielt ihren Kopf im Schooße. Der Doctor zitterte bei dem Anblicke des reizenden bleichen Gesichts und der üppigen Körperformen. Als Arzt war es ihm erlaubt, das seidene Kleid und das Schnürleib der Ohnmächtigen zu öffen.

„Ist denn kein Wasser in der Nähe?" fragte weinend Madame Renaud.

„Wir dürfen das kalte Wasser nicht anwenden," antwortete der Doctor; „Lady hat sich durch das rasche Ersteigen des Berges erhitzt — das Wasser könnte einen Schlaganfall bewirken."

Er zog sein weißes seidenes Taschentuch hervor, und rieb der schönen Ohnmächtigen mit zitternder Hand die Schläfe. Der Versuch blieb erfolglos.

„Tragen Sie ein Flacon bei sich, Madame?"

„Leider, nein! Großer Gott, was ist das für ein schreckliches Ereigniß!" rief weinend Madame Renaud.

„Sie sehen mich völlig rathlos, Madame!" stammelte Pietri. „Wäre doch die arme Mutter eine Minute später hier angekommen, es wäre Alles anders geworden."

„Wie?"

„Der Knabe erschrak, als sie dort in dem Gebüsche rief; er wollte rasch zurücklaufen, betrat einen lockern Stein, der Stein fiel, und mit ihm der Knabe. Die Mauer ist hoch, und jenseits der tiefe Grund . . ."

Madame Renaud schauderte zusammen. Unwillkürlich rief sie aus: „Der arme Knabe ist ohne Zweifel zerschmettert!"

Keiner vermochte mehr ein Wort zu sprechen; selbst die drei jüngern

Kinder des Kapitains, die neben der Mutter standen, begannen zu weinen. Wehmüthig betrachteten sie den Hut des verunglückten Spielkameraden.

In diesem Augenblicke erschien Jean in der Biegung des Wegs. Der Greis hatte ruhig mit dem Kutscher das Mittagsessen verzehrt, dann war er seiner Herrin gefolgt. Die Knaben liefen ihm entgegen, und erzählten den Vorfall. Die Bestürzung des alten Jean läßt sich nicht beschreiben. Ein Blick auf die ohnmächtige Jenny überzeugte ihn von der Wahrheit dessen, was ihm die Knaben mitgetheilt hatten.

„Vater ist durch jene Thür in den Weinberg gegangen!"

„Doctor'" stammelte er, „sorgen Sie für unsere Lady; ich muß nach dem Knaben sehen!"

Der Greis eilte an der Mauer hin, und verschwand zwischen den Weinreben.

Nach einigen Augenblicken regte sich Jenny; dann schlug sie die Augen auf, und sah um sich. Schaudernd fuhr sie zusammen, als sie die drei Kinder erblickte.

„Nein, flüsterte sie, es ist nicht möglich, es war nur ein gräßlicher Traum."

„Fassen Sie sich, Milady!" tröstete Madame Renaud. „Gott wacht ja über die Kinder, und unser lieber Mark hat vielleicht keinen Schaden genommen!"

Heftig richtete sich Jenny empor; sie bemerkte die Unordnung in ihrer Toilette nicht. Bebend entfernte sie das aufgelös'te Haar aus dem Gesichte.

„Also ist es doch wahr!" flüsterte sie entsetzt.

Sie starrte einige Augenblicke vor sich hin, dann brach sie in heftiges Weinen aus. Madame Renaud und die Kinder weinten mit ihr.

Da sah Jenny den Hut; sie entriß ihn der Hand des Knaben, und drückte ihn an ihre Lippen. Dann sprang sie auf, und rief:

„Wo ist mein Kind? Wo ist mein Kind?"

Der Doctor hielt sie zurück.

„Bleiben Sie, Milady!" sagte er bewegt. „Der Kapitain wird zurückkehren, um Ihnen Nachricht zu bringen. Ich hoffe zu Gott, daß der Sturz des Knaben nicht gefährlich gewesen ist. Und hat er einen geringen Schaden genommen, so wird ihn meine Kunst zu heilen wissen."

„Mein Herr," bat Madame Renaud, „gehen Sie in den Weinberg, vielleicht ist Ihre ärztliche Hülfe nöthig."

„Ich begleite Sie! Ich begleite Sie!" sagte Jenny in verzweiflungsvoller Festigkeit. „Nichts soll mich abhalten, meinem Knaben beizustehen. Auf welchem Wege gelange ich zu ihm?"

„Dort! dort!" riefen die Knaben, indem sie den Weg andeuteten, den der Vater genommen hatte.

Jenny umklammerte den Arm Pietri's, und zog ihn mit sich fort. Madame Renaud warf ihr den Shawl über die Schultern, und folgte. Die Kinder waren vorangelaufen; sie standen schon neben der Thür, als die beiden Damen und der Arzt noch zwanzig Schritte davon entfernt waren. Pietri sah unverwandten Blicks nach dem Orte, wo er erfahren sollte, ob er der Besitzer eines großen Vermögens sei, oder nicht. Die nächsten Augenblicke waren für ihn von großer Wichtigkeit: war der Knabe todt, so hatte er Nichts zu fürchten, sondern Alles zu hoffen — lebte er, so war es nicht unwahrscheinlich, daß der lebhafte, intelligente Mark sein Ankläger werden konnte. Die einfache Erzählung des Vorgangs auf der Mauer schon konnte genügen, um den Verdacht gegen ihn zu erwecken.

Mehr als einmal sah der Unhold an der hohen Mauer hinauf, um sich zu trösten. Er glaubte annehmen zu können, daß der Körper eines Kindes zerschmettert sein müsse, wenn er von einer solchen Höhe herabstürzte.

Man war bei der Thür angekommen. Die schmale Oeffnung gestattete nur einen Blick auf die schmale steile Treppe, die mindestens einige dreißig Stufen tief auf den ersten Absatz der Terrasse des Weinbergs hinabführte. Rechts und links standen Rebengelände mit schweren Trauben. Heiter und warm schien die Sonne auf die mit Früchten reichlich gesegneten Weinberge hinab.

Jenny brach zusammen, als sie die Tiefe vor sich erblickte.

Pietri konnte ein Gefühl freudiger Genugthuung kaum unterdrücken. So gefährlich hatte er sich das Terrain nicht gedacht.

„Bleiben Sie, Milady!" bat Madame Renaud, die den schlimmsten Ausgang fürchtete. „Unser Freund wird meinen Mann senden, daß er uns Nachricht bringe."

Die junge Frau sank wimmernd zu Boden, und rang verzweiflungsvoll die Hände.

Der würdige Doctor hatte wieder frischen Muth gefaßt.

„Es ist nöthig, daß ich gehe," sagte er; „man wird ohne Zweifel eines Arztes bedürfen."

In dem Augenblicke, als er die erste Stufe der Treppe betreten wollte, hörte man eine Stimme unverständliche Worte rufen.

„Das ist Jean!" flüsterten die Kinder.

„Still! still!" rief Jenny, die immer noch am Boden kniete.

Sie lauschten mit angehaltenem Athem. Der Doctor stand wie festgebannt. Nach und nach hörte man noch andere Stimmen, und endlich unterschied man die einzelnen Worte.

„Kapitain," rief Jean, „gehen Sie an die Treppe, dort treffen Sie mich!"

„Jean, Jean," rief der Kapitain, und man hörte seiner Stimme die Besorgniß an — „Jean, wo ist Mark?"

Diese Frage ward von unten heraufgerufen. Jean, der sich oben an der Mauer befand, gab keuchend zur Antwort:

„Ich trage ihn auf meinen Armen, Kapitain!"

Jetzt trat eine Pause ein. Die Personen, die in der Höhlung der Mauer standen, regten sich nicht, die beiden Frauen fürchteten, das Schrecklichste zu erfahren — Der Doctor hoffte, daß sein Plan völlig gelungen sei. Da hörte man gleich rechts neben der Thür das Geräusch von Schritten. Diese Schritte mußte Jean verursachen, der an der Mauer entlang kam. Die nächste Minute mußte die gehoffte und gefürchtete Entscheidung bringen. Der Greis trug ohne Zweifel den verunglückten Knaben auf seinen Armen.

„Höre, Jean, jetzt laß mich laufen, ich werde Dir zu schwer!"

„Es bleibt dabei!"

„Setze mich nieder!"

„Später!"

„Jean, ich zerzause Dir Deinen schönen Schnauzbart."

„So, mein Kind, hier bist Du sicher!"

Jean trat wie eine Erscheinung hinter der Mauer hervor, und setzte den Knaben auf die Steinplatte in der Thür. Jenny stieß einen durchdringenden Freudenschrei aus, und schloß den todtgeglaubten Mark in ihre Arme. Laut schluchzend bedeckte sie das Gesicht des erstaunten Kindes

mit Thränen und Küssen. Pietri hatte sich erbleichend zurückgezogen, er stand draußen uud lauschte.

„Ueber den Knaben hat ein schützender Engel gewacht!" rief Jean, der sich die Stirn trocknete. „Wäre er noch zwei Schritte weiter dem Orte zu gegangen, an dem wir uns jetzt befinden, so wäre er in den mit Wasser gefüllten Steinbruch gestürzt. Ich traf ihn auf einem hohen Düngerhaufen, der sich auf der Terrasse zwischen dem tiefen Graben und dem Steinbruche befindet. Die Mauer ist von Innen nicht halb so hoch, wie von draußen!"

„Gott sei gelobt!" riefen Jenny und Madame Renaud.

„Der Teufel hat seine verdammte Hand im Spiele!" dachte Pietri, indem er seine schmalen Lippen zusammenbiß. „Ich selbst habe ihn diese zwei Schritte, die ihn nach des Alten Aussage von dem Steinbruche trennten, zurückgeführt. Ich Thor, warum habe ich gezögert."

Jetzt kam der Kapitain mit seinen beiden Söhnen die Treppe herauf. Die Gesellschaft trat den Rückweg an. Die Freude über das Wiederfinden verhinderte eine Zeit lang, daß man dem Knaben Vorwürfe machte. Als man an die Treppe kam, trug ihn Jean auf seinen Armen hinab.

In dem Landhause sank Jenny erschöpft auf dem Sopha nieder.

„Dieser Spaziergang wird mir unvergeßlich bleiben!" rief sie aus.

„Freund Mark, Du hättest eigentlich den Stock verdient!" sagte ernst der Doctor. „Deine gute Mutter hat sich Deinetwegen so geängstigt, daß sie eine Krankheit davontragen kann."

Der Knabe zog sich scheu vor dem ernsten Manne zurück.

„Er wollte mich schlagen, Mutter, und ich konnte mich nicht mehr halten!" rief er, indem er sich der jungen Frau anschmiegte. „Ich wäre schon zurückgekommen, wenn er mir seinen großen Stock nicht gereicht hätte."

„Es geschah, um ihm eine Stütze zu geben, Milady! Das Ding ging gut bis zu dem Augenblicke, wo Sie riefen — da erschrak das Kind, verlor das Gleichgewicht, und stürzte hinab."

„Warum bliebst Du nicht bei Deinen Kameraden? Warum bestiegst Du die Mauer?" fragte der Kapitain.

„Ich war ja auf einmal oben, und wußte selbst nicht, wie!"

Man brach das Gespräch ab, und rüstete sich zur Heimkehr nach der Stadt. Auf den Doctor fiel kein Verdacht, da Niemand das Interesse ahnen konnte, das der würdige Mann an dem Beseitigen des Kindes fand. Während Jenny mit Hülfe Madame Renaud's ihre Toilette ordnete, zog der Kapitain den alten Jean bei Seite.

„Jean, Du wirst mir einen Dienst leisten."

„Mit Vergnügen, Kapitain."

„Trage diesen Zettel noch heute in das Büreau der Zeitung von Marseille. Du kannst nicht lesen, Freund Jean?"

„Sie wissen es ja."

„So werde ich Dir das Billet vorlesen. —" Der Kapitain las:

„Herr Didier Lambert aus Neu-York wird dringend ersucht, seine Adresse in dem Hôtel Dürand an den Kammerdiener Jean abzugeben."

„Ich verstehe, Kapitain: die abgegebene Adresse stelle ich Ihnen zu?"

„Nein; wenn Du die Adresse kennst, so suchst Du unsern Mann auf, bezeichnest ihm dieses Landhaus und sagst, daß der Kapitain Renaud ihn erwarte. Ich habe meine Gründe, daß die Sache geheim bleibe."

„Tragen Sie keine Sorge, Kapitain. Es soll Niemand erfahren, daß

die Aufforderung von Ihnen ausgeht. Ich werde Ihren Auftrag pünktlich besorgen."

Der Greis steckte den Zettel und die Insertionsgebühren zu sich.

Beim Abschiede versicherten sich Renaud und Pietri gegenseitig ihre Freundschaft. Man verabredete, sich oft in dem Hôtel Dürand zu sehen, um vereint im Interesse ihrer gemeinschaftlichen Freundin wirken zu können. Gegen fünf Uhr kam der Wagen in der Stadt an, und um sechs Uhr betrat Pietri mißgestimmt seine Wohnung. Zwei Versuche waren fehlgeschlagen — er sann auf einen Dritten.

---

8. Die Adresse.

Gegen Abend des folgenden Tages betrat Lambert ein Kaffeehaus an der Promenade, in dem er seinen Herrn zu erwarten pflegte, um von ihm die Befehle für den Abend zu empfangen. Der Doctor erschien gleich darauf, schlürfte seinen Kaffee, und kündigte dem Secretair an, daß er das Theater besuchen wolle.

„Zerstreuen Sie sich, so gut Sie können! Um elf Uhr werde ich nach Hause zurückkommen."

Dann entfernte er sich.

Um die Zeit zu tödten, beschloß Didier, noch eine Stunde in dem Kaffeehause zu bleiben, hierauf eine Promenade zu machen, und dann heimzukehren. Er zündete sich eine Cigarre an, ergriff die Zeitung, und begann zu lesen. Wenn Jemand die Zeit tödten will, so lies't er auch die Annoncen. Ueberrascht las er seinen groß gedruckten Namen und die ihm folgende Aufforderung. Daß kein anderer Didier Lambert damit gemeint sei, bewies der Zusatz: aus Neu-York.

Sein erster Gedanke war der an den Kapitain Renaud. Aber Renaud lebte ja in Spanien.

„Nein," dachte er, „von ihm kann die Aufforderung nicht ausgehen, und wenn es wäre, so würde er mich nicht in das Hôtel Dürand bestellen, das die reiche Engländerin bewohnt, an die ich neulich einen Brief meines Doctors brachte."

Der junge Mann zerbrach sich den Kopf über den Zusammenhang der Sache. Nach tausend Vermuthungen kam er zu dem Resultate, daß es am gerathensten sei, den Kammerdiener aufzusuchen. Es konnte ja möglich sein, daß man durch ihn einen Auftrag an den Doctor vermitteln wolle. Didier verließ also das Kaffehaus, und bald stand er vor dem Hôtel Dürand und zog die Glocke. Während des Wartens war er eitel genug, ein galantes Abenteuer zu vermuthen; mit der günstigen Umgestaltung seiner Lage war auch die Eitelkeit wieder erwacht, die in dem Leben des guten Didier eine große Rolle gespielt hatte.

Der Portier öffnete.

„Wohin, mein Herr?"

„Ich möchte den Kammerdiener Jean sprechen."

„Bringen Sie Auskunft über Didier Lambert?" fragte der bärtige Mann, den Jean unterrichtet hatte.

„Ja!"

„So treten Sie ein!"

Als Didier sich in dem Hause befand, schloß der Portier die Thür wieder. Dann zog er eine Glocke, die zu der ersten Etage führte.

Die Neugierde Didier's läßt sich denken, als er sah, daß man ihn wirklich erwartet hatte. Nach einigen Minuten kam eine Magd die breite Treppe herab.

„Wo ist Jean?“ fragte der Portier.

„Lady hat ihn ausgeschickt.“

„Ich habe ihn nicht fortgehen sehen.“

„Er hat durch die kleine Thür das Hôtel verlassen.“

„Wird er bald zurückkehren?“

„Ohne Zweifel, da er sich schon vor einer Stunde entfernt hat.“

„Mein Herr,“ wandte sich der Portier an den jungen Mann, „sind Sie vielleicht selbst Didier Lambert?“

„Ja.“

„Dem Kammerdiener liegt daran, Sie zu sprechen; er hat mir Auftrag gegeben, Sie zu ihm zu führen, wenn Sie persönlich kommen sollten.“

„Ich habe Zeit, um seine Rückkehr zu erwarten.“

„Lisette, führen Sie den Herrn in Jean's Zimmer.“

Die Magd stieg die Treppe hinan, Didier folgte. Auf dem Corridor öffnete sie eine Thür, und ließ den Gast in ein freundliches Zimmer treten.

„Nehmen Sie Platz, mein Herr; sobald Jean zurückkehrt, werde ich ihn von Ihrer Anwesenheit benachrichtigen.“

Lisette grüßte, und entfernte sich.

Die Abendsonne schien hell durch die Spiegelscheiben der großen Fenster. Didier wunderte sich über die Einrichtung des Zimmers, das der Kammerdiener bewohnte; er hätte es eher für die Wohnung des Herrn vom Hause halten mögen. An den Wänden hingen gute Kupferstiche, Schiffe und Ansichten von Seestädten darstellend; die Möbel waren von Mahagoni, und den Boden bedeckte ein weicher Teppich. Vor dem Alkoven hing ein Vorhang von schwerer Wolle. Der Thür des Corridors gegenüber befand sich eine zweite — sie führte zu dem Spiel- und Unterrichts-Zimmer des kleinen Mark. Das Zimmer des Knaben trennte Jenny's Boudoir von dem des Kammerdieners. Länger als zehn Minuten blieb Didier sich und seinen Vermuthungen überlassen, die zwischen dem Doctor, dem Kapitain Renaud und einem Liebesabenteuer schwankten. Da hörte er plötzlich in dem angrenzenden Zimmer die wohlklingende Stimme einer Frau. Gleich darauf ward die Thür geöffnet, und Jenny stand auf der Schwelle. Das Wort „Jean“ erstarb ihr auf den Lippen, als sie den jungen Mann mit den bleichen, interessanten Zügen statt des Kammerdieners erblickte. Didier, der neben dem Fenster stand, grüßte durch eine tiefe, ehrfurchtsvolle Verneigung. Die junge Frau dankte flüchtig, und wollte sich zurückziehen; aber ein Schrei der Ueberraschung, den Didier ausstieß, veranlaßte sie, sich noch einmal umzusehen.

„Verzeihung, Madame,“ stammelte der bestürzte Didier, — „der Kammerdiener Jean in dem Hôtel Dürand hat mich durch die Zeitung auffordern lassen, ihm meine Adresse einzureichen — ich bin gekommen, und treffe eine Dame ...“

Didier konnte nicht weiter sprechen; er starrte Jenny an, als ob er eine überirdische Erscheinung sähe.

„Mein Kammerdiener kann nicht lange mehr ausbleiben, ich glaubte schon, er sei zurückgekehrt. Wenn es Ihnen beliebt so erwarten Sie ihn in diesem Zimmer.“

Die junge Frau machte abermals Miene, sich zu entfernen.

„Madame," stammelte Didier, „ich bitte, vergönnen Sie mir noch einen Augenblick — haben Sie die Aufforderung erlassen?"

„Welchen Grund haben Sie zu dieser Annahme?"

„Ihre Aehnlichkeit mit einer Dame ... mein Gott sie ist so täuschend ..."

„Ich bin neugierig, mein Herr, den Namen meiner Doppelgängerin zu erfahren!" sagte Jenny, die mit jedem Augenblicke ernster und aufmerksamer ward.

„Jenny Russel ...

Die junge Frau zuckte zusammen.

„Und wer sind Sie, mein Herr?" fragte sie leise.

„Didier Lambert!"

„Das ist seltsam! Und Sie hat man aufgefordert, Ihre Adresse hier abzugeben?"

„Ich wiederhole es: an den Kammerdiener Jean in dem Hôtel Dürand!"

Jenny's bemächtigte sich eine große Verlegenheit, sie erbleichte und erröthete.

„Ich kenne zwar den Zusammenhang der Sache nicht," antwortete sie mit bewegter Stimme; „aber ich nehme keinen Anstand, Herrn Didier Lambert willkommen zu heißen, denn ich erachte es für Pflicht, ihm Aufklärung über den wichtigsten Schritt meines Lebens zu geben."

„Jenny," rief der junge Mann unter Thränen, „ich habe viel gelitten!"

Sie reichte ihm die Hand; er ergriff sie mit Heftigkeit, und drückte sie an seine Lippen. Dann trat er ernst zurück, als ob er gewaltsam das weiche Gefühl bekämpfen wollte, das die Erinnerung in ihm angeregt.

„Madame," fuhr er dann fort, „Sie stellen in Abrede, die Aufforderung an mich erlassen zu haben — in diesem Falle muß ich annehmen, daß unser Begegnen ein zufälliges ist. Ich weiß nicht, in wie weit und ob es mir überhaupt erlaubt ist, von diesem glücklichen Zufalle Vortheil zu ziehen und mich der Dame zu nähern, die einst das Glück und das Unglück meines Lebens war —"

„Mein armer Freund, ich habe in diesem Augenblicke keine andere Rücksicht zu nehmen, als die auf meine Ehre. Jenny Russel ist seit zwei Jahren die Wittwe Sutherland."

Didier erbebte bei dieser Nachricht; aber mit einer übermenschlichen Gewalt bewahrte er seine Fassung, denn er vermochte das einmal erwachte Mißtrauen gegen die ungetreue Geliebte nicht zu verbannen.

„Es hat Sie entweder ein guter Engel in mein Hôtel geführt," fuhr sie fort, „oder die tückische Absicht eines Feindes, der mich seit einiger Zeit verfolgt. Bei der Rückkehr meines Kammerdieners wird es sich entscheiden. Ich habe keine Ahnung von Ihrer Anwesenheit in Marseille gehabt — nehmen Sie die Versicherung, daß im entgegengesetzten Falle meine Einladung nicht hätte auf sich warten lassen. Die Erinnerung an unsre gegenseitigen Beziehungen in Philadelphia sind noch nicht erloschen."

„O mein Gott, Jenny, was machen Sie aus mir?" rief Didier, dessen Liebe bei dem Klange dieser Stimme in ihrer ganzen Gewalt wieder erwachte.

In diesem Augenblicke ließ sich die Stimme des Kammerdieners auf dem Corridor vernehmen; er sprach mit der Magd.

„Didier," flüsterte Jenny, „bewahren Sie unser Geheimniß vor meinen Leuten — ich will zuvor erfahren . . ."

Der Greis trat ein. Verwundert sah er die beiden Personen an, die sich in seinem Zimmer befanden.

„Jean," sagte Jenny, „Herr Didier Lambert erwartet Dich."

„Ah, vortrefflich, so hat meine Aufforderung den gewünschten Erfolg gehabt!" rief heiter der alte Mann.

Didier und Jenny wechselten einen Blick der Verwunderung.

„Mein Herr," fuhr Jean fort, „wenn Sie Didier Lambert aus Neu-York sind, so müssen Sie auch den Kapitain François Renaud kennen?"

„Allerdings; ich habe ihn einst in Paris gekannt, als er sich mit der Tochter des Fabrikanten Herrn Masson verheirathete."

„Ganz recht, Madame Renaud ist eine geborne Masson."

Der junge Mann erinnerte sich der Warnungen des Doctors.

„Aber seit jener Zeit stehe ich nicht mehr zu ihm in Beziehung," fügte er hinzu.

„Das thut auch Nichts zur Sache," meinte Jean; „dem Kapitain liegt daran, Sie zu sehen. Von ihm geht die Aufforderung aus, die Sie in der Zeitung gelesen haben."

„Von dem Kapitain?" fragte Didier bestürzt.

„Da er Gründe hat, nicht öffentlich genannt zu sein, so hat er mir die Annahme Ihrer Adresse aufgetragen."

„Und was will der Kapitain von mir?"

„Er läßt Sie bitten, ihn so bald als möglich auf seinem Landhause zu besuchen, das zwei Stunden von hier an der Straße nach Avignon liegt. Das ist Alles, was ich weiß."

„Mein Herr," sagte Jenny, „der Kapitain ist mein Freund, ich kenne die Angelegenheit, in der er Sie zu sprechen wünscht — ich bitte Sie um eine kurze Unterredung, Sie werden dann desto geneigter sein, der an Sie ergangenen Einladung Folge zu leisten."

Didier verneigte sich, als Zeichen seiner Zustimmung. Jenny gab dem Greise Auftrag, Mark Gesellschaft zu leisten; dann forderte sie den Gast auf, ihr zu folgen. Sie führte ihn in ihr Boudoir. Da es stark dämmrig geworden war, zündete sie selbst die Wachskerzen auf dem Kamine an. Der arme Didier war wie geblendet von dem Luxus, der seine erste Jugendgeliebte umgab; er fand es erklärlich, daß sie einen unbemittelten Kaufmann aufgeben konnte, um sich in den Besitz dieses Reichthums zu setzen.

„Also des Mammons wegen," dachte er, „verschmähete sie mich und gab mich den gräßlichen Qualen der Sehnsucht preis! Weil ich ihr nicht das Leben einer Fürstin in Aussicht stellen konnte, verließ mich das herzlose Geschöpf! Wer dessen fähig ist, verdient kein Vertrauen — ich werde der Syrene gegenüber auf meiner Huth sein."

Als Jenny ihn zum Sitzen einlud, hatte sich seiner eine Bitterkeit bemächtigt, die deutlich in seinen Zügen zu lesen war. Die junge Frau bemerkte es, und sie gab ihm bedauernd im Stillen Recht.

„Mein Herr," begann sie, nachdem sie ihm gegenüber Platz genommen, „ich habe die Angelegenheit des Kapitains Renaud als Vorwand benutzt, um die Neugierde meiner Domestiken nicht zu erregen. Der wackere Kapitain ist zwar seit fünf Jahren mein Freund, ich kann wohl sagen, mein einziger Freund; aber mir ist seine Beziehung zu Ihnen völlig unbekannt. Dessenungeachtet aber erlaube ich mir die Bitte auszusprechen: besuchen Sie morgen die Familie Renaud, und leisten Sie den Dienst, den man vielleicht von Ihnen fordern wird. Doch sehen wir jetzt davon ab, es giebt eine Angelegenheit, die uns näher liegt und wichtiger ist."

„Milady, ich folgere keine Rechte aus unserer Vergangenheit, denn

ich kann es nicht über mich gewinnen, Sie eines Meineides zu beschuldigen; aber Ihretwegen möchte ich Aufklärung erhalten, Jenny's wegen, die ich einst für den Inbegriff aller weiblichen Tugenden hielt. Mein Leben hat nur diese eine schöne Erinnerung, und da meine Zukunft eine trübe ist, so möchte ich mir den Stern in seiner völligen Klarheit bewahren, der aus der Vergangenheit mir herüberleuchtet."

„Glauben Sie mir, mein Freund," rief Jenny bewegt, „ich bin mehr zu beklagen, als Sie! Der Luxus, den Sie sehen, muß Ihren Argwohn erregen, muß Ihnen die Motive gewisser Handlungen andeuten — aber Sie täuschen sich: meine Umgebung ist die schimmernde Hülle eines kranken Gemüths, eines unbefriedigten Herzens. Nie ist eine Klage über meine Lippen gekommen, um ein mir theures Andenken nicht zu verletzen; aber Ihnen gegenüber muß ich mich über das Schicksal beklagen, denn Sie haben ein Recht, Aufklärung zu fordern. Ich hätte sie Ihnen gern früher gegeben, wenn es mir möglich gewesen wäre, Sie aufzufinden."

„Herr Russel zeigte mir die Verheirathung seiner Tochter an — Jenny hatte aufgehört, für mich zu existiren!"

„Aber die Gattin Sutherland's hatte sich das Recht vorbehalten, von Ihnen Abschied zu nehmen. Ich erinnere mich des Abends noch, wo Sie mich in der Laube überraschten. Die alte Martha kannte meine Neigung, deßhalb sandte sie den willkommenen Gast in den Garten.

Didier machte eine Bewegung.

„Unterbrechen Sie mich nicht," sagte Jenny; „ich muß vollendet haben, ehe ich ein Urtheil erwarte. An jenem Abende gab ich dem jungen Manne, der sich um meine Liebe bewarb, eine Rose als Zeichen meiner Achtung und erwachenden Liebe. Ich stellte dabei die Möglichkeit in Aussicht, daß entweder Sie selbst mir die Blume zurückgeben könnten, oder daß ich sie fordern könne, wenn sich nach näherer Bekanntschaft eins in dem andern täuschen sollte. Herr Didier Lambert war nach den wenigen Besuchen, die er in unserm Hause abgestattet, meinem Herzen zu theuer geworden, als daß es mir möglich gewesen wäre, ihm zu sagen:

„„Mein lieber Freund, Ihre Aufmerksamkeiten machen mich glücklich, aber ich weiß in diesem Augenblicke nicht, ob ich sie ohne Gefahr für Sie und mich annehmen darf, da es möglich ist, daß meine Hand meinen geliebten Vater retten muß."

„Jenny, Ihr Vater galt für einen wohlhabenden, tüchtigen Geschäftsmann!"

„Er galt dafür, aber er war es nicht! Er war weder das eine noch das andere! Aus Liebe zu mir, seiner einzigen Tochter, hatte er sich in große, gewagte Speculationen eingelassen — diese Speculationen scheiterten, sein ererbtes kleines Vermögen ging verloren, und gerade um die Zeit, als Sie unser Haus besuchten, stand seine Ehre auf dem Spiele, sie war durch seine Sorglosigkeit und durch die List eines unredlichen Geschäftsfreundes preisgegeben. Erlassen Sie mir den Bericht der Einzelnheiten; aber glauben Sie mir, Herr Lambert, unsere Lage ward gleich nach Ihrer Abreise nach New-York eine schreckliche."

„Jenny, und Sie haben mir in Ihren Briefen nicht die geringste Andeutung davon gegeben?"

„Weil ich hoffte, daß die Krisis vorübergehen würde, und weil ich meinem Vater geschworen hatte, Ihnen, als einem Geschäftsfreunde, die Lage der Dinge zu verschweigen. Ich wußte, daß er mich mit unbegrenz-

ter Zärtlichkeit liebte, ich wußte, daß diese Zärtlichkeit der Hebel aller seiner Handlungen gewesen, und deßhalb wollte ich ihn durch die Entdeckung nicht betrüben, daß mein Herz ohne sein Wissen eine Wahl getroffen hatte. Nun trat die Veränderung mit Ihrem Handlungshause ein — Sie schrieben mir, daß Sie eine selbstständige Stellung hätten — ich kämpfte zwischen der Pflicht zu dem Vater und der Liebe zu Ihnen — da erfuhren wir den Untergang Ihres kaum gegründeten Geschäfts. Konnte ich nun noch von Ihnen eine Hülfe für meinen unglücklichen Vater erwarten, der unter der Last seines Kummers schnell zum Greise gealtert war? Das Herz blutete mir bei dem Anblicke des alten Mannes, der auf dem Punkte stand, seinen Verstand zu verlieren. Von allen Seiten zogen die Gewitter heran, und ich durfte keine Zeit verlieren, wenn ich den Bedroheten retten wollte.

„Da schrieb ich an Sie, und forderte meine Rose zurück. Ich erhielt keine Antwort. Die Lage meines Vaters ward immer schwieriger, und um ihn von dem Schuldgefängnisse zu retten, um zu verhüten, daß seine Ehre gebrandmarkt wurde, nahm ich die Bewerbungen eines Mannes an, von dem ich wußte, daß er mich nicht glücklich machen würde. Aber Sutherland besaß ein großes Vermögen, und mit einem kleinen Theile desselben war mein Vater zu retten. Durfte ich da noch überlegen?"

Die junge Frau trocknete ihre Thränen, dann fuhr sie fort:

„Es war am Abende vor dem schrecklichen Tage, der über das Geschick meines Vaters entscheiden sollte. Zweimalhunderttausend Dollars waren zu zahlen, und kaum zwanzigtausend befanden sich in unserer Kasse. Ich suchte den armen Mann zu trösten, indem ich ihm sagte, daß ich bei den Gläubigern um Nachsicht bitten wolle.

„Er schüttelte schmerzlich das schnell gebleichte Haupt, und sagte:

„„Dein Bemühen wird nutzlos sein, mein Kind!""

„„Man wird mir gewiß einen kurzen Aufschub nicht verweigern!"" rief ich unter Thränen. „„Sie haben kein Vertrauen zu Ihren Mitmenschen.""

„Der alte Mann reichte mir seine Hand; ich erschrak, denn sie brannte im Fieber.

„„Jenny,"" sagte er, „„ich habe bereits Alles aufgeboten, um bis jetzt Frist zu gewinnen, denn ich hoffte auf den glücklichen Ausgang einer Speculation. Auch diese Speculation ist fehlgeschlagen wie Alles, was ich unternommen habe. Morgen gehen zwei Wechsel ein — kann ich sie nicht einlösen, so wird man bis morgen Abend erfahren — —""

„Mein Vater konnte nicht weiter sprechen, er ließ das Haupt auf die Brust herabsinken, und bedeckte die Augen mit der Hand. Eine furchtbare Ahnung stieg in mir auf."

„„Vater,"" fragte ich, „„was wird man denn erfahren?""

„„Mein Kind, Du sollst Alles wissen — heute noch, damit Du auf morgen vorbereitet bist.""

„Während er mich küßte, fühlte ich seine Thränen, die auf mein Gesicht rannen. Ach, mein Herr, es war ein furchtbarer Augenblick für mich! Ich hätte mein Leben für den Mann hingegeben, der aus Liebe zu mir unglücklich geworden war."

„„Jenny,"" begann er mit bebender Stimme, „„ich habe an Dir gesündigt! Ja, an Dir, meiner einzigen Tochter!""

„„Sie haben mir nur Gutes erzeigt, mein Vater!""

„„Vernimm es denn, ich habe Deine und meine Ehre gebrandmarkt.““

„„Unmöglich!““ rief ich entsetzt.“

„„Und doch ist es so.““

„„Aber so erklären Sie mir endlich, mein Vater — !““

„„Es ist besser,““ murmelte er, „„daß ich es Dir sage, als wenn Du es aus dem Munde anderer Leute hörst. Mein Herz blutet, aber ich muß es Dir sagen, denn es giebt kein Mittel mehr, den gräßlichen Schlag abzuwenden.““

„„Vater,““ flüsterte ich, „„was ist es mit den beiden Wechseln, von denen Sie vorhin sprachen?““

„„Ahnst Du es nicht, armes Kind?““

„„Nein, mein Vater!““

„„Muß ich Dir denn noch sagen, daß diese Wechsel — falsch sind?““

„Ich schauderte zusammen. Der Greis umschlang meinen Hals mit beiden Armen und weinte.“

„„Um die Krisis hinzuhalten, suchte ich mir auf diese Weise Geld zu verschaffen. Ich tilgte alte Schulden mit neuen. Man hatte mir gesagt, daß dies ein gewöhnliches Manöver sei, um im kaufmännischen Leben Verlegenheiten zu beseitigen. Nicht in der Absicht zu betrügen, sondern um mich zu retten, stellte ich diese Wechsel aus. Ich wollte sie als ehrlicher Mann wieder einlösen. Das Schicksal will es nicht, und ich muß mit Schanden zu Grunde gehen!““

„„Vater, vielleicht giebt es dennoch ein Mittel!““

„„Es giebt keins, mein Kind! O wie gern wollte ich sterben,““ rief er aus, „„wenn Du nicht als die Tochter eines böswilligen Falliten auf dieser Welt zurückbleiben müßtest!““

„Der Schmerz meines Vaters war ein furchtbarer.“

„„Wer besitzt die Wechsel?““ fragte ich entschlossen.“

„„Du kennst ihn — Sir Sutherland!““

„Ein Lichtstrahl, vom Himmel gesendet, durchzuckte mich.“

„„Er?““ rief ich in freudiger Bestürzung aus.“

„„Der gute Mann nahm sie im Vertrauen auf meine Redlichkeit. Was wird er von mir denken, wenn er morgen erfährt, daß ich ihm die Papiere gab, als meine Verhältnisse schon der Art waren, daß eine Einlösung derselben nicht möglich war? O mein Gott, ich habe das Vertrauen eines wirklich guten Menschen getäuscht!““

„„Vater, Sir Sutherland wird Sie nicht verderben!““

„„Jenny, ich habe den guten Mann zu mir bitten lassen — er wird diesen Abend noch kommen — übernimm Du es, ihm die wahre Lage der Sache mitzutheilen. Giebt er meine Papiere nicht aus den Händen, so gehe ich wenigstens nicht mit Schanden zu Grunde.““

„Ich tröstete, und stellte dem Verzweifelnden eine sichere Abhülfe seiner trostlosen Lage in Aussicht.“

„Da meldete man Sir Sutherland an. Ich erzähle Ihnen jede Einzelnheit, mein Herr, die als ein Beweggrund meiner Schritte gelten kann.“

„In dem Salon empfing ich Sir Sutherland. Mein Vater war in seinem Zimmer geblieben, denn ich wollte nicht, daß der Gast ihn in dieser Verfassung sehen sollte; meine Absicht war vielmehr, die unglückliche Geschichte vor jedem Dritten geheim zu halten. Ich sah Sir Sutherland nicht zum ersten Male, und so oft er früher bei uns gewesen, hatte er mir Beweise seiner besondern Zuneigung gegeben. Es war dies freilich

auf eine besondere Weise geschehen, aber auf eine Weise, die ihm eigenthümlich war, und mich nicht verletzen konnte. Als er eintrat, küßte er ehrerbietig meine Hand, und fragte nach dem Vater. Ich entschuldigte ihn mit einem plötzlichen Unwohlsein."

„„So wird mir Miß Jenny erlauben, ein wenig zu ruhen?"" fragte er."

„„Ich bitte Sie selbst, zu bleiben, Sir, denn die arme Miß Jenny hat ein Geschäft mit Ihnen zu besprechen.""

„„Die arme Miß?"" fragte bedauernd der gute Mann. „„Ah, wahrhaftig, ich glaube, Sie haben geweint!""

„Nun begann er seine gutmüthigen Scherze, die ich bereits von ihm kannte. Ohne mein Wollen — Sie begreifen wohl, daß ich mich nicht in der Stimmung befand, eine scherzende Unterhaltung anzuknüpfen — ohne mein Wollen nahm das Gespräch eine so günstige Wendung, wie ich sie nur immer wünschen konnte.

„Das Gespräch mit diesem seltsamen Manne hat sich meinem Gedächtnisse so tief eingeprägt, daß ich es Ihnen heute noch seinem Inhalte nach mittheilen könnte, wenn es zur richtigen Würdigung meiner Handlungsweise nöthig wäre. Nur so viel erachte ich mich für verpflichtet Ihnen zu sagen: ich habe mich dem reichen Sutherland geopfert, um meinen armen Vater vom Verderben zu retten."

„Und kannte Sutherland das Opfer, das Sie brachten?" fragte Didier.

„Nein; er würde es vielleicht nicht angenommen haben, und mein Vater wäre mit mir rettungslos verloren gewesen. Am folgenden Morgen erhielt mein bedrängter Vater die Wechsel zerrissen zurück. Dann erschien Sutherland, warb um meine Hand, erhielt sie und setzte seinem Schwiegervater ein Kapital aus, das ihm nicht nur erlaubte, seine Schulden zu bezahlen, sondern auch das Geschäft aufzugeben und als Rentier zu leben. Ich hatte nun Alles gethan, wozu die Dankbarkeit des Kindes mich verpflichtete, und in diesem Gedanken fand ich den Muth und die Kraft, meinem Gatten, den ich nicht liebte, eine treue Gattin zu sein. Am Hochzeitstage fragte mich mein Mann: Jenny, liegt Ihnen noch irgend eine Pflicht ob, bei deren Erfüllung ich Ihnen behülflich sein kann? Oder hegen Sie einen Wunsch, den Sie gern erfüllt sehen möchten? Sprechen Sie sich offen aus, Sie sehen mich zu Allem bereit! — Ich gestand ihm, daß ich in Neu-York einen Freund hätte, von dem ich Abschied nehmen möchte. Einige Tage später reis'ten wir nach Neu-York. Wir zogen Erkundigungen nach Didier Lambert ein; erfuhren aber nur, daß er sein Geschäft aufgegeben habe und nach Frankreich zurückgekehrt sei."

„Ich hatte dieses Gerücht absichtlich verbreitet," murmelte der junge Mann, „um meine wahre Lage zu verbergen."

„Mir blieb nichts, als mich mit dem Gedanken zu trösten: Didier ist ein liebenswürdiger junger Mann, und es kann ihm nicht fehlen, durch eine Frau so glücklich zu werden, wie er es verdient. Ich mußte also auf das Wiedersehen dessen verzichten, dem ich so gern gesagt hätte, daß das Schicksal das Glück meines Herzens zertrümmert, aber die Tage meines armen Vaters gesegnet habe."

„Und dennoch, Milady, haben wir uns wiedergesehen!" sagte Didier, bitter lächelnd.

„Unmöglich!"

„O, es ist nur zu gewiß."

„Wo?“

„In Neu-York!“

„Dann haben Sie mich, ich aber habe nicht Sie gesehen.“

„So muß ich jetzt glauben!“ flüsterte Didier.

„Warum haben Sie sich mir nicht genähert?“ fragte die junge Frau.

„Weil es mir unmöglich war.“

„Sie hatten Recht, daß Sie mir zürnten.“

„Dieser Grund hielt mich nicht ab“.

„Darf man ihn wissen?“

„Ich hatte die Nachricht von Ihrer Verheirathung erhalten.“

„Durch wen?“

„Durch Herrn Russel.“

„Wie, durch meinen Vater?“ fragte Jenny erstaunt.

„Diesen Unglücksbrief bewahre ich heute noch bei den Briefen auf, die mich ein Jahr lang von dem größten Glücke träumen ließen.“

„Es ist möglich!“ flüsterte sie vor sich hin. „Mein Vater hat unser Verhältniß nie gekannt. Ich verschwieg es ihm, weil ich schon mehrmals die Ahnung hatte, seinem Untergange durch ein Opfer von meiner Seite vorbeugen zu müssen. Nehmen Sie die Versicherung, Herr Didier, daß mein Vater diesen Brief nur in der Absicht geschrieben hat, um Ihnen, da er Sie schätzte, seine Aufmerksamkeit zu beweisen. Doch, wo haben Sie mich gesehen?“

„In einer glänzenden Equipage, an der Seite eines Mannes, den ich für Ihren Gatten hielt.“

„Er war es.“

„Ich ging mehr als bescheiden durch die Straßen von Neu-York.“

„Wie glücklich wäre ich gewesen, hätte ich Ihnen hülfreich die Hand bieten können. Mein großes, schweres Opfer würde einen doppelten Zweck gehabt haben.“

„Lassen wir das! Lassen wir das!“ murmelte Lambert. „Während Sie also in einem glänzenden Wagen an mir vorüberfuhren, ging ich zwischen zwei Gerichtsdienern, die mich in das Schuldgefängniß führten.“

„Mein Gott!“

„Der Gläubiger, ein Wucherer, raubte mir drei Jahre die Freiheit. Was ich in dieser langen Zeit gelitten, vermag ich nicht Ihnen zu beschreiben.“

„Mein armer, armer Freund!“ rief Jenny, indem sie mitleidig seine Hand ergriff.

„Der Aufenthalt in dem Gefängnisse war für mich um so trostloser, da ich ihn nicht verschuldet hatte.“

„Und was war der Grund?“

Didier erzählte kurz die Uebernahme des Geschäfts von den Erben des Fabrikanten Masson in Paris. Dann fügte er den Betrug des Advokaten hinzu, den er von dem Arzte in Havre erfahren hatte.

„Und nun,“ schloß er, „ist Ihnen auch die Aufforderung des Kapitains Renaud erklärlich, denn Madame Renaud ist die Tochter meines früheren Principals. Gebe Gott, daß mein Zeugniß ihr nützlich wird.“

Jenny äußerte ihr Erstaunen über die seltsame Verkettung der Verhältnisse.

„Didier,“ fragte sie dann, „was ist aus meiner Rose geworden.“

Der junge Mann zog ein kleines silbernes Medaillon hervor, das er an einer schwarzen Schnur am Halse trug. Dann zeigte er Jenny die

geöffnete Kapsel — sie sah die zusammengetrocknete Knospe einer Rose darin.

„Sie ist nie von meiner Brust gekommen," sagte Didier mit bewegter Stimme; „diese Rose ist ja die einzige Erinnerung an die glücklichste Zeit meines Lebens."

„Und was gedenken Sie nun damit zu thun?" fragte Jenny, indem sie fest ihre Blicke auf den jungen Mann heftete. „Sie haben mich kennen gelernt — Sie haben mich wiedergefunden" — —

Lambert sah der jungen Frau in das reizende Gesicht; — sie lächelte — die alte Leidenschaft erwachte wieder in ihrer ganzen Größe — die Leiden der Vergangenheit waren vergessen — er sank überwältigt vor ihren Füßen nieder.

„Jenny," rief er, „oft wandelte mich das bittere Gefühl an, das die getäuschte Liebe erzeugt — aber ich konnte mich von meiner Erinnerung nicht trennen, und werde sie nie aufgeben, denn sie ist mir zu heilig! Und jetzt, da ich weiß, daß auch Sie gelitten haben, daß Sie nicht aus Laune mich von sich stießen — —"

„Daß auch ich meine Erinnerung bewahrt habe, und daß ich völlige Freiheit zu handeln habe," fuhr sie rasch fort — „jetzt füge ich der verwelkten Knospe eine frische bei —" sie trat rasch zum Fenster, brach eine Knospe von dem Stocke einer Monatsrose, und kehrte zu Didier zurück, indem sie ihm mit einem bezaubernden Lächeln die Blume bot — „nehmen Sie, Didier, sie ist das Symbol meines Herzens, dessen Gefühle in diesem Augenblicke so frisch sind, als die Rose!"

Dann neigte sie sich, und küßte gerührt seine Stirn.

„Jenny," rief er, „die erste Täuschung hat mir fast den Verstand geraubt —!"

„Fürchten Sie keine zweite, mein lieber Freund, denn es giebt keine Pflicht mehr, die mir höher stände, als das Glück meiner Zukunft. Mein Vater und mein Gatte schlummern im Grabe, sie werden, wenn sie von dort oben auf mich herabblicken, sich freuen, daß ich das Glück wiederfinde, das ich ihnen zum Opfer gebracht habe."

„Jenny, ich bin arm, blutarm! Lassen Sie mich es bekennen, daß ich von Almosen gelebt habe."

„Ich wollte sagen, ich bin reich, Didier, und stelle Ihnen diesen Reichthum zur Verfügung; aber leider steht mein Vermögen auf dem Spiele — Sie haben eine arme Braut!"

„Aber doch die Braut, die ich auf der Welt mir wünsche!" rief begeistert der junge Mann. „Ich besitze Fähigkeiten, und kann ich diese für meine Jenny anwenden, so finde ich darin ein Glück, das mir den größten Reichthum ersetzt!"

Nachdem die ersten Herzensergießungen vorüber waren, sprachen die beiden Liebenden von materiellen Dingen. Jenny erzählte rückhaltslos die Intriguen des verliebten Banquier's.

„Und wie heißt dieser saubere Banquier?" fragte Lambert.

„Gauthier."

„Es gab zu meiner Zeit in Paris einen Gauthier —"

„Der Vater dessen, den ich meine, hatte früher in Paris ein sehr bescheidenes Bankhaus — er siedelte nach Marseille über, wo er durch Schiffsunternehmungen ein großes Vermögen gewann."

„Der pariser Banquier hatte einen Sohn, der mit mir das Colleg besuchte — er hieß Alfred."

„Und Alfred ist gegenwärtig der Chef des Hauses Gauthier, der Vater starb vor nicht ganz zwei Jahren.“

„Sonderbar, wenn es derselbe wäre!“

„Es bietet sich Ihnen wohl Gelegenheit, ihn zu sehen.“

„Und ist er der Jugendfreund, so wird er an meiner Braut nicht zum Betrüger werden!“

Nun fragte Jenny nach Didier's Verhältnissen in Marseille.

„Ich bin der Secretair des Doctors Pietri, der auch Ihnen bekannt ist.“

„Pietri's?“

„Er ist ein braver Mann!“ rief Didier begeistert.

„Davon habe ich Beweise,“ fügte Jenny rasch hinzu. „Er ist ein uneigennütziger Mann, ein Philantrop im wahren Sinne des Wortes.“

„Ohne ihn hätte ich wahrscheinlich nie das Glück gehabt, meine Jenny wiederzusehen. Durch seine Hülfe ward ich der bessern Gesellschaft wieder näher gebracht, aus der mich die bitterste Armuth verstoßen hatte.“

„O wie gut trifft sich das!“ rief Jenny. „Der gute Doctor ist auch ein Freund des Kapitain's Renaud. Beide kennen sich zwar erst kurze Zeit, aber sie schätzen sich gegenseitig wie zwei alte Freunde. Wie werden sie erstaunen, wenn sie erfahren, daß Didier, von dessen Vermittelung der arme Renaud ein Vermögen hofft, meine erste, und jetzt meine letzte Liebe ist!“

„Das ist seltsam!“ murmelte Didier. „Der Doctor und Renaud sind Freunde?“

„Wundert Sie das?“

Didier erzählte, was er von Pietri über den Kapitain gehört, und wozu ihn Ersterer verpflichtet hatte.

„Der Kapitain,“ schloß er, „lebe in Spanien und seine Familie sei ihm nachgefolgt.“

„Sie hat auf meinen Wunsch Marseille verlassen, um ein Landhaus zu beziehen,“ antwortete Jenny. „Ohne Zweifel hat der Doctor diese Nachricht erhalten, ehe er Renaud kennen gelernt. Jeder Mensch hat seine Feinde, und es wird auch unserm Kapitain nicht daran fehlen, obgleich er der bravste Mann von der Welt ist. Das Mißverständniß wird sich aufklären. Versagen Sie der Familie Renaud Ihre Hülfe nicht, denn Sie leisten sie mir.“

„Eben so wenig als ich es unterlassen werde, mit Alfred Gauthier Rücksprache zu nehmen. Ist er mein Jugendfreund, so werden Sie Nichts von seinem bösen Willen zu fürchten haben.“

„Sehen Sie zu, Didier, was Sie zur Rettung Ihres Vermögens thun können.“

„Meines Vermögens, Jenny — ich will ja nur Sie, Sie besitzen!“

Die Unterredung schloß mit einer herzlichen Umarmung. Man sieht, Jenny's Liebe zu Didier war eine aufrichtige gewesen, wenn sie auch in der Zeit ihrer Verheirathung mit Sutherland mehr als Wohlwollen für Denambuk empfunden hatte. Die junge Frau war glücklich, und Didier schwelgte in einem Meere von Seligkeit, daß er Jenny nicht strafbar gefunden, wie er geglaubt hatte. „Eine Frau,“ dachte er, „die dem Vater solche Opfer zu bringen im Stande ist, muß dem Manne ein wahres Juwel sein.“

Nun erschien Jean mit Mark. Jenny stellte dem Geliebten den Knaben als ihren Pflegesohn vor. Nach dem Souper, bei dem Didier

Gast war, brachte Jean das Kind zu Bett. Um zehn Uhr verließ der junge Mann das Hôtel Dürand, nachdem er dem alten Kammerdiener noch einmal versprochen hatte, den Kapitain auf seinem Landhause zu besuchen. In einem wahren Freudentaumel betrat er seine Wohnung. Um halb elf Uhr kam der Doctor, dessen Zimmer an das seinige grenzte. Er ging zu ihm, um seinen Verrichtungen als Kammerdiener nachzukommen.

„Was ist Ihnen?“ fragte der Doctor, indem er den Secretair, dessen Hände zitterten, argwöhnisch ansah. „Zeigten Sie mir nicht ein lächelndes Gesicht, so würde ich glauben, Sie wären bestürzt und rathlos vor Schrecken. Was ist Ihnen geschehen?“ fragte Pietri noch einmal, indem er sich den Händen seines Secretairs entzog und selbst die Kleider ablegte.

Der Korse war stets auf seiner Huth, da er die Arglist fürchtete, weil er sie übte.

„Mir ist ein großes Glück widerfahren, Herr Doctor!“

„Nehmen Sie meinen Glückwunsch!“

„Danke!“

„Und darf man wissen —?“

„O, meinem Wohlthäter theile ich mich zuerst mit — er hat meine Noth gesehen, er soll nun auch mein Glück kennen lernen.“

„Fassen Sie sich kurz!“ sagte der ungeduldige Doctor.

„Ich habe Jenny Russel wiedergefunden!“

„Ah, die ungtreue Schöne aus Philadelphia?“

„Dieselbe.“

„An der Seite ihres Mannes?“

„Nein!“

„Desto besser. So ist sie Wittwe?“

„Ja.“

„Mir scheint, armer Freund, Sie wollen sich zum zweiten Male betrügen lassen.“

„Sie werden Ihr Urtheil ändern, wenn Sie wissen, wer meine Jenny ist!“ rief Didier Lambert stolz.

„O, Ihre Jenny?“

„Sie hat sich vollkommen gerechtfertigt, und ich darf sie dafür halten. Jenny ist unglücklich gewesen, aber sie hat nicht aufgehört, mich zu lieben.“

„Das versichern alle Frauen! Ihre Liebe ist stets die beste und reinste.“

Der Doctor zog seinen Schlafrock an und warf sich in den Sopha.

„Eine Cigarre, Didier!“

Der junge Mann präsentirte ihm ein Etui und reichte ihm dann Feuer. Schmauchend sagte Pietri:

„Die Sache ist sehr romantisch, sie interessirt mich. Beschreiben Sie mir Ihre Schöne, Didier!“

Der junge Mann ordnete die abgelegten Kleider seines Herrn. Indem er die Weste und Kravatte desselben in die Komode legte, antwortete er:

„Dessen bedarf es nicht, mein Herr!“

„Wie anders soll ich sie kennen lernen?“

„Sie kennen sie schon.“

In diesem Augenblicke trat Didier heran, bückte sich und zog seinem Herrn den rechten Stiefel aus; er hatte sich dieses Dienstes aus übergroßer Dankbarkeit selbst unterzogen und ihn jeden Abend ausgeübt. Der gute Didier wollte auch heute seiner Pflicht nicht fehlen.

„Sie spannen mich auf die Folter!" rief er lachend. „Nennen Sie mir also den Namen."

„Jenny Sutherland!" antwortete der junge Mann, der den Stiefel in der Hand hielt.

„Oh!" rief der Doctor, indem er den linken Fuß zurückzog, den er bereits ausgestreckt hatte, um sich den Stiefel ausziehen zu lassen.

„Vor einer halben Stunde erst habe ich das Hôtel Dürand verlassen, das sie mit ihrem Pflegesohne bewohnt. Sie hat mir Grüße an meinen Wohlthäter, den Herrn Doctor, aufgetragen."

Didier wollte sich nun auch des linken Stiefels bemächtigen.

„Verzeihung, mein Freund, der Geliebte einer so reichen Dame, die zugleich meine Freundin ist, darf sich so tief nicht erniedrigen!"

Nach diesen Worten befreiete er den Fuß von dem Stiefel. Der Doctor sah erstaunt einige Augenblicke den jungen Mann an: er fand es begreiflich, daß Jenny ihn liebte, denn seine Züge erschienen ihm heute so regelmäßig, schön und ausdrucksvoll, sein Benehmen so aristokratisch, daß er selbst sich darüber wunderte. Die Freude, die aus seinen Augen strahlte, gab ihm Bürgschaft für die Wahrheit seiner Worte.

„Mein Herr," fuhr Pietri fort, „dieser Umstand ändert unser Verhältniß! Ich bitte, stecken Sie sich eine Cigarre an, setzen Sie sich zu mir, und erzählen Sie! Element, Herr Secretair, Sie werden zehn bis zwanzig Millionen Francs besitzen und eine Frau, die auch ohne dieses enorme Vermögen reizend zu nennen ist."

Pietri ward humoristisch, denn auf diese Weise hoffte er am leichtesten zum Ziele zu gelangen, das heißt, so viel zu erfahren, als er zu wissen nöthig hatte. Die Liebschaft Jenny's, der geistreichen, witzigen Frau, hielt er jetzt noch für eine Mystifikation. Er drang so lange in Didier, bis dieser seinem Verlangen nachgekommen war. Eine Magd brachte Thee — Beide rauchten und tranken.

Didier schien ein anderer Mensch geworden zu sein, seit ihm durch das Wiederfinden Jenny's eine Zukunft eröffnet war. Wie das Drückende aus seinen Gesichtszügen, so war es auch aus seinen Worten und seinen Bewegungen völlig verschwunden — der fein gebildete Mann gab sich wieder in Allem zu erkennen.

„Wie kamen Sie in das Hôtel?" fragte Pietri.

Lambert erzählte die Zeitungsgeschichte, dann das Erkennen der Geliebten und die mit ihr gepflogene Unterhaltung so schön, er schilderte seine Gefühle und die Wandelungen derselben so scharf und richtig, daß Pietri sich wunderte, diese Bildung bei seinem Secretair nicht schon früher wahrgenommen zu haben. Nach und nach begann er seinen Nebenbuhler zu fürchten. Trotzdem aber blieb er in dem Tone des humoristischen Protectors.

„Also Jenny ist gerechtfertigt und liebt Sie noch?"

„Wie zur Zeit, als ich sie in Philadelphia kennen lernte. Und es ist ja natürlich, da man annehmen kann, daß sie nicht verheirathet gewesen ist. „Ich war eine Gattin ohne Gatten!" hat sie mir mehr als einmal wiederholt."

„Und was gedenken Sie nun zu thun?"

„Ach, mein Herr, in diesem Augenblicke weiß ich es nicht, denn mir schwindelt der Kopf, wenn ich an den raschen Uebergang vom Unglücke zum Glücke denke. Noch vor wenig Wochen war ich ein Bettler, der ein

Almosen erflehen mußte, um nicht auf der Straße schlafen zu müssen — und heute — —"

„Und heute sollen Sie eine schöne Frau, die Millionen besitzt, heirathen!"

„Wahrlich, man möchte glauben, die Phantasie eines Romandichters leite mein Schicksal!" rief Didier.

„Hat Ihnen auch Jenny erzählt, daß man sie um ihr Vermögen betrügen will?"

„Alles, alles; sie hat mir Nichts verschwiegen!"

„Hat sie Ihnen auch den Knaben vorgestellt?" fragte Pietri mit einem forschenden Seitenblicke.

„Ihren Adoptivsohn? Ja. Er ist ein reizendes Kind. Ich finde diese Adoption sehr erklärlich: das Herz der armen Frau mußte doch einen Gegenstand haben, den es liebte! Ich werde Mark wie meinen eigenen Sohn betrachten."

„Ja, der Knabe ist hübsch," sagte der Doctor.

„Wissen Sie, woher er stammt?" fragte Didier ohne Arg.

„Ich glaube."

„Nun?"

„Mrs. Sutherland hat es mir selbst gesagt. Sie hat ihn, als sie vor sieben Jahren mit ihrem Gatten die Antillen bereis'te, von Martinique mitgebracht. Der schattirte Teint des Kindes verräth seine Abstammung. Es hat ohne Zweifel einen farbigen Vater. Die Eingebornen von Martinique sind ein schöner, kräftiger Menschenschlag.

Nach dieser Aeußerung des Doctors ward Didier nachdenkend; das Gespräch verlor an Lebhaftigkeit, und die beiden Männer gingen endlich zu Bett. Der schöne farbige Menschenschlag auf Martinique machte dem armen Didier viel zu schaffen, er verbrachte eine sehr unruhige Nacht. Pietri hatte zwar einen neuen Rivalen erhalten, aber er hoffte ihn bei der Durchführung seines Plans verwenden zu können.

---

9. Die Jugendfreunde.

Am folgenden Tage erschien der Kapitain Renaud in dem Hôtel Dürand. Er hatte seine Geschäfte mit dem Schiffsrheder beendet, und konnte nun an seine eigenen Angelegenheiten und an die Jenny's denken. Man ließ Didier und den Doctor zu einer Conferenz einladen. Beide erschienen um elf Uhr zum Frühstück bei der jungen Wittwe, die heute eine reizende Toilette gemacht und farbige Kleider angelegt hatte. Pietri beglückwünschte Jenny und den Kapitain wegen des Wiederfindens eines Mannes, der beiden von Wichtigkeit sein müsse, und dabei sprach er die Freude aus, daß es ihm vergönnt gewesen sei, den Verlorengeglaubten ihnen zuzuführen. Renaud und Lambert hatten sich zu einer glücklichen Zeit in dem Hause Masson's kennen gelernt; sie begrüßten sich wie alte Bekannte. Man beschloß, bei dem Banquier damit zu beginnen, daß man einen Theil von Jenny's Vermögen ihm entziehen wolle. Didier war Geschäftsmann, und da Alfred Gauthier wahrscheinlich auch sein Jugendfreund sei, so solle er, nämlich Didier, die Einleitung zu den Unterhandlungen treffen. Der Doctor war zwar nicht damit einverstanden, aber er fügte sich der Stimmenmehrheit, da er gegen dies vorsichtige Verfahren Nichts einwende-

konnte. War Jenny's Angelegenheit geordnet, so wollte man nach Paris gehen, den Winter dort zubringen und in dieser Zeit den Prozeß gegen den Advokaten wieder aufnehmen.

Um ein Uhr betrat Didier das Comptoir des Banquier's. Er fragte nach dem Chef des Hauses.

„Herr Gauthier ist in diesem Augenblicke beschäftigt," antwortete ein Commis. „Aber wenn Sie ein wenig verweilen wollen, wird er Sie ohne Zweifel empfangen können."

Der junge Mann nahm auf dem ihm gebotenen Stuhle Platz. Die ruhige Geschäftigkeit und Ordnung in dem großen Comptoir widersprach durchaus den Befürchtungen, die man von dem Bankhause hegte. Didier hatte Gelegenheit zu beobachten, daß man bedeutende Summen holte und brachte. Alles, was er sah, trug zu seiner Beruhigung bei. Die Comptoiristen waren meist bejahrte Leute, die ruhig und sicher die Geschäfte abmachten.

Nach einer Viertelstunde öffnete sich eine Thür, und Gauthier begleitete eine junge Frau durch das Comptoir, welche Didier's volle Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Sie war einfach, elegant gekleidet und von auffallender Schönheit. Ihr bleiches, ziemlich stark schattirtes Gesicht mit den großen, seelenvollen Augen verrieth die Südländerin. Ihr Wuchs war schlank, biegsam, aber üppig. Der weiße Shawl lag wie angegossen auf der schönen Büste. Der weiße Seidenhut mit einfachen Blumen saß auf einer Fülle schwarz glänzenden Hauptshaars, das sich über der matt glänzenden Stirn in leichten Wellen scheitelte.

An der Ausgangsthür schied Gauthier von ihr, indem er sich sehr artig verbeugte und sagte:

„Madame kann auf mich zählen — ich werde die Angelegenheit ordnen."

Dann kam er zu Didier zurück, der in ihm den Jugendfreund auf den ersten Blick erkannt hatte.

„Herr Gauthier, mich führt eine wichtige Geschäftsangelegenheit zu Ihnen!"

„Ich bitte, begleiten Sie mich in mein Kabinet!"

Beide Männer traten in ein kleines, elegantes Gemach, dessen Fenster nach einem großen Garten hinausgingen. Das Büreau des Banquier's war von zierlicher Eleganz, man hätte glauben mögen, es sei für eine Dame bestimmt. Prachtvolle Möbel standen an den mit Seide tapezirten und mit kostbaren Gemälden geschmückten Wänden.

Der Banquier bot dem Gaste einen Sessel. Dann nahm er vor seinem Büreau Platz, und sah den Besuch erwartungsvoll an. Es war nicht zu verkennen, daß der Banquier ein Höflichkeitsverfahren beobachtete, dessen Ausübung ihm zur Gewohnheit geworden war.

Das Bewußtsein, als Bevollmächtigter einer Dame zu erscheinen, die über Millionen gebietet, prägte sich in Didier's Mienen so deutlich aus, daß Gauthier verwundert die leichten Kleider des seltsamen Gastes betrachtete.

„Herr Gauthier wird mir verzeihen," begann Didier, der seine Freude über das Wiedersehen eines Jugendgenossen gewaltsam zurückhielt, „wenn ich eine Frage an ihn richte, ehe ich die Geschäftsunterredung beginne, die mich hierher geführt."

„Fragen Sie, mein Herr!"

„Erinnern Sie sich meiner Gesichtszüge nicht?"

Der Banquier sah ihn einen Augenblick an.

„Nein!" antwortete er dann.

„Vielleicht kommt mein Name Ihrem Gedächtnisse ein wenig zu Hülfe."

„Nennen Sie ihn!" sagte Gauthier ruhig, fast kalt.

„Didier Lambert!"

Der gute junge Mann hatte sich einen großen Effect von dieser Mittheilung versprochen. Ihm hatte der Name genügt, um sofort den Spielgenossen aus der Jugendzeit zu erkennen: er erwartete dasselbe von Alfred Gauthier. Wie bitter sah er sich getäuscht.

„Didier Lambert?" wiederholte der Banquier. „Mir kommen in meiner Geschäftspraxis so viele Namen vor..."

„Daß Sie die Ihrer ersten Jugendfreunde darüber vergessen."

„Ah, Sie sind einer meiner Jugendfreunde!" rief Alfred mit einem geringschätzenden Lächeln.

Didier stand betroffen auf.

„Mein Gott, Alfred, hast Du wirklich kein Gedächtniß, das bis in die Jugendzeit zurückreicht, oder ist es Dir unangenehm, daß man Dich daran erinnert?"

„Wohl ein Dutzend dieser Freunde, und mehr noch, haben mich schon besucht — ich glaubte, ihre Zahl sei nun erschöpft — Sie begreifen wohl, daß ein häufiger Genuß kein Vergnügen mehr gewährt. Jetzt erinnere ich mich Didier Lambert's, der, wenn ich nicht irre, sehr gut bei einem Bijouteriefabrikanten placirt wurde, so daß er eine gute Carrière machen konnte, wenn er die ihm gebotene Gelegenheit benützt hätte. Wie dem auch sei — erlauben Sie mir, daß ich, auch ohne Ihr Ansuchen, Ihnen dasselbe gewähre, was ich Ihren Vorgängern gewährt habe. Hier sind hundert Francs..."

Der Banquier legte die Hand an den Schlüssel seines Büreau's.

„Das hatte ich nicht erwartet!" murmelte der bestürzte Didier.

„Es ist Grundsatz, nicht mehr zu gewähren," fuhr Gauthier fort, indem er ein Bankbillet hervorholte. „Als früherer Geschäftsmann müssen Sie wissen, daß ein Banquier ohne Grundsätze nicht bestehen kann. Nehmen Sie!"

„Behalten Sie Ihr Almosen, mein Herr, ich bedarf dessen nicht! Und was Ihre Grundsätze anbetrifft, so werde ich mir erlauben, Sie später daran zu erinnern. Jetzt bitte ich Sie, den Jugendfreund ganz zu vergessen, und mich einfach als den Bevollmächtigten Lady Sutherland's zu betrachten, die ihre Finanzangelegenheit durch mich geordnet zu sehen wünscht."

Alfred zuckte leicht zusammen. Das Bankbillet warf er auf das grüne Tuch seines Büreau's.

„Was wünscht Lady Sutherland?"

„Sie fordert zunächst heute noch eine genaue Zinsberechnung ihrer Kapitale und die Auszahlung der Zinsen. Dann fordert sie — denn sie hat das Recht zu fordern — daß Sie ihr heute noch einen Wechsel von einer Million Francs auf ein gutes pariser Haus geben, da sie sobald als möglich nach der Hauptstadt zu reisen gedenkt. Es läßt sich erwarten, daß Ihre Grundsätze gegen diese Forderung Nichts einzuwenden haben, da Lady Sutherland mehr als das zehnfache Ihrem Hause anvertraut hat."

Der Banquier sah einige Augenblicke vor sich hin. Dann fragte er: „Wodurch kann sich der Bevollmächtigte der Lady legitimiren?"

„Durch eine Quittung der Auftraggeberin über den geforderten Wech-

sel. Sie kennen ohne Zweifel ihre Handschrift und ihr Siegel — hier ist die Quittung."

Didier überreichte dem Banquier ein Papier. Dieser prüfte es, dann gab er es zurück.

Der Banquier bemühete sich, den furchtbaren Haß zu verbergen, der gegen den Bevollmächtigten Jenny's in ihm erwacht war. Er konnte nicht daran zweifeln, daß Didier seine Drohungen und Vorschläge kannte, und daß aus dem verachteten Jugendfreunde ein sehr zu fürchtender Feind entstanden war. Der Mann, dem er hundert Franken schenken wollte, forderte jetzt mehr als eine Million von ihm. Das war ein Umschwung der Dinge, den er nicht erwartet hatte. Einem Charakter, wie ihn der Banquier besaß, liegt stets eine gewisse Geistesbeschränktheit zum Grunde, denn Anmaßung, Stolz, Gemüthlosigkeit und Frechheit entspringen einem ungebildeten Geiste. Alfred war Verschwender, wenn er wußte, daß von seiner Freigebigkeit und Großmuth gesprochen wurde; aber er war ein gemeiner Geizhals, wenn er im Stillen Gutes thun sollte. Man findet dies häufig bei Leuten, die in den Besitz eines großen Vermögens gekommen sind, ohne daß sie recht wissen, wie. Alfred Gauthier hatte seine Jugend in sehr bescheidenen Verhältnissen verlebt, und er hatte sich über den Reichthum gewundert, den der Vater ihm hinterlassen. Seit er Chef des Bankhauses war, trug er keine andere Sorge, als das ererbte Vermögen so rasch als möglich zu verdoppeln. Wie er in der Wahl der Mittel verfuhr, hat sein Benehmen gegen Jenny bewiesen. Es hatte wohl die Liebe zu der schönen Wittwe auch ihren Theil daran; die Habsucht aber war der Haupthebel. Der Banquier hatte keine Lust, so enorme Summen herauszugeben, wie sie Sutherland seinem Vater anvertraut.

Was sollte er nun, diesen Anforderungen gegenüber beginnen? Es war ihm unmöglich, im Augenblicke einen Entschluß zu fassen. Er sann darauf, Zeit zu gewinnen.

„Mein Herr, wann will Lady Sutherland reisen?" fragte er nach einer Pause.

„Sobald sie die Mittel dazu besitzt — lieber morgen, als übermorgen."

„Ich bin auf ein so umfassendes Arrangement nicht vorbereitet; Herr Didier Lambert wird die Güte haben, Lady Sutherland zu benachrichtigen, daß diesen Abend sieben Uhr Wechsel und Abrechnung bereit liegen."

„Gut, so werde ich mich um sieben Uhr wieder einfinden!" sagte Didier kalt, indem er sich erhob.

„Mir scheint, es ist kürzer und sicherer, wenn sich die Lady selbst zu ihrem Banquier begiebt, um ein so wichtiges Geschäft zu ordnen," antwortete Gauthier, seinen Platz verlassend. „Es giebt dabei Gelegenheit zu Erörterungen, die nicht leicht mit einer dritten Person anzustellen sind."

Didier war einmal gereizt über den Empfang, der ihm von dem Jugendfreunde zu theil geworden, der Groll verscheuchte seine, ihm angeborene Gutmüthigkeit. Daß man die Jugenderinnerungen, die theuersten im Menschenleben, so schmählich verhöhnen konnte, hatte er nicht für möglich gehalten. Daß in ihm der Gedanke aufstieg, sich an dem gefühllosen Alfred zu rächen, ist wohl natürlich, zumal da ihm seine Stellung die Mittel dazu bot.

„Herr Gauthier," antwortete er stolz, „eben die Erörterungen, die Sie mit ihr anzustellen hoffen, will Lady Sutherland vermeiden. Die reizende junge Dame," fügte er betonend hinzu, „hat vor mir keine Geheimnisse; giebt es etwas zu erörtern, so finden Sie in mir den Mann,

der über Alles Auskunft zu geben vermag. Sie erlauben daher, daß der Bevollmächtigte sich diesen Abend einstellt."

Ohne weiter eine Antwort zu erwarten, entfernte sich Didier.

Der Banquier machte keine Miene, ihn zurückzuhalten; er blieb neben seinem Büreau stehen.

„Aus seinen Worten zu schließen," murmelte er, „steht dieser Krämer mit der schönen Wittwe in einem sehr vertraulichen, vielleicht selbst in einem zärtlichen Verhältnisse. Es unterliegt keinem Zweifel — sie hat den Geliebten geschickt, um mich zu demüthigen. Diese Niederlage wäre doch zu groß! Er kennt die Drohungen, die ich so unklug war, auf Kosten meines Credits auszusprechen. Wie räche ich mich? Wie räche ich mich?" flüsterte der Banquier, indem er die wuthzitternde Hand an die Stirn legte.

In diesem Augenblicke trat ein Commis ein.

„Was giebts?" fuhr ihn der Chef an.

„Ein Fremder wünscht Herrn Gauthier zu sprechen."

„Nannte er seinen Namen?"

„Nein!"

„So fragen Sie ihn!"

Der Commis entfernte sich.

„Für heute bin ich zu jedem andern Geschäfte untauglich!" murmelte der Banquier.

Dann ging er im Zimmer rasch auf und ab, bis der Commis wieder eintrat.

„Nun?"

„Der Fremde bittet um die Erlaubniß, Ihnen selbst seinen Namen nennen zu dürfen."

„Vielleicht noch ein Jugendfreund! Wie sieht er aus?"

„Er ist elegant und reich gekleidet. Der Wagen, der vor der Thür hält, scheint ihn gebracht zu haben."

Alfred sann einen Augenblick nach; dann gab er Befehl, den Fremden einzuführen. Eine Minute später öffnete sich die Thür, und Pietri trat ein. Der Doctor trug dieselben Kleider, die er im Theater getragen hatte, als er Jenny dem Banquier entführte. Der junge Mann erkannte sofort den verhaßten Fremden aus der Loge. Es war Nichts natürlicher, als daß er einen neuen Angriff fürchtete.

„Wer giebt mir die Ehre?" fragte er kalt, und indem er sich stellte, als ob er seinen Mann nicht kennte.

„Der Doctor Pietri aus Paris."

„Als ich durch meinen Commis mir den Namen erbitten ließ, nahmen Sie Anstand ..."

„Ihn zu nennen," fuhr der Doctor mit der Geschmeidigkeit fort, die er bei denen anzuwenden pflegte, denen er Vertrauen einflößen wollte. „Ganz recht, mein Herr, denn ich setzte voraus, daß er mir Ihre Thür verschließen würde."

„Diese Annahme ist mir unerklärlich, denn ich habe nie das Vergnügen gehabt, den Herrn Doctor Pietri nennen zu hören."

„Dann verzeihen Sie meinen Irrthum. Aber gesehen haben wir uns?" fragte Pietri mit einem devoten Lächeln.

„Wo?"

Der Doctor nahm eine betrübte Miene an.

„Erlauben Sie mir, mein Herr, daß ich ohne Weiteres die beiden

Zwecke meines Besuchs ankündige. Zuerst verzeihen Sie mir die Intervention in einer zarten Angelegenheit, deren Zeuge ich war, ohne es zu wollen. Die Galanterie ist eine meiner Hauptschwächen. Die junge Dame, die ich eben so wenig kannte als Sie, rief meinen Schutz an. Ich gewährte ihn, und — offen gestanden — nicht ohne die eigennützige Absicht einer nähern Bekanntschaft. Aber mein Interesse für die schöne Frau mußte schwinden, als ich erfuhr, daß sie in der Person eines Aventürier's einen Liebhaber hat. Ich begriff, daß meine Galanterie am unrechten Orte gewesen, und bedauerte diesen Mißgriff um so mehr, als ich im Café-royal erfuhr, daß Herr Gauthier sich über die Einmischung eines Fremden zu beklagen habe. Der erste Zweck meines Besuchs ist also — Sie um Verzeihung zu bitten."

Alfred erkünstelte die übermüthige Miene eines reichen Bonvivant.

„Mein Herr," rief er geringschätzend, „ich bedauere, daß Sie sich einer Sache wegen bemüht haben, die zu den kleinen Unannehmlichkeiten des galanten Lebens gehört. Der Scene im Theater habe ich längst nicht mehr gedacht; die Sprödigkeit einer Frau, und namentlich einer Wittwe, ist zu lächerlich, als daß sich ein Mann von Welt darüber ärgern könnte. Wenn der zweite Zweck Ihres Besuchs nicht wichtiger ist, so haben Sie sich einer Mühe unterzogen, für die ich Ihnen nicht danken kann."

Pietri sah mit einem schmerzlichen Lächeln zu Boden.

„Der Roué spielt seine Rolle gut, dachte er. Aber nur Geduld, ich werde ihn schon dahin bringen, daß er die Maske ablegt."

„Meine Zeit ist gemessen, Herr Doctor; ich bitte, sprechen Sie sich aus."

„Ich habe Sie um eine kleine Gefälligkeit zu bitten, die ich fast fürchte, auszusprechen."

Der Banquier zog seine goldene Uhr.

„Fünf Minuten kann ich Ihnen noch widmen, und da Sie einmal hier sind — —"

„So darf ich sprechen? Gut, ich nehme die Erlaubniß dankbar an. Vor kaum einer Stunde verließ eine junge Frau Ihr Haus, die meine ganze Aufmerksamkeit fesselte."

„Hat sie Ihnen gefallen?" rief lachend der Banquier.

„Sie war von pikanter Schönheit!" flüsterte der Doctor wie verlegen.

„Ah, man sieht, daß die Galanterie wirklich Ihre Schwäche ist. Setzen Sie ein Liebesabenteuer voraus? Wollen Sie wieder interveniren?"

„Vielleicht zu Ihren Gunsten."

„Wie?"

„Ich suche meine Versehen nach Kräften gut zu machen. Die Dame, von der ich spreche, ist mir bekannt. Ihr abenteuerliches Leben macht sie zur Heldin eines vortrefflichen Romans. Ich verfolgte sie, als sie Ihr Haus verließ, das ich in der zuerst angedeuteten Absicht betreten wollte; aber ich verlor sie in dem Hafengetümmel aus den Blicken. Nun erlaube ich mir die Anfrage, ob diese Frau mit Ihnen in Geschäftsverbindung steht, und ob ich hier ihre Adresse erfahren kann?"

„Mein Comptoir ist kein Polizeibüreau."

„Ganz recht, Herr Gauthier; aber die besondere Schönheit der Dame hätte Sie doch veranlassen können, sie unter Ihren Clienten auszuzeichnen."

„Nein!"

„Wird sie vielleicht noch einmal in Geschäftsangelegenheiten Ihr Comptoir betreten?"

„Vielleicht!" rief Alfred, indem er ungeduldig noch einmal seine Uhr zog.

„Dann können Sie der schönen Dame einen so wichtigen Dienst leisten, daß ihre Zärtlichkeit das geringste Zeichen ihrer Dankbarkeit sein wird."

„Und wie kann das geschehen?"

„Wenn Sie ihr eine Mittheilung machen."

„Gut, so setzen Sie mich in den Stand dazu. Was soll ich ihr mittheilen?"

„Die arme Frau sucht ihr Kind, das ein tückisches Geschick ihr entrissen hat. Verzweiflungsvoll irrt sie von Meer zu Meer, von Land zu Land, von Stadt zu Stadt. Sie war vor einigen Jahren schon einmal in Marseille, wo ich sie kennen lernte — dann sah ich sie in Paris wieder. Sie machte mich zum Vertrauten ihres Kummers, und da die Galanterie eine meiner angeborenen Schwächen ist, so forschte ich nach dem Kinde."

„Die Sache ist nicht übel!" meinte Alfred, dessen Interesse rege ward. „Wer brachte Sie auf die Spur?"

„Sie, Herr Gauthier."

„Ich? Mein bester Doctor, Sie treiben einen Scherz, und ich bin heute für Scherze nicht empfänglich. Wollen Sie mich vielleicht auch noch zum Vater des Kindes machen?"

„Nein," antwortete Pietri gutmüthig. „Aber es steht einmal fest, daß ich mit Ihnen auch die Dame kennen lernte, die sich zur Pflegemutter des Kindes aufgeworfen hat. Hätten Sie nicht die Veranlassung gegeben, ich würde vielleicht nie das Glück gehabt haben — —"

„Nun, so erklären Sie sich endlich. Wer ist die Pflegemutter des Kindes?"

„Lady Sutherland."

Der Banquier wich betroffen zurück. Pietri sah ihn starr an, um ihm zu erkennen zu geben, daß er seine Ueberraschung bemerkte.

„Ist das nicht ein seltsames Zusammentreffen?" fragte er süß lächelnd.

„Wahrhaftig!" murmelte Alfred.

„Und wie glücklich wird die arme Mutter sein, wenn sie diese Nachricht erfährt! Welche Dankbarkeit wird sie dem Manne gegenüber empfinden, der ihren rastlosen und qualvollen Wanderungen ein Ziel setzt."

„Wie nennt sich die Mutter des Kindes?"

„Zoë, Herr Gauthier, sie ist eine Mulattin von den Antillen. Auch der guten Lady Sutherland wird es angenehm sein, daß die Mutter ihr Kind wiedererhält — —"

„Warum? Warum?" fragte der Banquier.

„Weil dadurch der Argwohn ihres Geliebten entkräftet wird, der braune Knabe sei ihr eigenes Kind. Lady Jenny ist zwar mit Sir Sutherland verheirathet gewesen — aber man sagt, der Verstorbene habe einen sehr weißen Teint gehabt. Die fünf Minuten, mein Herr, die Sie mir bewilligt haben, sind abgelaufen — ich ziehe mich zurück mit der Ueberzeugung, daß ich Ihnen einen Wink gegeben habe, dessen Befolgung Ihnen nützlich werden kann."

Der Doctor verbeugte sich sehr höflich, und wollte sich entfernen.

„Warten Sie!" rief der Banquier, der den schlauen Doctor für einen gutmüthigen Dummkopf hielt.

Pietri wandte sich bescheiden noch einmal zurück.

„Ich stehe zu Ihrem Befehle, mein Herr!" flüsterte er demüthig lächelnd. „Worin kann ich dienen?"

„Das Geheimniß hat für mich einigen Werth. Ich kaufe es Ihnen ab!"

„Was soll das heißen?"

„Sie überlassen es mir, der Mutter Kenntniß von dem Aufenthalte ihres Sohnes zu geben, damit sie mir allein verpflichtet werde. Wenn Sie ihr zufällig begegnen, so machen Sie ihr keine Eröffnungen — verstanden?"

„O, das wäre mir ganz recht! Außer mir kennt kein Mensch das Geheimniß. Da ich in einigen Tagen Marseille verlasse, ist es mir lieb, wenn ich die Besorgung dieser Angelegenheit in guten Händen weiß."

„Fordern Sie einen Preis, Herr Doctor!"

„Mein Herr, Sie müssen wissen, wieviel Ihnen meine Entdeckung werth ist. Ich bin eigentlich nicht in der Absicht gekommen, ein Geschäft mit Ihnen zu machen; aber ich besitze kein Vermögen, halte gern auf äußere Eleganz — — —"

„Genug! Hören Sie mich an: dafür, daß ich allein in dem Besitze des Geheimnisses bleibe, biete ich Ihnen eintausend Francs."

„Zugestanden!"

„Wenn Sie sich aber getäuscht hätten, wenn es nicht das rechte Kind wäre?"

„Fürchten Sie nichts, mein Herr, ich bin meiner Sache gewiß. Lady Sutherland hatte die Gefälligkeit, mir den Namen und die Heimath der Mulattin, die sie erwartete, zu nennen. Sie begreifen, daß ich, der ich von dem Gerüchte gehört hatte, bescheiden schwieg. Es war nicht schwer, die Absicht zu errathen, die sie bei dieser Mittheilung leitete. Didier Lambert — so nennt sich nämlich ihr Geliebter — gäbe viel darum, wenn ich ihm die Mutter zuführte, und Lady Sutherland, die sehr reich ist, würde noch mehr geben, wenn der abscheulichen Medisance Einhalt gethan würde. Sie ist bis zum Tollwerden in den jungen Mann verliebt, und dieser droht, sich zu erschießen, wenn er noch länger den quälenden Gedanken ertragen müsse, ein farbiges Kind — — Nun, lassen wir das! Die Eifersuchtsscenen der beiden Verliebten wurden mir zum Ueberdruß, und ich verließ das Hôtel Dürand, um nie wieder dahin zurückzukehren. Jener Othello hätte mich zuletzt noch ermordet, denn er betrachtet Alles mit argwöhnischen Blicken, was sich der Wittwe naht. Wie gesagt, mein Herr, ich habe einer Undankbaren einen Dienst geleistet."

„Vortrefflich! Vortrefflich!" rief Gauthier lachend. „Die Amerikanerin scheint wenig Glück in der Liebe zu haben. Herr Doctor, wann wollen Sie reisen?"

„In einigen Tagen."

„Reisen Sie morgenfrüh."

„Warum?"

„Ich zahle Ihnen für diese Gefälligkeit noch einmal tausend Francs!"

„Sie sind ein großmüthiger junger Mann. O wie bedaure ich, daß ich Ihnen nicht noch nützlicher sein kann."

„Nehmen Sie!"

Gauthier holte zwei Banknoten aus seinem Büreau, und gab sie dem Doctor.

„Wohin reisen Sie?"

„Nach Toulon."

„Melden Sie mir in einigen Tagen, daß Sie in Toulon angekommen sind, so schicke ich Ihnen als Antwort noch eine dritte Banknote zu tausend Francs."

„Topp, Herr Gauthier — morgenfrüh reise ich, und in acht Tagen erhalten Sie den Beweis, daß ich Marseille verlassen habe.“

Der Doctor entfernte sich, und bestieg draußen seinen Fiaker. Alfred Gauthier traf die Vorkehrungen, um den Bevollmächtigten Lady Sutherlands zu empfangen. Dann ging er zu Tische, und theilte seiner Mutter die Vorgänge des Tages mit. Die würdige Dame schüttelte nachdenklich den Kopf.

„Die stolze Amerikanerin hat eine Züchtigung verdient,“ meinte sie. „Also eine geheime Liebe war der Grund, daß sie Deine Anträge ablehnte?“

„Die Liebe zu einem Abenteurer.“

„Das Vermögen kannst Du ihr nicht entziehen, ohne dem Rufe unsers Hauses zu schaden.“

„Wohl aber den Mann, den die excentrische Amerikanerin bis zum Tollwerden liebt.“

„Wie willst Du das anfangen?“

„Ich liefere dem feurigen Liebhaber Beweise, daß der farbige Knabe ihr Kind ist. Ich kenne Didier Lambert, er ist ein so moralischer Mensch, er hat so engherzige Begriffe, daß er eine Frau, die ihrem Manne untreu gewesen ist, verlassen wird, selbst wenn sie noch einmal so viel Vermögen besäße, als die Wittwe Sutherland. Die Blamage, die sie mir im Theater bereitet, werde ich ihr nie vergessen!“

---

10. Erklärungen.

Um die bestimmte Zeit trat Didier Lambert in das Comptoir des Banquier's. Ein Diener führte ihn sogleich in das Kabinet des Chefs, da die Comptoiristen bereits ihre Arbeit geschlossen hatten. Fünf Minuten hatte Didier gewartet, als Alfred eintrat. Beide grüßten sich artig, aber kalt.

„Zunächst,“ begann der Banquier, „ist hier der verlangte Wechsel auf Paris. Das Haus Picard wird ihn zahlen, sobald er präsentirt wird.“

„Und hier,“ antwortete Didier, „ist die Quittung Lady Sutherland's; sie bescheinigt den Empfang von einer Million. Damit keine Zweifel obwalten, hat die Dame ihre Unterschrift gerichtlich recognoscirt.“

„Die Vorsicht war unnütz!“

„Ich habe darauf gedrungen, da ich Herrn Gauthier unbekannt bin. Hier ist ebenfalls ein gerichtlich beglaubigtes Instrument, das mich bevollmächtigt, eine Berechnung mit Ihnen aufzustellen.“

„Hier ist die Berechnung — prüfen Sie!“

Didier trat zu einem Tische, und sah die Zahlenaufstellungen durch. Diese Beschäftigung dauerte eine Viertelstunde, während der Gauthier einige Pakete Banknoten ordnete. Der Bevollmächtigte erkannte die Aufstellung als richtig an.

„Lady Sutherland erhält demnach bis zu dem heutigen Tage noch fünfundsechzigtausend Francs?“

„Hier sind sie!“

Alfred deutete auf die Banknoten. Didier zählte die Tausendfrancs-Billets nach, und verbarg sie in seinem Portefeuille. Dann grüßte er artig, um das Kabinet zu verlassen.

„Didier!“ rief Alfred in einem vö[...]ten Tone.

Der junge Mann wandte sich zurück, und sah den Banquier verwundert an.

„Ich kann mich so nicht von Dir trennen," fuhr Alfred fort; „gieb mir die Hand, und vergiß den Empfang von diesem Morgen. Als Du Dich entfernt hattest, erwachte die Reue in mir — sei nicht böse, der Chef eines so verzweigten Bankhauses ist mehr eine Geschäftsmaschine, als Mensch."

„Deine Ansichten haben sich wohl geändert, seit Du erfahren, daß ich in glücklichen Verhältnissen lebe?" fragte Didier mit Bitterkeit.

„Nein!"

„Was würdest Du gethan haben, wenn ich um Deine Unterstützung gebeten hätte? Du hättest mir ein Almosen gegeben, und dem Bettler für die Zukunft Deine Thür verschlossen. Wahrlich, meine Jugenderinnerungen sind mir zu theuer, als daß ich sie um hundert Francs verkaufen sollte. Ich kann Dir verzeihen, aber eine Annäherung erwarte nicht von mir."

In tiefer Rührung reichte er dem Banquier die Hand.

„Und dennoch erwarte ich sie, Didier!" sagte Alfred.

„Als Geschäftsmann!"

„Nein, auch als Freund. Ich habe mit Dir Dinge zu besprechen, die dem Geschäftskreise fern liegen. Willst Du sie aus Eigensinn nicht hören, nun, so habe ich mir wenigstens später keinen Vorwurf zu machen. Die vertrauliche Unterredung, die ich Dir vorschlage, soll ein Beweis sein, daß ich mein Unrecht gegen Dich wieder ausgleichen will."

Nach dem, was Didier erfahren und von Jenny gehört, hatte er keine gute Ansicht von dem Charakter des Jugendfreundes; er hielt selbst die Reue für eine falsche — um aber zu sehen, was er bezweckte, und um Maßregeln zur Abwehr treffen zu können, stellte er sich, als ob er unwillkührlich seinem weichen Gefühle folgte.

„Gut, Alfred, ich werde hören und nach der Unterredung ermessen, ob Du mich vorsätzlich oder ohne es zu wollen gekränkt hast. Was hast Du mir zu sagen?"

Der Banquier ergriff den Freund bei der Hand, und zog ihn auf den Sopha.

„Ich wage es nicht, Dich zu bitten, diesen Abend mein Gast zu sein, denn man hat mir gesagt, daß Dir eine schöne Frau Fesseln angelegt — die Verliebten sind ihre Abendstunden nicht der Freundschaft, sondern der Liebe schuldig."

„Du gehst auf Umwegen zum Ziele, Alfred. Sage es ohne Umschweife, daß Du eifersüchtig auf mich bist."

Alfred's rothes Gesicht ward noch ein wenig röther.

„Nein," sagte er, seine Verlegenheit bekämpfend, „ich bin nicht eifersüchtig, obgleich die junge Wittwe Sutherland eine Zeitlang der Gegenstand meiner zärtlichen Aufmerksamkeiten war. Wie bei Deinem ersten Empfange, so habe ich mich auch bei der schönen Frau einmal zu unüberlegten Schritten hinreißen lassen — ich setze nämlich voraus, daß man Dir die Scene im Theater erzählt hat."

„Jenny hat mir Nichts verschwiegen."

„Was meine Person anbetrifft — o, ich glaube es! Vielleicht hat sie in ihrer Entrüstung auch ein wenig mehr gesagt, als gut ist."

„Ich sehe, Alfred, Du kennst Jenny nicht!" sagte Didier bedauernd.

Wenn sie Dir feindlich gesinnt wäre, so hätte sie Dir statt meiner einen Rechtsanwalt geschickt. Ich brauche Dir wohl nicht zu sagen, daß Du ihr einen triftigen Grund dazu gegeben hast."

„Es handelt sich jetzt nicht mehr um meine Person, sondern um Dich, mein Freund. Ich bin der Banquier der Wittwe, und als solcher erfülle ich, wie Du weißt, meine Pflicht; jetzt spricht der Freund zu dem Freunde. Du sagtest, Lady Sutherland habe Dir Nichts verschwiegen?"

„Ja!"

„Hat sie Dir auch den Knaben vorgestellt?"

„Ich weiß, daß sie den armen, hülflosen Knaben adoptirt hat. Diese Handlung beweis't, daß sie ein vortreffliches Herz besitzt. Und mit welcher Zärtlichkeit hängt sie an dem hübschen Kinde!"

„Diese Zärtlichkeit, mein Freund, macht die Adoption verdächtig, zumal wenn man bedenkt, daß der verstorbene Sutherland ein seltsamer Ehemann war, daß es auf den Antillen schön gebauete Neger und Mulatten giebt, und daß das Kind farbig ist."

„Alfred! Alfred!" rief Didier, dessen Augen glüheten.

„Ruhig, Freund, ruhig, wir müssen nicht mit Leidenschaft erörtern. Die Sache ist für Dich so wichtig, daß wir keinen Punkt außer Acht lassen dürfen. Jenny hat einmal zu meiner Mutter gesagt, der Vater des Kindes sei Denambuk Saint-Ange, der eine hübsche Mulattin zur Geliebten gehabt habe. Und dabei erzählte sie einen hübschen Roman, in dem der Kapitain Renaud — ich weiß nicht, ob Du ihn kennst — die Rolle eines edeln Menschenfreundes spielt. Wie dem nun auch sei; aber ich bin der Ansicht, daß man das Kind einer Mulattin nicht adoptirt, wenn man es nur aus Langweile zu sich genommen hat. Hätte sie ihm ein kleines Kapital ausgesetzt, so würde man ihre Mildthätigkeit bewundert haben; aber ein enormes Vermögen — das Vermögen ihres verstorbenen Mannes, den sie nicht aus Liebe geheirathet hat — Freund, die Frauen sind mitunter excentrisch, aber in dieser Excentricität liegt etwas, das ich nicht bezeichnen mag. Hätte ich das, was ich weiß, einen Tag früher erfahren, die Scene im Theater wäre sicher nicht vorgefallen."

Didier blieb noch ruhig.

„Und was hast Du erfahren?" fragte er.

„Daß ein gewisser Doctor Pietri den intimen Hausfreund in dem Hôtel Dürand macht. Und nun bist Du dazu ausersehen, seine Stelle zu ersetzen."

Lambert erbleichte; mit bebender Stimme fragte er:

„Nun glaubst Du, mich überzeugt zu haben, daß Jenny meiner Liebe unwürdig ist?"

„Wahrhaftig, wenn diese Gründe nicht überzeugen!" rief Alfred lachend. „Marseille spricht schon zu viel von Madame Blaubart — jetzt geht sie nach Paris, wo man zu Hause nach Gefallen leben, und dennoch in den Salons glänzen kann. Später wird London und Neu-York unsere Heldin sehen. Ich wünsche Dir viel, recht viel Glück, mein armer Freund! Vielleicht sehe ich Dich bald in meinem Comptoir, um einen Wechsel Lady Sutherland's zu realisiren!"

„Hast Du mir Alles gesagt?"

„Ja. Und was kannst Du darauf antworten?"

„Daß Du eine erbärmliche, niedre Rache übst!" rief Didier mit starker Stimme, indem er rasch aufstand. „Nicht der Jugendfreund spricht

aus Dir; sondern der verschmähete, zurückgesetzte Liebhaber oder der giftige Banquier, dem ein großes Vermögen entzogen wird."

„Didier!"

„Jetzt begreife ich Deine plötzliche Umwandlung, und ich müßte blind sein, wollte ich nicht sehen, daß Du mich zum Werkzeuge Deiner Rache benutzen willst. Aber jetzt sage ich Dir: Jenny ist meine erste Jugendliebe, ich kenne sie besser, als jeder Andere; Jenny besitzt einen edeln, vortrefflichen Charakter, sie hat das Glück ihres Lebens geopfert, um den Vater zu retten. Daß ich sie in Marseille wiederfinde, ist das Werk des Zufalls, oder richtiger gesagt, das Werk der Vorsehung; denn ich kann mich als ihren Schützer aufwerfen und jeden züchtigen, der es wagt, den Ruf dieser edeln Frau zu verunglimpfen. Armer Mann, Du sprächest heute ganz anders, wenn Jenny Deine Bewerbungen angenommen hätte. Das Vermögen kannst Du ihr nicht entreißen, wenn Du nicht falliren willst — jetzt strebst Du danach, ihr die Ehre und den Mann zu rauben, den sie liebt!"

Der Banquier sprang auf.

„Didier, Du greifst meine Ehre als Geschäftsmann an!"

„Hast Du nicht mit dem Banquerotte gedroht?"

„Lüge! Deine Wittwe lügt!"

„Elender!" murmelte Didier, den der Zorn übermannte.

Der Banquier legte ihm höhnend die Hand auf die Achsel, indem er mit zitternder Stimme sagte:

„Willst Du mich nicht züchtigen, wie Du gedroht hast?"

„Wie ich gedroht habe, und wie Du es verdienst! Ich erkläre Dich für einen Schurken, wenn Du die Beleidigungen nicht zurücknimmst, die Du so eben ausgesprochen hast."

„Im Gegentheil, ich werde sie beweisen! Mein Herr, wählen Sie die Waffen!" sagte der Banquier mit kalter Ruhe. „Unsern Streit kann nur ein Kampf auf Leben und Tod schlichten."

„Und wenn ich falle — liegt darin ein Beweis Ihrer Behauptungen?" fragte Didier, der das Schwierige seiner Lage einzusehen begann.

„Feigling!" murmelte Alfred. „Sie sind zu verächtlich, als daß ich Sie der Ehre eines Duells würdigen sollte."

Er öffnete die Thür, die zu dem Comptoir führte, und deutete mit der Hand an, daß sich der Besuch entfernen möge. Leichenblaß starrte Didier den Banquier, der ruhig harrend neben der Thür stand, einige Augenblicke an. Der arme Mensch war keines Wortes fähig. Mit einem Lächeln, das dem Gaste Mark und Bein durchdrang, sagte der Wirth:

„Ich werde Ihnen meine Bedienten schicken!"

Dann wollte er sich entfernen.

„Bleiben Sie!" sagte Didier mit fester Stimme. „Sie haben Recht: unsern Streit kann nur ein Duell auf Leben und Tod schlichten. Sie verdienen nicht, daß ich Nachsicht mit Ihnen habe."

„Nachsicht? Wollen Sie mich glauben machen, daß Sie ein Held sind, und mich dadurch einschüchtern? Das ist der gewöhnliche Kunstgriff der Abenteurer!"

„Mein Herr, ich wähle das Pistol zu meiner Waffe!" rief Didier mit einer Energie und Entschlossenheit, daß sein ganzes Wesen wie plötzlich umgewandelt erschien.

Der Banquier verbeugte sich mit kalter Eleganz.

„Verlieren Sie keine Zeit, um Ihre Abreise nach Paris nicht zu verschieben!“ fügte er hinzu.

„Morgenfrüh acht Uhr werde ich auf dem Platze sein, den Sie bestimmen mögen.“

Alfred dachte einen Augenblick nach.

„Wählen Sie die Straße nach Avignon; bei dem ersten Weinberge, der sich Ihnen rechts zeigt, werden Sie um sieben Uhr meinen Secundanten treffen, um Sie zu führen. Vergessen auch Sie nicht, einen Zeugen mitzubringen.“

Didier verließ, nachdem er kalt gegrüßt hatte, das Kabinet. Der Banquier begleitete ihn bis zur äußern Thür des Comptoirs. Draußen bestieg er einen Fiaker, und fuhr nach dem Hôtel Dürand, wo er der jungen Frau Wechsel und Papiere einhändigte. Er hatte Mühe, der Geliebten seine innere Aufregung zu verbergen. Es ward beschlossen, daß man unverzüglich die Vorbereitungen zur Uebersiedelung nach Paris treffen wolle. Nach dem Souper schied Didier; er kam um zehn Uhr in seiner Wohnung an, der Doctor saß schon im Schlafrocke beim Thee.

„Ah, endlich sehe ich den Herrn Bevollmächtigten!“ rief er heiter. „Ich habe Sie mit Ungeduld erwartet — ist das Geschäft zu Ihrer Zufriedenheit ausgefallen?“

„Der Banquier hat gezahlt und den verlangten Wechsel ausgestellt.“

„Vortrefflich! Ich wünsche Ihnen Glück, mein junger Freund. Aber wie kommt es, daß Sie so mißgestimmt sind? Man sollte meinen, es betrübe Sie, daß Sie der Geliebten eine Million überbracht haben.“

Lambert erzählte kurz, was vorgefallen, und bat den Doctor, Zeuge bei dem Duelle zu sein.

Pietri hatte mit Erstaunen zugehört.

„Das ist eine difficile Sache!“ murmelte er. „Also der Banquier hat Sie gefordert?“

„Ja! Jenny's Ehre erheischt, daß ich die Forderung annehme. Alle Gerüchte, die Ihnen zu Ohren gekommen, sind von Alfred Gauthier ausgegangen.“

Der Doctor hatte lange Zeit vor sich hingesehen. Dann rief er plötzlich aus:

„Sie haben Recht, Didier! Die Ehre Ihrer künftigen Gattin muß Ihnen heilig sein. Weiß Jenny um das Duell?“

„Nein; sie darf auch nur dann erst etwas erfahren, wenn es vorüber ist.“

„Gut, ich bin Ihr Zeuge! Geben Sie dem übermüthigen, gehässigen Banquier eine tüchtige Lection, damit er künftig schweige. Solchen Leuten ist der Mund nur mit Pulver zu stopfen. Apropos, sind Sie ein guter Schütze?“

„Ich glaube; in Amerika hatte ich häufig Gelegenheit, mich in der Fertigkeit, mit Pistolen zu schießen, auszubilden. In dem Büreau der Eisenbahn, wo ich arbeitete, galt ich für den gewandtesten Schützen.“

„Dann mag die schöne Jenny ruhig schlafen! Morgen Mittag führe ich ihr den siegreichen Geliebten zu, damit er den Lorbeer der Liebe empfange.“

„Was geschieht, wenn mein Gegner bleibt?“ fragte Didier düster.

„Diese Frage werde ich Ihnen beantworten, wenn wir den Ausgang des Duell's kennen. Schießen Sie gut, und es wird Alles gut werden.“

Man untersuchte nun die Pistolen des Doctors, ein Paar vortreffliche englische Waffen. Pietri sah die Munition nach, die sich in einer eleganten

Tasche befand. Nachdem die Vorbereitungen getroffen, gingen die beiden Männer zu Bett. Didier schlief wenig; er war zwar seiner Kunst im Schießen gewiß; aber die Besorgniß um sein Leben, das ihm eine glückliche Zukunft versprach, vermochte er nicht zu verbannen. In der Morgendämmerung verließ er sein Lager, und weckte den Doctor, der noch in einem festen Schlafe lag.

„Gut, daß Sie mich wecken!“ sagte er gähnend. „Ich hätte die Zeit verschlafen.“

Um sieben Uhr befanden sie sich am verabredeten Orte. Der Zeuge des Banquier's wartete hier in einem Fiaker. Die beiden Männer stiegen ein, und der Wagen fuhr rasch den Weinbergen zu. Eine Viertelstunde später folgte Alfred in einer eleganten Equipage.

11.

In kurzer Entfernung von dem Hause des Kapitains Renaud hielten die Wagen an. Die Duellanten betraten fast zugleich den Kampfplatz, der, zur Ueberraschung des Doctors, derselbe Ort war, wo er den Angriff auf das Leben des Knaben versucht hatte. Links befand sich die Mauer, rechts dehnte sich das Plateau des Hügelrückens aus. Die hohen Rebengelände bildeten den Vorhang, der die Mordscene verhüllen sollte.

Außer dem Zeugen, der Didier Lambert und Pietri geführt hatte, brachte Alfred Gauthier noch einen zweiten mit. Beide waren junge Männer, die zu den Besuchern des Café-royal und den Beobachtern der schönen Wittwe gehörten. Der Banquier war erstaunt, den Doctor auf dem Kampfplatze vorzufinden, den er auf der Reise nach Toulon glaubte.

„Didier,“ flüsterte Pietri seinem Begleiter zu, „ich bin Ihr Zeuge und muß als solcher die bei einem Duelle üblichen Förmlichkeiten erfüllen — es bleibt dabei, beide Duellanten schießen zugleich, nicht wahr?“

„Ich füge mich jeder Bedingung, wenn sie mir und meinem Gegner gleiche Vor- und Nachtheile bringt,“ antwortete der junge Mann in düsterer Ruhe.

„Von einer gütlichen Ausgleichung ist also nicht die Rede?“

„Sie wissen, unter welchen Bedingungen ich dazu geneigt bin. Wahren Sie Jenny's Ehre und die meine.“

„Verlassen Sie sich auf mich!“

Während Lambert ruhig auf und abging, trat der Doctor dem Banquier näher, der sich mit seinen Freunden unterhielt.

„Sie, Doctor?“ rief Gauthier erstaunt.

„Ich bitte Herrn Gauthier um eine kurze Unterredung unter vier Augen — die Herren erlauben mir, daß ich Sie für einige Minuten in Anspruch nehme.“

Beide Männer entfernten sich von der Gruppe.

„Sie sind erstaunt, mich bei dem Duelle zu finden?“ begann Pietri. „Ich habe mich aus dem Grunde nicht geweigert, als Zeuge zu erscheinen, weil ich Ihnen nützlich zu sein hoffe. Didier ist ein schlechter Schütze, er hat nicht oft ein Pistol in der Hand gehabt — und dennoch besteht er darauf, daß Sie ihm und der Wittwe Sutherland eine eklatante Ehrenerklärung geben, wenn das Duell unterbleiben soll.“

„Das Duell wird stattfinden, mein Herr!“

„Daran habe ich nicht gezweifelt. Was aber beginnen Sie, wenn Sie Ihren Gegner tödten? Vergessen Sie nicht, daß das Duellgesetz in Frankreich streng beobachtet wird. Mit Geld allein kann man die Strafe nicht abbüßen.“

„Daran habe ich nicht gedacht!“ murmelte Alfred, der in seiner Eitelkeit den entgegengesetzten Fall nicht für möglich hielt. „Zwei oder drei Jahre Gefängniß würden mir sehr ungelegen kommen. Sie haben Recht, Doctor, man muß Alles erwägen. Aber das Duell darf nicht unterbleiben!“ fügte er stolz und entschlossen hinzu. „Haben Sie mir einen Vorschlag zu machen?“

„In dieser Absicht bin ich hier erschienen. Didier ist vor einigen Wochen als Bettler nach Marseille gekommen; Niemand kennt ihn, und auch er kennt nur Sie, die Wittwe Sutherland und mich. Sind Sie der Verschwiegenheit Ihrer Zeugen gewiß?“

„Beide sind von mir abhängig — ich glaube dafür bürgen zu können.“

„Gut, so mag Didier verschwinden, wie er erschienen ist. Sie schießen Beide zugleich auf fünfzehn Schritte; fällt Ihr Gegner, so überlassen Sie mir Ihren Wagen, daß ich den Cadaver auf den Sectionstisch eines befreundeten Arztes besorge, dem Händel dieser Art nicht fremd sind. Jenny erhält einen Brief, worin Didier ihr anzeigt, daß er die Mutter eines farbigen Kindes nicht lieben könne, daß er sie vielmehr verachte und nie wieder zu ihr zurückkehren werde. Die von einem Abenteurer verschmähete Wittwe wird erbittert sein, und schweigen.“

„Vortrefflich, Doctor, ich nehme Ihren Vorschlag an. Zugleich entbinde ich Sie des Versprechens, sofort abzureisen, Sie bleiben vor der Hand noch in Marseille. Verursacht Ihnen die Ausführung des so eben besprochenen Plans Kosten?“

„Ja, Herr Gauthier. Der Arzt, oder richtiger der Sector, ist Speculant; er läßt sich für jeden Cadaver bei Ablieferung zehntausend Francs bezahlen. Für diese Summe übernimmt er zugleich die Verpflichtung, jedes Stück von dem Körper, außer dem Skelett, verschwinden zu lassen. Auch für Sie ist diese Zahlung von Vortheil, da sie Ihnen die Verschwiegenheit des Arztes sichert, denn er müßte sich selbst eines verbotenen Handels anklagen.“

Der Banquier zog sein Portefeuille, das mit Banknoten gefüllt war. Er nahm zehn Billets heraus und gab sie dem Doctor.

„Ist nun Alles in Ordnung?“

„Schießen Sie gut, und es bleibt Nichts zu wünschen übrig!“

Pietri verbarg die Banknoten, verneigte sich, und ging zu den beiden Zeugen Alfred's, um die Vorbereitungen zu dem Duelle zu treffen. Vor den Augen der Duellanten wurden die beiden Pistolen des Doctors, die man als die besten anerkannte, sorgfältig geladen. Dann verbarg man sie unter einem Schnupftuche, und die beiden Gegner wählten davon. Der Doctor maß fünfzehn Schritte ab, und bezeichnete die Grenzen durch zwei Steine. Die Duellanten nahmen ihre Plätze ein. Da man übereingekommen war, daß kein Wort gewechselt werden sollte, um sich gegenseitig nicht aufzuregen, so standen sich die Jugendfreunde schweigend einander gegenüber. Didier's Züge waren ernst, fast traurig; trotz der großen Beleidigung, die er erlitten, trotz der entehrenden Schmähung seiner Geliebten, schien er die Nothwendigkeit zu bedauern, die Todeswaffe gegen den Jugendfreund zu erheben. Alfred's Gesicht verrieth Aengstlichkeit, es ge-

lang ihm nicht, sie unter der Hülle kalter Eleganz zu verbergen. Die Ruhe seines Gegners flößte ihm ein unbesiegbares Grauen ein, obgleich ihm Pietri gesagt hatte, daß Didier ein schlechter Schütze sei.

Ein Zeuge des Banquier's hatte es übernommen, die Zeichen zu geben.

„Fertig!“ rief er mit schwankender Stimme.

Die Hähne knackten, und die Arme mit den blinkenden Waffen streckten sich aus. Die Duellanten zielten. Der Doctor bemerkte, daß Alfred's Arm zitterte, daß der Didier's aber sicher und fest ausgestreckt war.

„Eins, zwei — drei!“ rief der Zeuge.

Zwei Schüsse krachten durch den stillen Herbstmorgen, und zwar so präcis, als ob es nur ein Schuß gewesen wäre. Im nächsten Augenblicke eilten die beiden Zeugen dem Banquier zu Hülfe, der taumelnd beide Hände auf die Brust drückte, und zu Boden sank.

Pietri eilte zu Didier.

„Nehmen Sie Ihr Pistol zurück!“ sagte dieser kalt. „Gott wird mir verzeihen, denn er weiß, daß ich nicht anders handeln konnte. Ich habe schlecht gezielt, aber zu meinem Bedauern dennoch gut getroffen. Leisten Sie dem Verwundeten ärztlichen Beistand — ich bin unverletzt.“

Der Doctor eilte zu dem Verwundeten. Er war ein schlechter Arzt; trotzdem aber erkannte er bald, daß der Schuß ein tödtlicher war — die Kugel war mitten durch die Brust gegangen. Alfred wollte sprechen, aber er vermochte es nicht. Schwer athmend lag er in den Armen seiner Freunde. Dann begann er zu röcheln — ein Blutstrom drang aus seinem Munde — nach einigen Minuten gab er den Geist auf.

„Er ist verschieden!“ murmelte Pietri.

Erschüttert trat Didier näher, nahm die starre, aber noch warme Hand des Todten in die seinige, drückte sie mit Innigkeit, und verschwand zwischen den Rebengeländen.

Die drei bei dem Todten zurückgebliebenen Personen mußten einen Entschluß fassen, wenn sie von den durch die Schüsse aufmerksam gemachten Winzern nicht überrascht werden wollten. Die beiden Zeugen, leichtsinnige und unerfahrene junge Männer, sahen zitternd auf den Doctor, von dem sie Rath erwarteten.

„Was ist zu thun?“ fragten sie.

Der Doctor zuckte mit den Achseln.

„Ich habe versucht, ihn von dem unglückseligen Duelle abzuhalten,“ antwortete er bedauernd. „Sie haben gesehen, daß ich mit ihm bei Seite trat, und verhandelte — es war fruchtlos, er wollte durchaus seinen Gegner erschießen. Mir scheint, der arme Banquier war seines Lebens müde; er führte das Duell gewaltsam herbei, um eines ehrenvollen Todes zu sterben — den Selbstmörder würde man verachtet haben.“

„Wer war sein Gegner?“ fragten die Zeugen.

Diese Frage überraschte den Doctor.

„Sie sind die Freunde des Herrn Gauthier — hat er es Ihnen nicht gesagt?“

„Er weigerte sich, uns den Stand und Namen desselben zu nennen. Wir wissen nur soviel, daß er einen insolenten Menschen züchtigen wollte. Er bat uns, Zeugen zu sein, und wir konnten es ihm nicht abschlagen.“

„Meine Herren, in demselben Falle stehe ich! Herr Gauthier hat mir einen Dienst geleistet, und dafür forderte er als Gegendienst, daß ich den Fremden, den ich bei der Kathedrale treffen würde, zu einem Wagen

vor dem Thore führen und ihm als Zeuge bei dem Duelle dienen solle, da er, sein Gegner, in Marseille völlig unbekannt sei. Es unterliegt keinem Zweifel, Herr Gauthier ist des Lebens müde gewesen. Mir scheint, er hat absichtlich schlecht gezielt, da sein Gegner auf die kurze Entfernung nicht einmal von der Kugel berührt wurde. Meine Herren, wir haben uns in einen gefährlichen Handel eingelassen. Das Gesetz verbietet das Duell, und Duellanten und Secundanten sind gleich strafbar."

„Wie ziehen wir uns aus der Sache?" fragten ängstlich die beiden Elegans.

Pietri sann einige Augenblicke nach.

„Weiß außer Ihnen Jemand um die Sache?"

„Nein. In dem Hause des Banquier's wähnt man, daß wir eine Spazierfahrt unternommen haben."

„Gut, so schlage ich Ihnen ein Mittel vor. Das Furchtbare ist geschehen, und läßt sich nun nicht mehr rückgängig machen. Dort unten liegt das Landhaus, das die Wittwe Sutherland täglich besucht. Herr Gauthier liebte die schöne Frau ohne Hoffnung — mag die Welt glauben, er habe aus Verzweiflung Hand an sich gelegt, dann sind wir außer Gefahr. Wir haben ihn nicht gemordet. Ein Duell ist nicht viel besser, als ein Selbstmord. Beide Schüsse sind so präcis gefallen, daß man sie für einen Schuß halten muß — die Kugel ist mitten durch die Brust gefahren — wer kann uns widersprechen, wenn wir das Duell ableugnen?"

„Ach, mein Herr," rief einer der beiden jungen Männer, „schwören Sie uns, Nichts zu verrathen! Meine arme Mutter hätte den Tod davon, wenn man mich vor das Criminalgericht schleppte!"

„Sie sehen mich bereit, denn mir selbst liegt daran, von der Hand der Gerechtigkeit verschont zu bleiben. Schwören wir bei dem Leichname dieses Selbstmörders, daß wir von keinem Duelle wissen!"

„Wir schwören es!" riefen aufathmend die beiden Feiglinge.

Jenseits der Mauer ließen sich Stimmen vernehmen. Pietri warf dem todten Banquier ein Pistol zur Seite, und zog sich mit seinen Begleitern hinter die Weingelände zurück. Gleich darauf erschienen zwei Winzer auf dem Platze.

„Was ist das?" fragte der erste, als er den Leichnam sah.

„Nun wissen wir, was der Schuß bedeutet!" fügte der zweite hinzu. „Und gerade an meinem Weinberge hat sich der Mensch das Leben genommen. Das abgefeuerte Pistol liegt neben ihm."

„Kennst Du ihn, Valentin?"

„Nein; aber jedenfalls ist er ein vornehmer Herr aus der Stadt. Sieh' nur die goldene Uhrkette und die glänzenden Ringe an seinen Fingern. Die Noth hat ihn sicherlich nicht dazu getrieben, sich das Lebenslicht auszublasen."

„Und ermordet ist er auch nicht, sonst hätte man ihm die werthvollen Sachen nicht gelassen. Das ist eine seltsame Geschichte!"

Die beiden Landleute waren wohlhabende Winzer, die durch den Anblick der Goldsachen nicht gereizt wurden. Sie überlegten, was sie mit dem Leichnam beginnen sollten. Man kam überein, daß einer zurückbleiben und der andere dem Amtmann Anzeige machen solle. Sie konnten den Plan nicht ausführen, denn in der Entfernung ließen sich Stimmen vernehmen, die sich dem Orte zu nähern schienen. Nach einiger Zeit waren die rufenden Personen, die sich zwischen den Geländen hin und herbeweg-

ten, so nahe gekommen, daß die Winzer die Worte „Alfred und Gauthier“ unterscheiden konnten.

„Vielleicht sucht man den armen Mann,“ meinte Valentin.

„Das ist wahrscheinlich. Du hast eine starke Stimme, Valentin, rufe den Leuten, sie möchten sonst vorbeigehen. Da, sie entfernen sich schon wieder.“

„He, he,“ rief Valentin mit seinem markigen Basse. „Hierher, hierher! Zu Hülfe, es ist ein Unglück geschehen!“

„Wo? Wo?“ hörte man den Doctor zwischen den Weinstöcken rufen.

„Alfred! Gauthier!“ riefen die beiden andern von verschiedenen Seiten her. „Alfred, wo bist Du?“

„Hier! Hier!“ donnerte Valentin.

Nach einigen Augenblicken trat der Doctor aus einer der schmalen Gassen, die von den Reben gebildet wurden. Als er die beiden Männer erblickte, eilte er auf sie zu. Athemlos kam er an. Wir unterlassen es, die Scene zu beschreiben, die der listige Korse nun spielte; er wußte den Erschreckten so täuschend zu spielen, daß die Winzer ihm glaubten. Endlich erschienen auch die beiden Freunde; sie starrten den Leichnam an, da die Bestürzung ihnen nicht erlaubte, viel Worte zu machen. Aber der Doctor besorgte Alles, was zur völligen Täuschung nöthig war. Er klagte, jammerte und sprach von der Ahnung, die ihn unwillkührlich beschlichen, als er den Schuß gehört habe. „Der arme Gauthier,“ fügte er hinzu, „hat sich in der Absicht von uns getrennt, um seinem Leben ein Ende zu machen. O wie beklage ich seine arme Mutter! Aber wir können ihr die Trauerkunde nicht ersparen, der Leichnam des unglücklichen Sohnes muß nach Hause geschafft werden. Und in diesem Zustande habt Ihr den Unglücklichen gefunden?“

„Ja, Herr!“

„Es war Euch nicht möglich, die schreckliche That zu verhindern?“

„Wir wären nicht in diese Gegend gekommen, wenn wir den Schuß nicht gehört hätten. Es ist dies eine ungewöhnliche Erscheinung, da hier keine Jagd abgehalten wird. Als wir ankamen, lag der Herr schon in seinem Blute — das Pistol mußte eben erst seiner Hand entfallen sein.“

„Ihr lieben Freunde habt wohl die Gefälligkeit, und nennt mir Eure Namen. Bei der Aufnahme des Thatbestandes ist es nöthig, daß Ihr aussagt, wie Ihr ihn gefunden habt.“

Pietri notirte die Namen, die ihm genannt wurden, in seinem Taschenbuche. Dann bat er die Winzer, den Leichnam in den Wagen zu schaffen, der unten am Fuße des Weinberges halte. Die gutmüthigen Landleute ließen sich nicht zweimal bitten — sie trugen den todten Banquier fort. Wie erstaunten sie, als sie die glänzende Equipage erblickten. Dem Kutscher bezeichnete man seinen Herrn als einen Selbstmörder.

„Ich habe es mir gleich gedacht, daß er etwas im Willen hatte!“ meinte der Kutscher. „Gestern Abend gab er mir den Befehl, früh sechs Uhr zu einer Spazierfahrt anzuspannen. Erst diesen Morgen, als ich auf dem Bocke saß, sagte er mir, wohin ich fahren solle. Das war eine traurige Spazierfahrt!“

„Alles vereinigt sich, um unsere Angabe zu bestätigen,“ flüsterte Pietri seinen Begleitern zu. „Verlieren Sie die Fassung nicht, und wir werden Nichts zu fürchten haben.“

Der Wagen fuhr nach der Stadt zurück. Man brachte der Mutter den Sohn, der sich entleibt hatte. Um Mittag trafen sich Pietri und

Didier in dem Hôtel Dürand. Jenny war bereits von dem tragischen Vorfalle unterrichtet, Lambert hatte ihr Alles erzählt. Die junge Frau war betrübt, denn es leuchtete ihr ein, daß der Geliebte sich von ihr trennen mußte, wenn er dem Gesetze nicht anheimfallen wollte. Da erschien der Doctor abermals als Retter in der Noth.

„Sie können ruhig in Marseille bleiben," sagte er tröstend. „Von dem Duelle weiß Niemand, und von dem Selbstmorde wissen Sie nichts. Während ich ohne Zweifel ein Zeugniß werde ablegen müssen, haben Sie sich um die Sache nicht zu kümmern. Wenn Sie unsere schöne Freundin nicht anklagt, so haben Sie keine Anklage zu fürchten."

Die dankbare Jenny schloß sich dem Geliebten, der so großmüthig ihre Ehre vertheidigt hatte, um so inniger an. Beide dankten dem Doctor für die Erhaltung des Glücks ihrer Liebe. Wie aber sollte es nun, da der Chef des Bankhauses nicht mehr lebte, mit dem Vermögen Jenny's werden? Diese Frage ward zwei Tage später durch die Zeitungen beantwortet; sie enthielten folgenden Artikel:

„Ein trauriges Ereigniß hat die allgemeine Theilnahme in unserer Stadt erregt. Alfred Gauthier, der Chef des geachteten Bankhauses Gauthier, hat seinem Leben durch einen Pistolenschuß durch die Brust ein Ende gemacht. Es ist dieser Vorfall um so mehr zu beklagen, da das täglich an Aufschwung gewinnende Geschäft dadurch aufgelös't wird. Schon haben die Rückzahlungen der ihm anvertrauter Gelder begonnen. Man glaubt, daß die Liebe den jungen Mann zu dieser That getrieben, denn man fand seinen Körper in der Nähe des Landhauses einer jungen Amerikanerin, mit der er längere Zeit ein zärtliches Verhältniß unterhalten hatte. Schon seit Wochen ist Herr Gauthier die Beute einer tiefen Schwermuth gewesen."

Bei der Stellung, die Alfred eingenommen, war es natürlich, daß sein Tod ein großes Aufsehen erregte. Auch Jenny's Name ward viel genannt, denn man bezeichnete sie als die ungetreue Geliebte des Verstorbenen. Die schöne Amerikanerin ward eine berühmte Person. Der Doctor gab den Gerüchten täglich neue Nahrung, und bald erzählte man sich auch von einem farbigen Kinde, das den glühend liebenden Banquier zur Verzweiflung getrieben habe. Das Hôtel Dürand ward der Gegenstand der allgemeinen Neugierde. Die Vorübergehenden blieben stehen und forschten an allen Fenstern — jeder wollte die außerordentliche Schönheit sehen, die den reichen Banquier zur Verzweiflung getrieben hatte. Ueber das farbige Kind wurden ganze Romane in Umlauf gesetzt, und bald hieß Jenny „Madame Blaubart."

Jenny konnte dieses Treiben nicht verborgen bleiben. Abends sammelten sich Gruppen von jungen Leuten vor ihrem Hôtel, und es fand mehr als eine Demonstration statt, aus der die arme Wittwe die Stimmung entnehmen konnte, die in der Stadt gegen sie herrschte. Der Kapitain Renaud rieth zur schleunigen Abreise nach Paris. Man traf eifrig die Vorbereitungen dazu. Jean verkaufte die Möbel und Renaud und Didier besorgten die Geschäfte mit dem Bankhause, das durch Anweisungen auf die Bank von Frankreich und Werthpapiere Jenny's Forderungen deckte. Die von Gauthier am Tage vor seinem Tode aufgestellte Berechnung erleichterte das Geschäft.

Des Doctors Absicht war also erreicht: Jenny betrieb eifrig ihre Abreise von Marseille, wo Zoë nach ihrem Kinde suchte. In Paris, hoffte er, würde die Wittwe Sutherland, deren Name in Verbindung mit

dem Selbstmorde Gauthier's bereits in mehren Zeitungen genannt war, unter einem andern Titel auftreten und Renaud das Prädikat „Kapitain" bei Seite setzen. Demnach war es Zoë schwer und fast unmöglich gemacht, ihr Kind aufzufinden. Die Mulattin konnte ihm gefährlich werden, denn sie kannte den Intendanten und haßte ihn als den bösen Geist, der das Glück ihres Lebens zerstörte.

Aber die Maßregeln, die Pietri ergriffen, um Zoë fern zu halten, sollten gerade die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen. Das Gerücht von dem farbigen Knaben war der armen Mutter zu Ohren gekommen, die vergebens nach dem Kapitain Renaud forschte. Dieser Anhaltepunkt war sehr gering, aber sie ergriff ihn begierig. Sie erfuhr Alles, was man sich von der Wittwe und ihrem Kinde erzählte. Ohne sich lange zu bedenken, suchte sie das Hôtel Dürand auf, das man ihr als die Wohnung der „Madame Blaubart" bezeichnet hatte, und bat um eine Unterredung mit Lady Sutherland, die ihr bewilligt ward.

Jean führte die Fremde in den Empfangsaal. Dann trat er in das Zimmer seiner Herrin.

„Milady, die Dame, die Sie zu sprechen verlangt, befindet sich in dem Saale."

„Wer ist sie, Jean?"

„Als ich sie um ihren Namen fragte, sagte sie: melden Sie Madame Dolores."

„Madame Dolores?"

„Sie ist jedenfalls eine Spanierin — ihr dunkeler Teint und dieser Name verrathen es."

Jenny war erstaunt über diesen Besuch. Nach einigen Minuten trat sie in den Saal, wo die sauber und elegant gekleidete Fremde wartete.

Der Leser erinnert sich, daß die jungen Frauen sich auf Martinique bereits gesehen und gesprochen, daß Jenny selbst die Hütte Zoë's gezeichnet hatte. Die Wittwe hatte sich in dem Zeitraume von sechs Jahren nicht viel verändert; wohl aber war mit Zoë eine merkliche Veränderung vorgegangen, die außerdem durch die Kleidung noch vollkommener gemacht wurde.

Jenny grüßte freundlich und herablassend, wie man es bei ihr gewohnt war.

„Man meldete mir Madame Dolores —"

Zoë verneigte sich.

„Ich bitte," fuhr Jenny fort, „nennen Sie mir die Veranlassung, die Sie zu mir führt."

„Mein Gott, mein Gott!" stammelte Zoë in großer Bewegung. „Diese Züge, diese Stimme —!"

„Sind sie Ihnen bekannt, Madame?" fragte Jenny, die nicht ahnte, daß sie mit der Mutter des Knaben sprach.

Madame Dolores ward von einer so heftigen Bewegung ergriffen, daß sie in Thränen ausbrach, vor den Füßen der erstaunten Jenny niedersank, ihre Hand ergriff, und sie laut schluchzend an die Lippen drückte.

„Was beginnen Sie, Madame?" rief Jenny, indem sie die Kniende liebreich emporhob. „Ich bitte, erklären Sie sich. Wer sind Sie? Was führt Sie zu mir?"

„Sie erkennen mich nicht wieder — ach, ich glaube es wohl. Es ist lange her, seit wir uns sahen. Wenn Sie sich meiner nicht erinnern, so

ist das natürlich — aber Ihre Züge, Ihre Stimme haben sich mir so fest eingeprägt, daß ich sie nie vergessen werde."

„Wo haben wir uns gesehen?" fragte Jenny, die vergebens in ihrem Gedächtnisse forschte.

„Auf Martinique."

„Mein Gott!"

„In dem Thale bei Portroyal."

„Sie wären die Sklavin — ?"

„Deren Hütte Sie zeichneten und deren Kind Sie beschenkten. Ach, damals hatte ich mein Kind noch; aber in derselben Nacht mußte ich mich von ihm trennen. Die Eindrücke, die ich an dem letzten glücklichen Tage empfangen, werden nie, nie verlöschen. Wie oft habe ich der wenigen Stunden gedacht, die Sie damals vor meiner Hütte zubrachten. Der Gedanke an mein verlorenes Kind und der an Sie waren unzertrennlich. Nun können Sie sich meine frohe Ueberraschung erklären — ach, diese Hand hat ja das Haupt meines kleinen Henry berührt!" fügte sie hinzu, indem sie Jenny's Hand von Neuem ergriff. „Lassen Sie mich sie küssen, Madame, denn ich glaube meinen Knaben zu küssen!"

„Zoë!" rief die junge Wittwe.

„Ja, ich bin die unglückliche Zoë. Sie weinen, Madame? Glauben Sie mir, ich verdiene die Thränen des Mitleids, denn ich habe viel gelitten, und leide noch. Seit jenem Abende auf Martinique habe ich nicht gelebt, ich habe nur geweint und gelitten. Dieser Augenblick giebt mir ein wenig Trost und lichtet die schwarze Nacht, die mich umfangen hält. Ach, Madame, der Himmel segne Sie für die Thränen, die Sie meinem traurigen Schicksale weinen — es sind die einzigen, die ich bisher fließen gesehen. Alles ging kalt und theilnahmlos an mir vorüber; ich mußte selbst den nagenden Schmerz in meiner Brust verschließen, wenn ich nicht zum Gespötte werden wollte."

Mitleidig führte Jenny die weinende Zoë zu dem Sopha.

„Nun fassen Sie sich," begann sie, als sie sich niedergelassen hatten. „Ich erinnere mich, daß ich Ihnen damals meine Hülfe und meinen Schutz anbot; Sie lehnten beide ab, weil Sie keinen Erfolg davon hoffen durften. Jetzt befinden wir uns in Europa, wo Sie fremd, und wahrscheinlich auch ohne Mittel sind. Ich wiederhole mein Anerbieten, das ich Ihnen auf Martinique machte."

„Der barmherzige Gott lohne es Ihnen!"

„Bevor wir uns jedoch mit Ihrer Lage beschäftigen, meine liebe Zoë, beantworten Sie mir einige Fragen, die meine Situation mich zwingt an Sie zu richten."

„Fragen Sie, Milady, ich werde offenherzig antworten! Ihnen gegenüber will und kann ich kein Geheimniß bergen, und wäre es das zarteste meines Herzens!" fügte sie hinzu, weil sie glaubte, daß diese Fragen ihr Verhältniß zu Denambuk beträfen.

Jenny setzte zwar keinen Argwohn in die arme Mutter; aber ihre eigenthümliche Lage, in die sie durch den Tod Gauthier's versetzt war, erforderte Vorsicht. Alles, was geschah, hielt sie für die Wirkung einer ihr unbekannten feindlichen Macht. Und konnte Zoë nicht ein willenloses Werkzeug derselben sein?

„Haben Sie gewußt, daß ich in Marseille lebe?"

„Nein. Ich bin in diese Stadt gekommen, um mein Kind zu suchen."

„Was gab Ihnen Anlaß, heute zu mir zu kommen?“

Diese Frage setzte Zoë in Verlegenheit.

„Sie wollten offen sein, Zoë; ich bitte, halten Sie jetzt Ihr Versprechen!“ sagte Jenny, die ihren Verdacht bestätigt glaubte.

Die Mulattin sah sie unter Thränen lächelnd an.

„Milady, dann muß ich Ihnen ein freimüthiges Bekenntniß dessen ablegen, was ich in meiner Rathlosigkeit aufgeboten habe, um mein Kind zu finden. Habe ich Schlüsse gezogen, die Sie beleidigen könnten, so verzeihen Sie mir — ich wußte ja nicht, daß Lady Sutherland die großmüthige, mitleidige Dame war, die ich auf Martinique kennen lernte.“

„Sagen Sie mir Alles, ich werde Ihnen nicht zürnen.“

„Eine spanische Dame erbarmte sich meiner auf Martinique, wo man mich als eine Verbrecherin verfolgte, weil ich in der Verzweiflung einen amerikanischen Sklavenhändler erschossen, der mich gekauft hatte und auf sein Sklavenschiff schleppen wollte. Hätte er diese Absicht ausgeführt, so wäre ich verhindert gewesen, meinem Kinde zu folgen, das ich in Marseille wußte. Die spanische Dame also nahm mich als ihr Kammermädchen mit nach Cadix, wo ich fünf Jahre lang durch verschiedene widrige Verhältnisse, die ich Ihnen vielleicht später mittheilen kann, zurückgehalten wurde. Endlich gelang es mir, die nöthigen Reisemittel zu erschwingen, und ich kam mit einem Wechsel von dreitausend Francs auf das Haus Gauthier nach Marseille. Ich wußte Nichts weiter, als daß man mein Kind von Martinique nach dieser Stadt gebracht hatte, um es dem fürchterlichen Loose der Sklaverei zu entziehen. Die Mutterliebe gab mir den Muth und die Ausdauer zu den mühsamsten Forschungen, ich ließ nicht die geringste Andeutung vorübergehen, die mich auf die Spur dessen führte, was ich so schmerzlich suchte. Der Banquier weigerte sich, mir sofort den Wechsel auszuzahlen, da er zuvor Erkundigungen über den Aussteller in Cadix einziehen müsse. Er forderte mich auf, in einigen Tagen wiederzukommen, und versprach mir, Alles zu thun, und zu berücksichtigen, was zum Abschlusse des Geschäftes dienlich sei. Am fünften Tage betrat ich das Bankhaus wieder — eine Menge Menschen belagerte das Comptoir, und ich erfuhr, daß der Banquier sich erschossen habe. Am folgenden Tage erst gelang es mir, zu einem der Commis vorzubringen. Ich setzte ihn von meiner Angelegenheit in Kenntniß, und erfuhr zu meinem größten Schrecken, daß das Bankhaus keine Geschäfte mehr mache, da der Tod des Chefs den Schluß des Comptoirs herbeigeführt habe. Ich bot mein Papier andern Banquier's an — sie zuckten mit den Achseln, und wiesen mich ab. Da stand ich nun mit dem werthlosen Papiere, dem Elende und der völligen Hülfslosigkeit preisgegeben. Um nicht zu erliegen, um meine Forschungen fortsetzen zu können, entäußerte ich mich des theuersten Kleinodes, des Ringes, den ich zum Andenken an den verstorbenen Vater meines Kindes trug. Ein Jude lieh mir auf dieses für mich unschätzbare Pfand dreißig Francs. Mit diesem Gelde ward es mir möglich, mich vor Hunger zu schützen.“

„Unter den einzelnen Gerüchten, die sich über den Tod des Banquier's verbreiteten, kam mir auch das zu Ohren, daß er sich aus Eifersucht erschossen habe. Man nannte den Namen Lady Sutherland und sprach von einem farbigen Knaben, den sie vor ungefähr sechs Jahren von den Antillen mitgebracht habe. Milady, ich hielt zwar dieses Gerücht für eine aus Gehässigkeit erfundene Lüge; aber Sie werden mir gewiß verzeihen,

daß ich es in Betracht zog, und das Hôtel Dürand aufsuchte, um über diesen Knaben Näheres zu erfahren. Nun wissen Sie Alles, und ich habe Sie nur um die Gunst zu bitten, mir die Aufklärung zu geben, die meine Lage mir wünschenswerth erscheinen läßt."

„Arme, arme Frau!" rief Jenny bewegt.

„Nicht wahr," fragte Zoë traurig, „das Gerücht ist ein grundloses?"

„Ich besitze allerdings einen Knaben, der seine Abstammung nicht verräth."

„Großer Gott! Milady —!"

„Daß ich die Antillen besucht habe, wissen Sie?"

„Ja!"

„Auch meine trostlose Ehe werden Sie erfahren haben?"

„Ich hörte in Marseille davon sprechen."

„Der farbige Knabe hat meine Ehre in Gefahr gebracht — die Medisance ist nicht unthätig gewesen. Fürchten Sie nicht, daß ich die mir günstige Gelegenheit benütze, um meine Ehre zu retten? Fürchten Sie nicht, daß die Welt sagt: die Wittwe Sutherland ist reich, und mit Hülfe dieses Reichthums hat sie eine farbige Mutter für ihr Kind gefunden, das sie scheinbar adoptirt und zum Erben ihres Vermögens eingesetzt hat?"

Zoë zitterte am ganzen Körper.

„Milady," rief sie, „das Mutterauge läßt sich nicht täuschen! Mein Kind war klein, es zählte erst ein und ein halbes Jahr, als es mir durch die Noth entrissen ward — aber die Züge des Vaters ließen sich nicht verkennen — jetzt steht mein Kind im achten Jahre — diese Züge müssen ausgeprägt sein — ich habe kein Urtheil über andere Dinge — ich will keins haben — Milady, lassen Sie mich den Knaben sehen!"

Jenny fing die arme Mutter, die sich vor ihr niederwerfen wollte, in den Armen auf.

„Beruhigen Sie sich, Zoë; Sie sollen befriedigende Aufklärung erhalten. Bevor Sie jedoch den Knaben sehen, will ich Ihnen den Beweis geben, daß man boshafter Weise meine Ehre angetastet hat, daß ich meinem Gatten nie treulos gewesen bin, und mit reiner Stirn über die Beschuldigungen lächeln kann. Unter den obwaltenden Verhältnissen halte ich diese Erklärung für nöthig."

Sie lös'te eine feine Goldkette von ihrem Halse, und überreichte Zoë ein Medaillon.

Die Mulattin starrte es einen Augenblick an, dann brach sie in ein heftiges, krampfhaftes Weinen aus.

„Erkennen Sie es noch?" fragte Jenny, die sich ebenfalls der Thränen nicht erwehren konnte.

„Das Andenken, das Sie meinem kleinen Henry schenkten!"

„Das ist eine Fügung des Himmels!" rief Jenny. „Er führte mich zu Ihrer Hütte, daß ich dem Knaben das Medaillon umbinden sollte, um ihn auf dem Schiffe wiederzuerkennen, das ihn nach Frankreich trug. Erkennen Sie das Medaillon?"

Die Mulattin preßte es heftig an ihre Lippen; dann sank sie auf die Kniee nieder, und streckte beide Arme zum Himmel empor. Nur das Zittern der Lippen verrieth, daß sie betete — ihre Bewegung war so groß, daß sie kein Wort hervorbringen konnte. Jenny küßte ihr gerührt die Stirn, hob sie liebreich empor und führte sie zu dem Sopha zurück. Zoë

sank halb ohnmächtig an ihre Brust — die zu starke Gemüthsbewegung hatte ihre Kraft erschöpft. Nach einigen Augenblicken erholte sie sich wieder.

„Sind Sie gefaßt?"

Zoë nickte mit dem Kopfe.

„Der Knabe," fuhr Jenny fort, „weiß nur, daß ich seine Mutter bin. Ich habe es vermieden, von Ihnen zu sprechen, da er noch nicht in dem Alter steht, das ihm erlaubt, die Umstände richtig zu erfassen. Er hält die für seine Verwandte, die ihn pflegen und lieben."

„O Milady, wenn ich nur meinen Henry sehen, wenn ich mich überzeugen kann, daß er glücklich, daß er ein freier Mensch ist, so bleibt mir Nichts zu wünschen. Ich hatte den Muth, mich von ihm zu trennen; ich werde auch den Muth haben, ihm eine Abkunft zu verschweigen, die ihn später erröthen macht."

„Wir verstehen uns, ohne daß es vieler Worte bedarf. Sehen Sie jetzt Ihr Kind, das wir Mark getauft haben, und helfen Sie mir dann die Erziehung vollenden, die bereits mit so großem Glücke begonnen ist. Ich vergaß Ihnen zu sagen, daß wir den Namen des liebenswürdigen Findlings nicht ermitteln konnten."

Die junge Frau zog eine Glocke. Jean trat ein.

„Wo ist Mark?"

Der Greis zog seine Uhr.

„Der englische Sprachmeister ist bei ihm, Milady. In fünf Minuten wird seine Lection zu Ende sein."

„Sobald sich der Lehrer entfernt hat, führst Du den Knaben zu mir."

Jean versprach zu gehorchen und entfernte sich.

„Ach, Milady," rief Zoë unter Thränen, „Sie erziehen das arme Sklavenkind zu dem Stande, der seines Vaters würdig ist. So träumte ich es mir, wenn ich das Kind in der Wiege betrachtete — dieses Glück erbat ich vom Himmel, wenn ich seinen Segen auf den Säugling herabrief. Ja, der Himmel hat Sie gesendet, daß Sie mit liebender Hand die schwarzen Wolken zerstreuen sollten, welche ein finsteres Verhängniß an dem Lebenshorizonte des Kindes heraufbeschwor — Ihre Großmuth verscheuchte das furchtbare Gespenst, die Sklaverei, das mich wachend und schlafend erschreckte. Die Rechte einer Mutter sind auf Sie übergegangen, und ich müßte mein Kind nicht lieben, wie ich es liebe, wollte ich auch nur dem Gedanken Raum geben, Ihnen diese Rechte zu schmälern."

„Still, ich höre unsern Liebling kommen!" flüsterte Jenny.

In dem angrenzenden Zimmer hörte man die helle Stimme des fröhlichen Knaben. Jean scherzte mit ihm.

„Mark," hörte man den Greis rufen, „die Mutter will Dich sprechen!"

„Papa Jean, Du wirst doch heute mit mir nach dem Hafen gehen, wenn wir nicht in die Weinberge fahren?"

„Frage die Mutter um Erlaubniß, mein Kind!"

„Die Mutter billigt Alles, was Du mit mir vornimmst. Sie weiß ja, daß mir Nichts geschieht, wenn Du bei mir bist."

„Wir werden heute wohl nicht nach dem Hafen gehen!"

„Warum denn nicht?"

„Frage mich nicht, Mark!"

„Erwartest Du denn den Vater nicht mehr?"

„Gehe zur Mutter, sie hat befohlen, daß Du kommen sollst!"

Zoë trocknete die Thränen, die still über ihre Wangen rannen. Da

ward die Thür geöffnet, und Mark trat ein. Der schöne Knabe sah erstaunt die fremde Frau an, die weinend neben der Mutter saß. Wie mitleidig blieb er in der Mitte des Zimmers stehen.

„Mark," sagte Jenny, die gewaltsam ihre Fassung zu bewahren suchte, „reiche Madame Dolores die Hand und begrüße sie als Deine zukünftige Lehrerin."

Der Knabe trat näher, und streckte schüchtern die kleine Hand aus. Zoë sah ihn einige Augenblicke an: alle ihre Gesichtsmuskeln zuckten wie in einem Krampfe. Dann umschlang sie das Kind, und drückte es laut schluchzend an ihre Brust. Sie hatte den Willen ruhig zu bleiben — aber als sie die Aehnlichkeit Mark's mit Denambuk entdeckte, zersprengte das Mutterherz die Bande, die der Wille ihm anlegen wollte.

Mark entwand sich erschreckt den stürmischen Umarmungen und flüchtete zu Jenny.

„Mutter," flüsterte er, „warum weint die arme Dame?"

Jenny gerieth in Verlegenheit; sie ersann einen Vorwand.

„Die arme Dame hat einen Knaben durch den Tod verloren, der Dir ähnlich sah. Du erinnertest sie an den schmerzlichen Verlust. Sei ihr gut, mein Kind, denn sie ist auch Dir gut wie eine Mutter. Bitte sie, daß sie von diesem Augenblicke an bei uns bleibe und uns nie mehr verlasse."

Der Knabe zögerte; als er aber sah, daß ihm Zoë unter Thränen freundlich zulächelte, ging er zu ihr und sagte:

„Bleiben Sie bei uns, Madame, Mutter will es gern!"

„Und Du, mein holdes, süßes, liebes Kind, was willst Du?" fragte bebend die arme Mulattin.

„O, ich will immer, was die Mutter will — und Papa Jean!" fügte er lebhaft hinzu.

Zoë unterhielt sich nun auf eine Weise mit dem Knaben, die das überströmende Gefühl ihres Herzens bezeichnete; ihre Worte waren oft so unzusammenhängend, daß Mark sie verwundert ansah. Sie nahm den Knaben auf den Schooß, wiegte ihn und sang das Lied, das sie ihm oft in der Hütte unter dem Mahagonibaume gesungen hatte; sie ward wieder die Mutter, die den Säugling pflegte.

Eine Stunde später bewohnte Zoë ein Zimmer in dem Hôtel Dürand. Beide Frauen hatten sich gelobt, vereint über den Knaben zu wachen und ihn zu erziehen. Zoë brachte noch ein zweites Opfer: sie leistete auf den Titel der Mutter Verzicht, um ihm eine ehrenvolle Abstammung zu sichern. Jean, der Zoë auf dem Schiffe gesehen und sie wiedererkannt hatte, wurde abgeschickt, um die wenigen Sachen der armen Mutter, die ihr werth waren, aus dem Gasthause zu holen und Denambuk's Ring bei dem Juden einzulösen. Jenny stellte der neuen Erzieherin ihre Garderobe zur Verfügung. Als man um drei Uhr zum Diner ging, erschien sie in einem einfachen Kleide von schwarzer Seide — sie war so schön, daß Jenny sie gerührt küßte.

Didier wurde natürlich in das Geheimniß gezogen. Nachdem Jenny ihm das neue Familienglied vorgestellt, fand folgendes Gespräch statt, während Zoë sich mit dem Knaben unterhielt:

„Vermuthen Sie nicht, wer die bleiche Dame ist?" fragte sie lächelnd.

„Nein!"

„Die Mutter des Kindes. Madame Dolores ist jene Zoë, von der ich Ihnen so oft erzählte."

Der junge Mann erröthete vor Freude, denn wenn er auch Jenny gegenüber keinen Argwohn gezeigt, so hatte seine Eifersucht doch Zweifel angeregt, die ihn in einer quälenden Ungewißheit erhalten. Diese Ungewißheit war nun gehoben.

„Jenny, Sie haben stets mein Vertrauen besessen!“ antwortete er verwirrt.

„Wahrhaftig, Didier?“ fragte sie mit einem reizenden Lächeln des Zweifels. „Sollte Ihr Vertrauen durch die Trennung nicht erschüttert gewesen sein, die das Schicksal über uns verhängt hat?“

„Fordern Sie Beweise?“

„Den Gerüchten gegenüber, die sich über mich verbreitet haben, ja!“

„Dann erinnere ich Sie an mein Duell mit dem Banquier.“

„Gewiß, Didier,“ sagte sie gerührt, „ich darf und kann nicht daran zweifeln. Und nun gestehen Sie es mir, daß Sie nicht dem bösartigen Jugendfreunde, sondern meinem Beleidiger gegenübergestanden haben.“

„Ja, Jenny, er hat Sie beleidigt. Und wie ihn, werde ich jeden züchtigen, der es wagt, Ihre Ehre anzutasten.“

„Die Ehre Ihrer Braut;“ flüsterte sie, indem sie ihm den Mund zum Kusse bot. „Und jetzt, mein lieber Freund, athme ich frei auf, denn der letzte Schatten ist verschwunden, der die Sonne unserer Liebe verhüllte. Der Gedanke war mir quälend, nicht jeden Verdacht, auch den leisesten, durch handgreifliche Beweise von mir abgewälzt zu haben. Jetzt sehen Sie die Mutter des farbigen Kindes, und ich segne mit frohem Herzen ihre Ankunft — Ihretwegen, Didier.“

Der junge Mann schwor, daß er auch ohne diesen Beweis glücklich gewesen sei.

„Immerhin,“ flüsterte Jenny, „unser Glück wird nun ein vollständiges sein. Sie können mir in Ihrer Vaterstadt die Hand am Altare reichen, ohne daß Sie einen Verdacht zu bekämpfen haben, der durch die Bosheit der Menschen stets neue Nahrung erhält.“

„Jenny, Jenny, Sie sind ein Engel!“ rief Didier entzückt. „Gebe Gott, daß ich Sie so glücklich mache, wie Sie es zu sein verdienen!“

Zum ersten Male nahm er sich einen Kuß von ihren blühenden Lippen — bisher hatte er sich begnügt, zu empfangen.

„Und nun habe ich für die arme, vielgeprüfte Zoë noch eine Ueberraschung.“

„Welche?“

„Sie kennen das Oelgemälde, das ich nach einer meiner Skizzen von dem besten französischen Maler habe anfertigen lassen?“

„Die Geburtshütte unsers Mark?“

„Ja.“

„Sehen wir, ob Zoë sie erkennt. In diesem Falle,“ fügte Jenny schelmisch lächelnd hinzu, „müssen wir wohl die echte Zoë in unserm Hause haben.“

„Jenny, Sie sind grausam!“

„Wollen Sie mir den Triumph nicht gönnen, meine Rechtfertigung vollständig zu machen? Ich selbst fühle das Bedürfniß, um Ihnen sagen zu können: Didier, Sie können Ihre Jenny mit Recht als Ihre erste Jugendliebe betrachten, wenn sie in den Augen der Welt auch Wittwe ist.“

Sie küßte ihn, und ging rasch zu Zoë, deren Hand sie ergriff und mit sich fortzog in das Boudoir. Zoë betrat zum ersten Male dieses Gemach.

„Wir machen sie nicht aufmerksam auf das Bild!“ flüsterte sie dem Geliebten zu. „Wenn meine Skizze keine Stümperei gewesen, so muß die Mulattin ihre Heimath erkennen.“

Zoë war erstaunt über den Luxus und Geschmack, mit dem die Besitzerin das Boudoir ausgestattet hatte. Bewundernd betrachtete sie die einzelnen Gegenstände. Plötzlich blieb sie vor einem großen Oelgemälde stehen, das ein prachtvoller Goldrahmen schmückte. Jenny und Didier beobachteten sie verstohlen. Zoë hob den Knaben, den sie an der Hand führte, empor, drückte ihn einige Augenblicke still weinend an sich, und fragte leise:

„Kennst Du diese Hütte?“

„Nein!“ antwortete Mark.

Zoë schien ihrer Umgebung entrückt zu sein; sie fuhr halblaut fort:

„Dort ist die Bank, auf der ich so oft mein liebes Kind eingewiegt — dort ist das Fenster, an dem sein kleines Lager sich befand — neben der Thür stand der Stuhl meiner armen Mutter — unter dem großen Baume hat Denambuk oft geruht — ach, es ist das ganze Paradies meiner Jugend — aber auch der Ort, wo mein Glück grausam zertrümmert ward.“

Sie umschlang das Kind mit beiden Armen und begann zu weinen. Der verwunderte Knabe sah bald das Bild, bald die weinende Frau an. Didier und Jenny drückten sich bewegt die Hände.

Durch ein allgemeines Gespräch lenkte man Zoë's Aufmerksamkeit endlich von dem Bilde ab. Bei dieser Gelegenheit erfuhr sie die bevorstehende Abreise nach Paris.

„Folgen Sie uns gern dahin?“ fragte Jenny.

„Mir ist jeder Ort in der Welt lieb, wo es mir gestattet sein wird, nach meiner Weise glücklich zu sein!“ war die Antwort.

Abends theilte Didier dem Doctor die Ankunft der Mutter des Knaben mit, zugleich auch den Zufall, der sie in das Hôtel Dürand geführt hatte.

„Vortrefflich,“ rief Pietri, „nun ist Ihre Braut rein, wie das Sonnenlicht! Ich beneide Sie, Freund Didier: Sie werden der Gatte einer schönen, reichen und tugendhaften Frau sein, diese drei Eigenschaften findet man nicht oft beisammen.“

Pietri verbarg sein Erstaunen und seinen Groll, und ging zeitig zu Bette. Am nächsten Tage fragte der Doctor seinen ehemaligen Secretair:

„Wann reis't Lady Sutherland nach Paris?“

„In drei bis vier Tagen — wenn bis dahin der Verkauf des Mobiliars beendet ist.“

„So verläßt sie Marseille später, als ich.“

„Gehen Sie nach Paris?“

„Nein. Ich bin von der Regierung beauftragt, das westliche Frankreich zu bereisen, in dem sich häufig verheerende Epidemien zeigen. Binnen drei Monaten erwartet die Academie Bericht und Vorschläge über die Maßregeln, die zum Schutze der betreffenden Provinzen zu ergreifen sind. Die mir gestellte kurze Frist macht es nöthig, daß ich noch heute abreise.“

„Heute noch, Doctor?“

„In zwei Stunden. Sie wissen, daß es mir vergönnt war, Lady Sutherland einige wichtige Dienste zu leisten.“

„Dienste, die sie Ihnen zur höchsten Dankbarkeit verpflichten.“

„Ich kenne das gute Herz der Lady. Um diese Dankbarkeit nicht zu

provociren, bitte ich Sie um die Gefälligkeit, der liebenswürdigen Dame meinen Abschiedsgruß zu überbringen. Im Januar oder Februar sehen wir uns in Paris wieder."

Es war unmöglich, den Entschluß des uneigennützigen Doctors schwanken zu machen. Er packte seine Koffer, ließ sie zur Post schaffen und reis'te ab. Didier überbrachte Jenny seine Grüße. Die nun folgenden Tage waren den letzten Vorbereitungen zur Uebersiedelung nach Paris gewidmet. Am fünften Tage verließen zwei große, bequeme Reisewagen Marseille. In dem ersten befanden sich Jenny, Didier, Zoë, Mark und Jean, der seinen Sitz neben dem Postillon hatte; in dem zweiten saß der Kapitain Renaud mit seiner Familie. Das Landhaus in den Weinbergen war durch Kauf an einen reichen Winzer übergegangen.

Die Reise ward glücklich vollbracht. In Paris bezogen beide Familien ein großes Haus, das Jenny miethete. Kaum war man eingerichtet, so erhob Renaud im Namen der Erben des Fabrikanten Masson gegen den Advokaten einen Prozeß. Das Zeugniß Didier's stellte den Betrug fest, den der Verklagte in Neu-York begangen hatte. Auf Grund dieser ersten entdeckten Veruntreuung nahm man eine Revision der ganzen Erbschaftsangelegenheit vor. Das Resultat war für die Kläger ein günstiges: sie erhielten, da der Advokat reich war, das von den Kapitalien zurück, was als unterschlagen ermittelt wurde. Es war dies vielleicht die Hälfte des Vermögens, aber immer genug, um Renaud und dem Doctor in Havre eine sorgenfreie Existenz zu sichern. Der Kapitain benützte sein Kapital zur Gründung eines kaufmännischen Geschäfts. Seine überseeischen Bekanntschaften kamen ihm dabei vortrefflich zu statten.

Nach drei Jahren war der Prozeß beendet, und Didier war Jenny's Gatte. Von dem Doctor Pietri hatte man Nichts wieder erfahren, er war spurlos verschwunden. Aber der Verfasser kann dem Leser sagen, daß der Doctor eine Reise nach Martinique angetreten hatte, um seine Ansprüche an das Vermögen Saint-Ange's zu sichern und sich mit dem Gouverneur auf einen Fuß zu stellen, der seinen Absichten förderlich war.

Die Aufforderungen zur Entdeckung des Knaben erließ man in Blättern, von denen man wußte, daß sie den in Paris wohnenden Familien nicht zu Gesicht kamen. Somit ward dem Gesetze genügt, ohne den Absichten Pietri's und des mit ihm verbündeten Gouverneurs zu schaden.

Von den bedeutenden Zinsen ward nur wenig zu dem Kapitale geschlagen, da Pietri und der Gouverneur sich darin theilten. Die Wirksamkeit dieser beiden Männer, die Zoë und ihr Kind mit einem geheimnißvollen Netze umspannen, sollte sich bald zeigen.

Fünf Jahre waren verflossen.

Didier's sehr glückliche Ehe mit Jenny blieb kinderlos. Dieser Umstand kam Mark zu statten, denn die beiden Gatten liebten den Knaben wie ihr eignes Kind. Jenny hatte ihn als Wittwe Sutherland adoptirt, und um den Mann zu ehren, dem sie das große Vermögen verdankte, sollte sein Name fortleben: man nannte den Knaben Mark Sutherland. Mark erhielt eine aristokratische Erziehung, die bei seinen glänzenden Talenten herrliche Früchte trug. Als er vierzehn Jahre zählte, brachte man ihn in eine der ersten Unterrichtsanstalten der Residenz. Zoë, die Gesellschaftsdame der Madame Lambert, war glücklich, wenn sie ihren Sohn bewundern konnte. Mehr hatte sie ja nicht vom Schicksal gefordert, als daß er frei sein und eine des Menschen würdige Stellung im Leben einnehmen möge. Und

jetzt wurden selbst ihre kühnsten Wünsche übertroffen; das Kind der Sklavin ward ein fein gebildeter und reicher Mann. Wie oft fühlte sie sich versucht, dem hoffnungsvollen Knaben zu sagen: „ich bin Deine Mutter!" aber stets zähmte die Sorge für sein Glück das überwallende Gefühl, denn Mark durfte seine Abstammung nicht erfahren, die ihn nach ihrer Ansicht, kränken und entehren mußte. Je mehr sich sein Geist und sein Körper ausbildeten, je weniger Muth hatte Zoë sich zu entdecken. Sie schwor sich, den Glauben Mark's, er sei der Sohn aus der rechtmäßigen ersten Ehe Jenny's mit Sutherland, nicht zu zerstören. Zoë blieb also Madame Dolores, die Gesellschaftsdame Madame Lambert's.

Nachdem Mark drei Jahre das Colleg besucht hatte, beschloß man, seine Erziehung durch Reisen zu vollenden. Man wollte ein Jahr in London und ein Jahr in Neu-York und Philadelphia zubringen, dann sollte Paris der stete Wohnsitz der Familie bleiben.

Jean blieb als Kastellan des Hôtels in Paris zurück, er war zu alt, als daß man ihn noch zu einer Reise bewegen wollte. Renaud's Handelshaus war eins der bedeutendsten der Stadt geworden, und der thätige und redliche Geschäftsmann erfreute sich der allgemeinen Achtung.

Der Karneval, den vorzüglich die große Welt in Paris festlich begeht, war vorüber. Den letzten Tag desselben gab Didier einen Ball — er sollte der letzte vor seiner großen Reise sein. Unter den Gästen befand sich ein Amerikaner, der mit Renaud in Geschäftsverbindung stand. Er kam fast jährlich von Neu-York nach Paris, um als Agent zwischen französischen und amerikanischen Häusern thätig zu sein. Auf Renaud's Empfehlung hatte ihn Didier eingeladen.

„Sie beabsichtigen Amerika zu bereisen?" fragte er Didier.

„Ja, Herr Johnson. Zuvor jedoch werde ich ein Jahr in England zubringen."

„Ich bitte, mein Herr — geben Sie mir Gelegenheit, Ihnen die Gastfreundschaft zu vergelten, die Sie mir in Paris haben angedeihen lassen."

„Wie?" fragte Didier.

„Ich biete Ihnen mein Landhaus in der Nähe von Neu-York an. Es ist comfortabel eingerichtet, und man lebt dort fast wie in der Stadt, ohne die Annehmlichkeiten des Landlebens zu entbehren. Ich benutze es selten, da ich mich den größten Theil des Jahres auf Reisen befinde."

„Herr Johnson, ich nehme Ihr Erbieten an."

„Ihre Hand, Herr Lambert."

„Unter einer Bedingung."

„Sie sehen mich bereit, jede zu erfüllen, wenn es mir möglich ist."

„Ich gedenke ein Jahr in Amerika zu bleiben."

„Desto besser!" rief Johnson.

„Für diese Zeit miethe ich Ihnen das Landhaus ab."

„Gut, ich werde mit Renaud das Geschäft ordnen. Ehe Sie von London abreisen, bitte ich, mir einen Brief zu senden, damit ich die Vorbereitungen zu Ihrem Empfange treffen kann."

Die beiden Männer trennten sich mit der Versicherung, die in Paris angeknüpfte Bekanntschaft in Neu-York fortzusetzen.

Mark, um diese Zeit achtzehn Jahre alt, war begierig England kennen zu lernen und sich dort in der englischen Sprache, die er mit Vorliebe betrieben hatte, zu vervollkommnen.

Am Abend vor der Abreise trat der junge Mann in das Zimmer des alten Jean. Der Greis saß in einem großen Lehnstuhle und rauchte

„Herr Mark!“ rief er überrascht.

„Herr Jean!“ war die Antwort in demselben Tone.

„Oh, oh!“ brummte der Alte, indem er seine Thonpfeife bei Seite legte. „Was soll denn das heißen?“

„Ist es denn recht, daß ein Großvater seinen Enkel „Herr“ nennt? diese Lieblosigkeit verdient eine kleine Strafe! Herr Jean hat sich überhaupt in dem letzten Jahre, seit ich nur selten das Haus meiner Eltern betrat, auffallend geändert.“

„Ja, mein lieber junger Herr, daran sind Sie schuld!“ rief der Greis der seine freudige Rührung zu verbergen suchte.

„Ich? Ich?“ fragte Mark verwundert.

„Kein anderer, als Sie, mein Herr!“

„Erklären Sie mir gefälligst, mein Herr, wodurch ich diese Behandlung verdient habe?“

„Das soll geschehen; aber zuvor setzen Sie sich zu mir.“

„Zuvor nehmen Sie Ihre Pfeife wieder und rauchen Sie fort.“

„Ich sollte in Ihrer Gegenwart rauchen? Ah, es würde sich nicht schicken!“

„Dann zwingen Sie mich, die Cigarre wieder in das Etui zu stecken die ich mir so eben anzünden wollte.“

„Ah, das ist anders! Rauchen wir also beide. Prächtig, prächtig, Herr Mark! Hier ist Feuer!“

Jean hielt ein brennendes Schwefelholz an die Cigarre, wobei seine starke, knochige Hand zitterte.

„Aber Herr Jean, was ist Ihnen heute Abend?“ fragte Mark, indem er sein Rauchen unterbrach.

Der Greis mußte gewaltsam die Worte unterdrücken, die ihm auf der Zunge schwebten. Er wollte nämlich sagen: „vor siebzehn Jahren bereitete ich Dir den Kinderbrei auf der Aphrodite, und heute brenne ich Dir die Cigarre an — das ist ein Dienst, der mich unendlich glücklich macht!“ Aber er schwieg, um sein, Jenny gegebenes Versprechen nicht zu brechen.

„Sie wollen wissen,“ fragte er laut, „warum ich Sie nicht mehr „Du“ nenne? Weil Sie so groß, schön und gelehrt geworden sind. Und sehen Sie, aus diesem Grunde tragen Sie die Schuld daran. Mir will das Wort nicht mehr über die Lippen, wenn ich Sie ansehe. Ich habe Ihren Vater gekannt, den seligen Herrn Sutherland — Sie sehen ihm so ähnlich, als ob Sie ihm aus den Augen geschnitten wären. Ist mir doch, als ob ich mit ihm selbst spräche.“

„Jean, ich komme, um Abschied zu nehmen — morgen treten wir die Reise nach England an. Sollen wir als Feinde scheiden?“

„Das wolle Gott verhüten!“

„Nun, so bleibe Alles beim Alten: Du nennst mich Deinen Mark, und ich nenne Dich Papa Jean. Abgemacht, Jean — es dürfen keine Neuerungen unter uns eintreten.“

Dem alten Manne traten die Thränen in die Augen. Mit zitternden Händen ergriff er den Kopf seines Zöglings, und drückte einen Kuß auf die schöne, mattweiße Stirn desselben. Mark dagegen umschlang den Hals des Greises und küßte ihm den Mund.

„O, mein Gott," rief Jean, „fast möchte ich meinen Enkel begleiten, um ihm die letzten Tage zu widmen, die mir der Himmel noch vergönnt. Ich bin alt; wer weiß, ob ich Deine Rückkehr noch erlebe."

„Jean, sprechen wir nicht von so traurigen Dingen!"

„Ja, ja, ich dachte soeben darüber nach, als Du eintratest. Ich bin ein alter Seemann — nächsten Monat habe ich mein sechsundsiebzigstes Jahr zurückgelegt — der größte Theil meines Lebens ist auf dem Meere verflossen — da hat man denn seine Erfahrungen gemacht."

„Gewiß, Jean, Du mußt reich an Erfahrungen sein; aber wie kannst Du diese Erfahrungen auf unsere Trennung anwenden wollen?"

„Sieh', mein lieber Mark, so oft uns ein Unglück treffen sollte, so oft hatte ich eine Ahnung davon. Mir ward dann so ängstlich zu Muthe, als ob ein Schraubstock mir das Herz zusammenpreßte. Und richtig, das Unglück blieb nicht aus. Stets ereignete sich etwas, das mir Schmerz und Kummer bereitete. Einmal trennte ich mich von meiner Frau, um eine Reise nach England anzutreten, von der ich nach sechs bis acht Wochen zurückkehren sollte. Das war nun zwar für einen Matrosen eine kleine Reise; aber mir war so seltsam ängstlich um's Herz, als ich mein Weib und meinen Knaben von einem Jahre beim Abschiede an meine Brust schloß, als ob ich mich für ewig von ihnen trennen müßte. Was hat denn das zu bedeuten? fragte ich mich. Eine Fahrt nach England ist so gut, wie Nichts! Die Bedeutung sollte mir bald klar werden. Unsere Reise ging sehr glücklich von statten, und wir liefen vierzehn Tage früher in den Hafen wieder ein, als wir gedacht hatten. Ich jubelte, und spottete der Ahnungen, der Vorgefühle. Das Dorf, das meine Familie bewohnte, lag eine Stunde von Marseille. Ich wollte sie überraschen, und eilte hinaus, quer über das Feld. — Schon sah ich mein kleines Häuschen mit den weißen Mauern und dem rothen Ziegeldache — ich hatte nur noch um die Ecke eines hohen Gartenzauns zu biegen — Da kam mir ein Leichenzug entgegen. Mark, man begrub mein Weib und mein Kind, sie waren Beide plötzlich an der Cholera gestorben, die sich aus dem Dorfe einige Opfer geholt hatte. War das Ahnung, war das ein Vorgefühl gewesen?" fragte Jean. „Das Meer hatte mich verschont, damit ich dieses grausame Leid auf dem Lande erlebte. Da beschloß ich, mich nie wieder zu verheirathen, ich wollte frei von allen Banden bleiben, welche die Liebe um die Herzen der Menschen schlingt. Aber der Mensch denkt, und Gott lenkt. Schon war mein Haupt grau, da ward ich wieder an ein Kind gefesselt, das so alt war wie mein Frederic, als er starb. Und wissen Sie, wer dieses Kind war?"

Statt der Antwort umarmte Mark den guten Alten zum zweiten Male.

„Ja," fuhr er fort, „mir ist heute so bange um's Herz wie zu jener Zeit, als ich die Reise nach England antrat. Auch Du, mein lieber Sohn, reisest nach England. Du wirst, wie ich wiederkehren, wirst aber den alten Jean nicht mehr antreffen, den man in der Zeit begraben hat — wie mein Weib und mein Kind. Nun, dann besuche mein Grab, und schicke ein Gebet für meine arme Seele zum Himmel empor."

„Jean, Deine frohe Laune hat Dich ganz verlassen! Warum soll meine Rückkehr von England eine eben so traurige sein, als die Deinige? Nein, Du wirst ein ruhiges, bequemes Leben führen, daß Du gesund bleibst, und wirst mir die Thür unsers Hauses öffnen, wenn ich von der

Reise zurückkomme. Jetzt begleite mich zu meinen Eltern, Du sollst den Abend bei ihnen verbringen."

Der junge Mann ergriff den Arm des Greises und zog ihn mit sich fort. Gleich darauf betraten sie den Salon, in dem die beiden Gatten und Zoë sich befanden.

Der Greis mußte das Souper an dem Tische seiner Herrschaft einnehmen. Nach dem Souper trat er zu Madame Dolores, die allein und nachdenkend im Schatten einer Fenstervertiefung stand.

„Madame Dolores," flüsterte er, „Sie reisen mit Herrn und Madame Lambert nach England?"

„Ja, mein guter Jean!"

„So werde ich ruhiger sein."

„Warum?" fragte Zoë ängstlich, die stets für ihren Sohn fürchtete.

„Weil Sie unsern Mark nicht einen Augenblick außer Acht lassen werden."

„Dessen seien Sie gewiß!" flüsterte sie zurück, indem sie dem Greise dankbar die Hand drückte.

„Ach, Sie kennen ja das feste Band, das mich an den jungen Mann fesselt. Meine Liebe treibt mich, ihm wie sein Schatten zu folgen."

„Die Mutterliebe ist ein starker Schutzgeist. Ach, wäre ich nicht so alt, mich hielt keine Macht der Welt in Paris zurück."

Jenny hatte sich mit Mark an den Flügel gesetzt. Beide trugen ein Stück zu vier Händen mit großer Virtuosität vor. Didier saß lauschend, den Kopf zurückgebogen, in einem Sessel. Jean beobachtete Dolores, die ganz Entzücken, ganz Bewunderung war. In ihren immer noch schönen Zügen las man den Stolz und die Freude, die sie über ihren Sohn empfand.

„Madame Dolores!" flüsterte Jean, während das Spiel fortdauerte. „Sie reisen morgenfrüh zeitig ab."

„Ja, mein lieber Jean."

„So muß ich Sie jetzt auf ein merkwürdiges Zusammentreffen aufmerksam machen."

„Was ist es?"

„In dieser Nacht vor siebzehn Jahren kamen Sie mit Herrn Denambuk auf die Aphrodite. Ah," fügte er stolz hinzu, „ich vergesse die Tage nicht, die meinem Leben von Wichtigkeit sind."

Zoë faltete die Hände, und sandte einen Blick zum Himmel.

„Es war eine schreckliche, leidvolle Nacht!" flüsterte sie. „Mit blutendem Herzen folgte ich meinen Peinigern, das arme Kind Gott und guten Menschen vertrauend."

„Da sitzt der kleine Schreihals, den ich in der Kajüte des Kapitains vorfand! Damals kochte ich ihm eine Suppe von Schiffszwieback — diesen Abend habe ich ihm eine Cigarre angezündet. Madame Dolores, wir können Beide mit dem Wechsel der Dinge zufrieden sein! Der Knabe, den wir Mark tauften, ist ein schöner, stattlicher junger Mann geworden."

„Könnte ihn Denambuk sehen!" flüsterte Zoë gerührt vor sich hin.

„Er sieht ihn, Madame Dolores!" antwortete leise der Greis, der diese Worte gehört hatte. „Glauben Sie es nur, er sieht ihn von dort oben herab."

„Still, das Spiel ist zu Ende!"

Jean und Zoë schlossen sich nun der allgemeinen Unterhaltung an. Man trank zeitig den Thee, und trennte sich.

„Wir nehmen morgen früh Abschied!" rief Mark Sutherland dem Greise zu.

„O, Dein Großvater wird zeitig auf dem Platze sein! Glaube nur, er ist noch rüstig.“

„Und darum werde ich ihn sicher wiedersehen!“ sagte der junge Mann, indem er ihm herzlich die Hand drückte.

Dann grüßte er freundlich Madame Dolores und zog sich in sein Zimmer zurück. Als Herr und Madame Lambert den Saal verlassen hatten, waren Jean und Zoë allein. Die Mulattin warf sich weinend an die Brust des Greises. Jean verstand die arme Frau.

„Ja, es ist schmerzlich für eine Mutter, wenn der Sohn sie für eine Fremde halten muß!“ rief er aus. „Aber fassen Sie Muth, Madame; was Sie thun, thun Sie zum Besten Ihres Kindes. Sie bringen ein großes, ein schweres Opfer; aber Gott segnet es, Ihr Lohn bleibt nicht aus.“

„Könnte ich ihn nur ein Mal an meine Brust drücken, könnte ich nur ein Mal den Namen „Mutter“ von ihm hören! Ach, Jean, Sie haben das Kind erzogen, Sie haben, man kann es wohl sagen, Mutterstelle bei ihm vertreten — dafür empfangen Sie Ihren Lohn durch die innige Zuneigung des Kindes, es liebt Sie, und weiß, was es Ihnen zu danken hat. Aber was wird mir zum Lohne für die unsäglichen Leiden, für die martervollen Qualen, die ich erduldet habe? Ich muß meinem Sohne eine Fremde bleiben, um sein Glück nicht zu zerstören! Fast fürchte ich, daß ich der Last erliege, die mir das Schicksal aufgebürdet hat.“

Es gelang Jean, den Muth der armen Mutter wieder aufzurichten. Nachdem Zoë versprochen hatte, jeden Monat, so lange die Abwesenheit von Paris dauerte, einen Brief zu senden, ging Jean in sein Zimmer. „Ich kann zwar nur wenig oder gar nicht lesen,“ murmelte er vor sich hin; „aber Renaud weiß ja um das Geheimniß, er mag mir die Briefe vorlesen.“

Am nächsten Morgen war Jean zeitig wach. Als der Wagen vorfuhr, der die Reisenden nach Calais bringen sollte, stand er an der Thür. Alle umarmten den Greis, in dessen Augen Thränen standen.

„Vergessen Sie die Briefe nicht!“ flüsterte er Zoë zu, die weinend mit dem Kopfe nickte.

Jean schloß die Thür, und der Wagen rollte davon.

Epilog.

1. In London.

Didier Lambert befand sich seit drei Monaten mit seiner Familie in London. Er bewohnte ein Haus in der City, das ihm ein befreundeter Kaufmann, den er in Paris kennen gelernt, abgetreten hatte. Mark besuchte die beste Lehranstalt der Hauptstadt; er war ein junger Mann von fast neunzehn Jahren, und blieb sich jetzt mehr überlassen, als sonst. Zoë war nicht mehr die Gouvernante, sie war die stete Begleiterin, die Freundin Jenny's, die sie wie eine Schwester liebte. Die gemeinsame Liebe zu dem aufblühenden jungen Manne umschlang sie wie ein zwar zartes, aber festes Band, und Zoë hatte längst aufgehört, eifersüchtig auf Jenny zu sein, da sie das Glück erkannte, dessen sich ihr Sohn unter dem Schutze

seiner vermeintlichen Mutter erfreute. Es war ja Alles erreicht, was sie gewünscht und geträumt hatte. Selbst Denambuk hätte seinem Sohne nicht mehr gewähren können, wenn er am Leben geblieben und Zoë's Mann geworden wäre.

Die fashionable Welt der britischen Hauptstadt ist für einen Fremden nicht leicht zugänglich; aber dem reichen Didier Lambert öffneten sich doch so manche Kreise, die jedem andern verschlossen geblieben wären. Jede Woche erhielt er Einladungen zu reichen Kaufleuten, die um diese Zeit ihre Landhäuser in der Nähe von London bewohnten. Zu den neuen englischen Freunden gehörte auch der Großhändler Maitland, ein Kaufmann, dessen Vermögen man auf zehn Millionen Guineen schätzte. Der Zufall hatte es gewollt, daß William Maitland, der Sohn des Kaufmanns, dasselbe Collegium besuchte, dem man Mark vertraut hatte. Wie Lambert, so hatte auch Maitland bei der Erziehung seines Sohnes den Zweck im Auge, aus ihm einen vollendeten Elegant zu machen, der mit Anstand das große Vermögen genießen konnte, dessen Herr er dereinst sein würde. Dieses Collegium nun entsprach vollkommen dem angedeuteten Zwecke, und die Zöglinge desselben wurden in den sogenannten modernen Wissenschaften ausgebildet. Mark hatte so vortreffliche Anlagen, daß er um die Zeit, wo wir unsere Erzählung wieder aufnehmen, ein schon fast vollendeter Dandy war. Er spielte vortrefflich Piano, zeichnete recht hübsch, war ein ausgezeichneter Reiter und machte vor allen Dingen eine elegante, geschmackvolle Toilette.

Hendon ist ein reizendes Dorf, vier englische Meilen von London entfernt. Das prächtigste Landhaus dieses Dorfes bewohnte im Sommer die Familie Maitland. Der Kaufmann gab das erste große Sommerfest, wozu auch die Familie Lambert geladen war.

An einem prachtvollen Sommertage gegen Ende des Monats Juli verließ Didier mit seinen beiden Damen in einer eleganten Equipage London. Neben dem leichten Wagen ritt Mark auf einem schlanken, braunen Engländer. Der junge Mann trug ein Reitkostüm, das ihm vortrefflich stand: einen hellblauen Frack mit Goldknöpfen, eine feine weiße Lederhose, lackirte Stiefel mit braunen Stulpen und silbernen Sporen, und eine grüne Jagdmütze. Feine weiße Stulphandschuhe bekleideten die Hände. In seinem mattweißen, ein wenig schattirten jugendlichen Gesichte zeigten sich die ersten Spuren eines schwarzen Bartes.

Zoë, die immer noch den Namen Madame Dolores führte, verfolgte mit dem Wohlgefallen, das nur eine Mutter empfinden kann, den stattlichen Reiter.

„Sind Sie mit unserm Mark zufrieden?" fragte Jenny, die die Empfindungen der Mutter in dem Gesichte derselben las.

Dolores traten die Freudenthränen in die dunkeln Augen.

„Sie sind die zweite Vorsehung des armen Menschen!" rief sie. „Gott lohne es Ihnen! Wie leicht kommt mir, Ihrer Großmuth gegenüber, das Opfer vor, das ich bringe."

„Dolores, Sie setzen Ihr Verdienst herab!" sagte Jenny, indem sie ihr freundlich die Hand drückte.

„Ach, Ihnen verdankt er ja, daß er nicht ein Sklave, sondern ein freier, glücklicher Mann ist. Was hätte meine Mutterliebe gegen die Tyrannei vermocht? Milady, Sie haben zwei Seelen vom Verderben gerettet!"

„Madame Dolores vergißt," antwortete Didier, „daß sie uns einen Sohn gegeben hat."

„Ah," rief Jenny, indem sie lächelnd ihren Mann ansah, „dies ist ein Dienst, den wir Beide Ihnen kaum lohnen können."

In diesem Augenblicke saus'te Mark an dem Wagen vorüber. Er grüßte und deutete auf einen Reiter, der ihm in der Entfernung entgegenkam. Es war William, der Sohn des Kaufmanns Maitland. Beide vereinigten sich, setzten über einen breiten Graben, und verschwanden nach einigen Minuten im Felde.

Dolores hatte sich erhoben und sah den Reitern nach.

„Mein Gott," flüsterte sie ängstlich, „wenn er nur keinen Schaden nimmt!"

Didier beruhigte sie.

„Die jungen Leute schlagen ohne Zweifel einen nähern Weg durch das Feld ein; sie werden früher in dem Landhause sein, als wir."

Nach einer Viertelstunde fuhr der Wagen in einen Hof. Aus dem eleganten Landhause traten Diener in glänzender Livree. Sie öffneten den Schlag, und halfen den Gästen aussteigen. Ein schwarz gekleideter Hofmeister führte die Gäste in einen Saal, dessen hohe Flügelthüren geöffnet waren und die Aussicht in einen reizenden Park gewährten. Didier und seine Damen waren die ersten Gäste; Herr und Madame Maitland erschienen, um sie zu empfangen. Dolores sah sich vergebens nach Mark Sutherland um, weder er noch sein Freund waren anwesend. Jenny bemerkte die Aengstlichkeit der Mutter. Um sie zu beruhigen, theilte sie dem Hausherrn das Begegnen der beiden jungen Leute mit.

„William holt eine befreundete Familie aus der Nachbarschaft ab," antwortete der Kaufmann. „Wenn Sir Sutherland ihn begleitet, so haben wir ihn erst in einer halben Stunde, vielleicht auch später, zu erwarten."

Dolores war beruhigt. Man trat einen Spaziergang durch den schattigen, duftenden Park an. Wir verlassen das Landhaus des Herrn Maitland, und begleiten die beiden Reiter, die nach einer halben Stunde bei einem Dorfe ankamen. Zwischen den blühenden Gehägen ließen sie ihre Pferde langsam gehen.

„Sind wir bald am Ziele?" fragte Mark.

„Himmel, wie Du drängst!" rief William, ein blonder, zwanzigjähriger junger Mann, ein echter Schüler des modernen Collegs. „Hast Du es denn so eilig?"

„Ich habe meine Eltern verlassen, ohne ihnen zu sagen, wohin ich reite."

„Bist Du denn ein Sklave Deiner Eltern?"

„Sie werden ängstlich sein, wenn sie mich vermissen."

„Mein Freund, diese Aengstlichkeit mußt Du ihnen abgewöhnen. In unserm Alter darf ein Mann von Welt und gutem Tone nicht mehr unter der Autorität anderer Personen stehen. Die Freiheit ist das höchste Gut des Mannes, und ich will sie, selbst durch die Zärtlichkeit meiner Eltern, nicht beeinträchtigt sehen. Uebrigens beruhige Dich, Du wirst, wenn die Damen, die wir abholen wollen, bereit sind, bald Deiner Mama die Hand küssen."

„Damen willst Du abholen?" fragte Mark verwundert.

„Reizende Geschöpfe! Sie werden die Perlen unsers heutigen Festes sein. Ah, Mark, wenn Du sie siehst, wirst Du meinen Enthusiasmus theilen. Bemerkst Du das Landhaus mit den Säulen dort am Hügelabhange?"

„Ja."

„Dort wohnen die Schönen. Ich würde untröstlich sein, wenn wir sie versäumt hätten, wenn sie schon nach dem Landhause meines Vaters abgefahren wären."

„In diesem Falle müßten sie uns doch begegnet sein," entgegnete Mark.

„Wir haben einen Feldweg, der näher ist, eingeschlagen; die Fahrstraße zieht sich hinter jenem Hügel hin. Es ist mir lieb, Freund, daß Du mir begegnet bist."

„Warum?"

„Weil ich Dir jetzt die Schöne zeigen kann, die ich anbete."

„Wird sie nicht bei dem Feste sein?"

„Gewiß; aber Du sollst sie nicht in der lästigen Umgebung, Du sollst sie kennen lernen, wenn sie sich ungezwungen bewegt. O, Mary ist ein Engel!"

„Du sprachst von mehreren Damen, William?"

„Ganz recht; Mary hat noch eine jüngere Schwester, Helene; sie ist zwar nicht so blendend schön, wie Mary, aber immer noch so interessant, daß sie die besondere Aufmerksamkeit eines Mannes, wie Du bist, verdient. Ich empfehle Dir Helene, mein Freund; bewirb Dich um ihre Gunst, und Du hast ein Wesen gefunden, das Deinem Leben eine poetische Abwechselung giebt. Glaube mir, es ist etwas Herrliches um die Liebe; man erhält durch sie eine zweite, schönere Atmosphäre, in der es sich leicht und süß athmet. Mit einem Worte, das Leben wird romantisch. Wir reichen Leute haben keinen Wunsch, der nicht befriedigt werden kann, und diese ewige Befriedigung bringt eine unerträgliche Monotonie hervor. Aber wenn man liebt, so sehnt man sich nach dem Gegenstande seiner Liebe, und da diese Sehnsucht nicht immer befriedigt werden kann, so entsteht eine wohlthuende Abwechselung."

„Nimmt Mary Deine Bewerbungen an?" fragte Mark.

„O, gewiß! Leider können wir uns nicht allein sprechen, da sie Helene stets begleitet. Das ist lästig und unangenehm. Aber durch Deine Hülfe hoffe ich diese Mißlichkeit zu beseitigen. Sollte Helene auch den gewünschten Eindruck nicht auf Dich ausüben, so wirst Du doch aus Gefälligkeit für mich sie zu beschäftigen wissen. Willst Du mir das versprechen?"

Mark lächelte über das Ansinnen des Freundes.

„Du kannst auf mich zählen," antwortete er. „Ich werde mein Möglichstes thun, um Dir meine Freundschaft zu beweisen. Aber wenn ich die gut gemeinte Absicht nicht erreiche . . . ?"

„Ah, das fürchte ich nicht!"

„Dein Vertrauen ist mir unerklärlich, William."

„Dann würdest Du die französische Nation blamiren, die in dem Rufe der galantesten der Welt steht. Doch still, wir sind an dem Parke des Sir Brooke, des Vaters unsrer beiden Göttinnen."

William deutete auf ein von Epheu und andern Schlingpflanzen durchwachsenes Eisengitter, das sich rechts am Wege hinzog. Die beiden Reiter konnten über das Gitter hinweg in den Park sehen. Grüne Rasenplätze, farbige Blumenbeete und duftige Strauchgruppen boten dem Auge eine entzückende Abwechselung. Durch das Grün der Blätter schimmerte lieblich das weiße Landhaus, dessen glänzendes Schieferdach über die Zweige emporragte.

„Sir Brooke ist ein reicher Mann!" flüsterte William.

„Kaufmann?“

„Wie mein Vater.“

„Und die Mädchen?“

„Sind gebildet, wie die Töchter eines Lords.“

„Sprechen sie französisch?“

„Wie Du englisch!“

Eine Baumgruppe, die dicht am Gitter stand, verdeckte auf einige Augenblicke die Aussicht über den Park. Der junge Sutherland hegte eben nicht große Erwartungen von der Tochter Brooke's, die ihm William zugedacht hatte. Er konnte sich selbst eines leichten Verdrusses bei dem Gedanken nicht erwehren, daß er dem Mädchen den Hof machen sollte, um es als einen lästigen Gegenstand zu beseitigen. Seine Gesinnungen waren noch nicht so fashionable, daß er mit einem armen Mädchen, ohne sich Vorwürfe zu machen, ein leichtes Spiel treiben konnte.

Plötzlich war die Baumgruppe verschwunden, und es bot sich die Aussicht über den freien Platz vor dem Landhause. In einem Wege, der sich in Schlangenwindungen zwischen dunkelgrünem Rasen dem Gitter zu zog, sah man zwei Mädchen Arm in Arm langsam spazieren gehen. Auf das Geräusch der Hufschläge wandten sie sich. Sie waren kaum zwanzig Schritte von dem Gitter entfernt, das die beiden Reiter von ihnen trennte. Mark unterschied unter den großen Strohhüten mit blauem Bande zwei jugendlich blühende Gesichter. Die Gestalten der Mädchen, die Zwillingsschwestern glichen, waren schlank und üppig. Beide trugen leichte Kleider von weißer chinesischer Seide. Die Reiter hielten ihre Pferde an und grüßten über das Gitter hinweg.

„Sir Maitland!“ riefen zwei kindliche Stimmen zugleich.

„Der kommt, um die Damen zum Feste abzuholen!“ fügte William hinzu.

Die Mädchen kamen rasch dem Gitter näher. Mark gewahrte wirklich einen merklichen Unterschied in den beiden Gesichtern. Das eine war rund und rothwangig unter einem hellblonden Haare; das andere war oval, leicht geröthet und mit einem mattweißen Teint bei schwarzem Haare. Diese mußte Mary sein, die Auserkohrene William's, denn sie war offenbar schöner, viel schöner, als jene mit dem runden, schneeweißen Gesichte und rosenrothen Wangen.

„Vater und Mutter sind noch bei der Toilette,“ sagte heiter und unbefangen das Madonnengesicht. „Wir warten mit Ungeduld, daß sie erscheinen und das Zeichen zur Abfahrt geben. Sir Maitland wird uns die Ehre erzeigen, und uns bis dahin Gesellschaft leisten!“ fügte sie mit einer graziösen Verneigung hinzu.

„Der glückliche Maitland, meine Schöne, wird die Ehre haben, Ihrem Wunsche, der mir Befehl ist, sogleich nachzukommen!“ beeilte sich William zu antworten.

„Das ist Mary!“ dachte Mark. „Ich werde eine schwere Aufgabe zu erfüllen haben!“ fügte er flüsternd hinzu, indem er die blonde Schönheit, die kaum zwei Worte gesprochen hatte, ansah.

William sprengte voran. Mark folgte. Im nächsten Augenlicke ritten sie in ein Gitterthor, das in einen Vorhof führte, der sich an der Giebelseite des stattlichen Hauses hinzog. Vor der Freitreppe des Hauses hielt ein mit zwei glänzenden Pferden bespannter Wagen. Zwei Bediente standen harrend an dem geöffneten Schlage. Die ganze Treppe herab, bis zu dem Tritte des Wagens, lag ein rother Teppich. Mark faßte diese Ein-

zelnheiten, die von dem Reichthum und der Eleganz des Besitzers zeugten, mit einem Blicke in's Auge.

Kaum erschienen die Reiter in dem Hofe, so eilten auch zwei Jockeys herbei, hielten ihnen den Bügel beim Absteigen und nahmen die Pferde in Empfang. William ergriff den Arm seines Freundes, und trat mit ihm durch eine Gitterthür in den Park. Die beiden Mädchen kamen langsam näher. Bald standen sich die beiden Paare einander gegenüber. Die Freunde grüßten.

„Sir Mark Sutherland, mein Freund und Studiengenosse!" sagte William vorstellend.

Die jungen Mädchen verneigten sich. Beider Blicke ruheten auf dem schlanken, interessanten jungen Manne, dessen ungezwungenes, elegantes Wesen das mehr als freie Benehmen William's verdunkelte.

Als Mark die Augen aufschlug, trafen seine Blicke die des schönen Mädchens mit dem ovalen Gesichte. Wie geblendet, senkte er die Augen wieder, die Blicke aus den himmelblauen Augen drangen ihm tief in das Herz.

„Der Freund Sir Maitlands ist uns herzlich willkommen!" antwortete leise eine wunderliebliche Stimme.

Der arme Mark war so verwirrt, daß er nicht wußte, welchem der beiden Mädchen diese Stimme angehörte; aber er nahm an, daß das Madonnengesicht gesprochen habe, denn diese Stimme paßte nur zu dem herrlichen himmelblauen Auge. Mit Schrecken gedachte er der ihm gestellten Aufgabe. Schüchtern sah er das blonde Mädchen an. Ihr Teint war schneeweiß, Lippen und Wangen waren frisch und purpurroth; Hals, Busen und Arme, die nur halb ein leichter Spitzenflor verhüllte, waren üppig, wie aus Alabaster geformt — aber sie glich einer schönen Statüe mit einem mißlungnen Haupte. Die lichtblauen Augen unter hellen Brauen waren ausdruckslos, und die breiten Züge kalt wie Marmor.

„Mir scheint," begann William, „Miß Mary ist heute sehr schweigsam! Soll ich fürchten, daß sie zu dem Feste nicht disponirt ist, daß sie vielleicht ungern nach Hendon geht?"

„Nein, Sir William, sie hofft vielmehr eine wohlthätige Zerstreuung von diesem Feste."

Die Madonna hatte diese Antwort ertheilt. Es unterlag keinem Zweifel: sie war die Geliebte des glücklichen Maitland.

„Sie werden sehen, daß wir Alles angewendet haben, um unsern Gästen Zerstreuung zu gewähren. Das Feuerwerk diesen Abend wird ein brillantes sein. Master Green, der Feuerwerksheld dieses Sommers, hat seine ganze Kunst aufgeboten."

In diesem Augenblicke erschien ein Diener, und meldete, daß die Herrschaft den Wagen besteigen wolle.

„Die längst ersehnte Stunde schlägt!" rief die Sprecherin. „Sir Maitland wird die Güte haben, seinen ehrenwerthen Freund meinen Eltern vorzustellen, die so eben auf der Treppe erscheinen."

Man ging nach dem Perron, wo die Vorstellung stattfand. Mr. Brooke war ein trockener, einsilbiger Mann, er grüßte gemessen, indem er eine gewöhnliche Höflichkeitsphrase aussprach. Mistreß Brooke aber, obwohl sie schon vierzig Jahre zählen mochte, war eine schöne, elegante Dame. Ihre Toilette war reich und geschmackvoll, sie verrieth, wie ihr ganzes Benehmen, die stolze, reiche Kaufmannsfrau der City von London. Sie sprach das Englisch geläufig, aber mit Beimischung eines fremden Accen-

tes. Während der Unterhaltung, die sie mit den beiden jungen Männern führte, hatten sich die Töchter entfernt; sie erschienen wieder in vollständiger Toilette. Beide trugen reizende Hüte von weißer Seide und leichte Atlas-Mantillen von derselben Farbe, die nachlässig auf den runden Schultern lagen. Die Familie Brooke bestieg den Wagen. Der Zufall fügte es, daß Mark dem Madonnengesichte die Hand reichen konnte. Ein seltsames Feuer, das er bis dahin nicht gekannt, durchzuckte seinen ganzen Körper bei der Berührung des entzückend schönen Mädchens, das für den geleisteten Dienst durch einen Händedruck dankte.

Der leichte Wagen verließ den Hof. Die beiden Freunde bestiegen ihre Pferde und folgten.

„Eile nicht!" rief Mark.

„Warum?" fragte William, der wirklich große Eile zu haben schien.

„Ich muß Dich um etwas fragen."

„Bester Freund, frage mich in Hendon; jetzt müssen wir als galante Cavaliere unsere Pflicht erfüllen."

Sie sprengten weiter. In zwei Minuten hatten sie den rasch fahrenden Wagen erreicht. William ritt links, Mark rechts neben der Equipage. War es wiederum Zufall, daß er sich an der Seite befand, welche das schöne Mädchen eingenommen hatte? Mistreß Brooke saß im Fond, ihr gegenüber die liebliche Tochter, welcher der Reiter jetzt nach Gefallen in's Gesicht sehen konnte. Aus Artigkeit knüpfte Mark mit der Mutter ein Gespräch an, in das auch bald die Tochter verwickelt wurde.

„Sie sprechen von einem Balle?" wandte sich die Mutter zu dem Reiter links. „Werden wir auch einen Ball in Hendon haben?"

„Gewiß, Mistreß Brooke!" antwortete William. „Es ist zu diesem Zwecke ein eigener Pavillon im Parke errichtet. Wir werden unter Blumen und grünen Zweigen tanzen."

„Ich zürne Ihnen, Sir William!" rief die Schöne.

„Ich bin untröstlich! Aber warum, meine verehrte Miß?"

„Hätten Sie ein Wort von dem Balle gesagt, so würden wir eine andere Toilette gewählt haben."

„O, ich freue mich, daß es unterblieben ist!" rief William.

„Das ist eine boshafte Freude!" rief scherzend die Schöne.

„Immerhin; aber sie liegt so tief in meinem Interesse begründet, daß ich sie nicht unterdrücken kann."

„Ich bin neugierig, dieses Interesse kennen zu lernen."

„Miß Mary ist in der gegenwärtigen Toilette bereits so schön, daß sie alle jungen Damen der Gesellschaft überstrahlen muß. Was würde geschehen, wenn sie eine noch verführerische Balltoilette gewählt hätte?"

„Sie verstehen es, zu schmeicheln!" rief lächelnd die Mutter.

„Immerhin," fügte die Schöne hinzu; „die Schmeichelei wird Ihr Versehen nicht wieder gut machen!"

„So muß ich auf andere Mittel finnen," rief William, „um Ihren Zorn zu besänftigen.

„Versuchen Sie es, Sir!"

„Ich frage meinen Freund, ob mein Vergehen so groß ist?" rief William Maitland.

Mutter und Tochter sahen den jungen Mann erwartungsvoll an; es schien, als ob sie aus der Antwort auf seine Intelligenz schließen wollten.

„Ich pflichte meinem Freunde bei," antwortete Mark sehr artig; „die

Toiletten der Damen sind so geschmackvoll gewählt, daß ich sie der blendendsten Balltoilette vorziehe."

„Sir Sutherland ist ein getreuer Freund!" antwortete erröthend das Madonnengesicht.

„Auch ein strenger Richter, Miß Brooke," sagte Mark. „Die Ueberraschung, die Ihnen Sir William durch den Ball bereitet, würde eine vollständige gewesen sein, wenn er noch geschwiegen hätte."

„Bringen Sie unsern Geschmack nicht in Anschlag, Sir Sutherland? Nicht jeder wird wissen, daß für uns der Ball ein improvisirter ist."

„Es läßt sich annehmen, daß die Ueberraschung allen Gästen gilt."

„Und mein Freund hat Recht!" rief William.

„Sie sind ein vortrefflicher, geistreicher Rechtsanwalt!" sagte Mistreß Brooke.

„So hätte ich nach Ihrer Ansicht einen Lohn verdient? fragte Mark.

„Ja, Sir!"

„Mistreß Brooke ist sehr gütig."

„Verzeihung, Sir, ich bin nur gerecht."

„Dann erlauben Sie mir, daß ich von dieser Gerechtigkeit meinen Vortheil ziehe."

„Fordern Sie!"

„Ich bitte, Miß Brooke zum ersten Tanze führen zu dürfen."

„Darüber hat meine Tochter zu entscheiden."

„Ich theile die Ansicht meiner Mutter," sagte lächelnd die Schöne; „und wenn Sir Sutherland einen Lohn darin findet, eine Tänzerin ohne Balltoilette zum Tanze zu führen, so nehme ich die mir zugedachte Ehre an."

„Miß Brooke ist die Liebenswürdigkeit selbst!"

Die Mutter hatte mit einem wohlgefälligen Lächeln dieser Unterredung zugehört. Hätte Mark die Seitenblicke gesehen, die sie ihm verstohlen zuwarf, er würde den vortheilhaften Eindruck erkannt haben, den er auf die stolze Kaufmannsfrau ausgeübt. Als der Wagen vor dem Landhause Maitland's hielt, reichte er den beiden Damen die Hand beim Aussteigen. William leistete dem stillen Vater und der blonden Schönen denselben Dienst. Die Angekommenen gingen durch den Saal in den Park, und mischten sich unter die Gäste, deren Zahl sich vermehrt hatte. William und Mark zogen sich in ein Zimmer zurück, um die Reitkleider abzulegen, und Toilette zu dem Feste zu machen.

„Jetzt, Freund, bin ich bereit, Deine Fragen zu beantworten," sagte William, als beide allein waren. „Was willst Du wissen?"

„Welche von den beiden jungen Damen ist Mary, und welche ist Helene?"

„O über diese Frage!" rief Maitland.

„Sie ist natürlich, da ich bis jetzt seltsamerweise noch keine habe nennen gehört. Es schien fast, als ob man es geflissentlich vermieden hätte."

„Erinnerst Du Dich nicht mehr, was ich Dir von den Brooke's sagte?"

„Du sagtest mir, daß Du Mary liebtest, und daß sie eine blendende Schönheit sei."

„Und nun fragst Du noch, welche von beiden Mary ist? Mensch, Franzose, hast Du denn keine Augen im Kopfe?" fragte William lachend. „Eine blendende Schönheit muß doch wahrhaftig Jedem auffallen, und Miß Mary ist eine blendende Schönheit. Suche einen weißen Teint, rosige Wangen, frische Lippen, einen schönen Hals, üppige Schultern, einen vollen Busen und kleine Hände und zarte Füße — und hast Du dies Alles

gefunden, so kennst Du das Mädchen, für das ich eine schwärmerische Leidenschaft hege."

„Die genannten Vorzüge besitzen Beide!"

„Oh!" rief William. „Doch, zugestanden, daß dies wahr ist, so besitzt meine Miß moralische Eigenschaften, die sie über ihre Schwester erheben. Mary ist ein echt weiblicher Charakter, während Helene ein hochfahrendes, superkluges Geschöpf ist, wie ihre Mutter, die sich vor Stolz kaum kennt. Und dabei sucht sie als eine geistreiche und gelehrte Dame zu glänzen, ein Bestreben, das mir am meisten mißfällt. Mistreß Brooke spricht sogar bei jeder Gelegenheit Spanisch und Italienisch."

„Genug, genug!" rief der ungeduldige Mark. „Jetzt antworte kurz auf meine Frage."

„Nun?"

„Ist Deine Angebetete blond oder schwarz?"

„Blond; sie ist die schönste Blondine, die ich in meinem Leben gesehen habe. Ihr Haar ist weich wie Seide, und ihr Auge blau wie der Julihimmel."

„Vortrefflich! Vortrefflich!"

„Giebst Du das zu?"

„Ich gebe Alles zu, William. Also die schweigsame Blondine, die dem schweigsamen Vater gegenüber saß, ist der Gegenstand Deiner Liebe?"

„Ja! Was sagst Du zu meinem Geschmacke?"

„Er ist gut."

„O, ich wußte es, daß Mary Dir imponiren würde. Sie spricht wenig, es ist wahr; aber ihre Blicke sind desto beredter. Welch ein Reichthum von Geist und Herzensgüte liegt in ihrem schönen Auge! Welch ein Adel in ihrer Erscheinung! Wäre ich ein Maler, sie müßte mir als Juno zum Modell dienen. Wie arg kontrastirt Helene mit ihr! Mary ist eine sanfte, stille Taube — Helene ist ein geschwätziger, schwarzer Staar mit klugen, listigen Augen. Ueber Alles moquirt sie sich, Nichts ist ihr recht, und dabei will sie gelehrt sein. Ich sage Dir dies, mein lieber Mark, damit Du sie zu behandeln weißt."

„Sei ohne Sorge, ich werde sie zu behandeln wissen!" rief Mark, der über diese Aufklärung entzückt war.

Im Stillen wunderte er sich über die Geschmacksrichtung des jungen Engländers.

„Und nun, Freund, wirst Du mir heute einen großen Freundschaftsdienst erzeigen."

„Was kann ich thun?"

„Miß Helene, der geschwätzige Staar, weicht ihrer Schwester nicht von der Seite; es scheint fast, als ob sie das arme Mädchen bevormundete. Beschäftige Dich mit ihr, und suche sie von uns abzulenken; ich muß heute von Mary eine Erklärung erhalten, nach der ich mich schon Monate lang sehne. Erschöpfe Dich, mir zu Liebe, in Aufmerksamkeiten aller Art — —"

„Das schwöre ich Dir, William! Und habe ich ein wenig Glück bei der schwarzen Schönen, so sollst Du wahrlich mit Deiner Blondine ungestört bleiben."

Die beiden jungen Männer hatten ihre Balltoilette vollendet. Arm in Arm betraten sie den Park. Eine Trompetenfanfare gab das Zeichen zur Tafel, die in einem schattigen Akazienhaine servirt war. Aus allen Theilen des Gartens kamen die Gruppen der Gäste in eleganten Toiletten herbei. Mark hatte seinen Platz zwischen Jenny und dem jungen Mait-

land. Ihm gegenüber saß die Familie Brooke. Ein Orchester, das in dem Gesträuche verborgen war, begann eine rauschende Tafelmusik. Ein Heer von Domestiken in reicher Livree besorgte die Bedienung unter der Leitung eines Hofmeisters. Die leckersten Gerichte wurden in silbernen Gefäßen gereicht. Die feinsten Weine perlten in den Kristallgläsern. Der reiche Maitland zeigte heute seinen Reichthum und seine Freigebigkeit. Er gab seinen Gästen ein wahrhaft lucullisches Mahl.

Nach der Tafel zerstreuten sich die Gäste, die in jeder Laube, an jedem schattigen Plätzchen Kaffee und Erfrischungen fanden. Auf dem großen Weiher, der seine Spiegelfläche in der Mitte des Parks ausbreitete, lagen zierliche Gondeln zur Spazierfahrt bereit. Eine dieser Gondeln war mit einem Musikchore bemannt, das die neuesten Compositionen beliebter Meister ausführte.

Mark und William hatten jeder eine schlanke Gondel in Beschlag genommen; sie standen in den weiß bewimpelten Fahrzeugen und harrten der Passagiere.

Eine Gruppe junger Mädchen erschien an dem grünen Uferrande.

„Mary!" flüsterte William.

„Helene!" dachte Mark mit einem Wonneschauer, als er das reizende Mädchen bemerkte, das sich unter den jungen Damen auszeichnete.

Bald hatten sich die Kähne gefüllt, und fünf bis sechs Gondeln durchkreuzten den Teich. Die beiden Freunde hatten Glück gehabt: William hatte Mary, und Mark hatte Helene an Bord. Während dieser Wasserpartie fand in einem der schattigen Gänge eine Scene statt, die wir dem Leser nicht vorenthalten dürfen, weil sie zum Verständniß des Ganzen erforderlich ist.

Mistreß Brooke ward auf dem Spaziergange Madame Lambert vorgestellt. Madame Lambert stellte wiederum Madame Dolores als ihre Freundin vor. Die Frau des Kaufmanns stand verwundert, fast erschreckt da, als sie die Dame mit dem ein wenig stark schattirten Gesichte sah. Dolores trug elegante und reiche Kleider; trotz ihrer vierzig Jahre war sie noch schön zu nennen. Während die übrigen Damen der Gruppe im Gespräche langsam vorangingen, näherte sich Mistreß Brooke Dolores, und flüsterte:

„Zoë, Sie in London?"

„Sie kennen mich?" fragte Dolores bestürzt.

„Erschrecken Sie nicht; erinnern Sie sich, daß wir uns als Freundinnen trennten."

„O mein Gott! Wo? Wo?" fragte Dolores, die forschend Mistreß Brooke ansah.

„Habe ich mich denn so verändert, daß Sie mich nicht wiedererkennen? Freilich, es sind achtzehn Jahre verflossen... damals war ich fast so arm wie Sie — ich konnte Nichts für Sie thun."

„Gabriele De Leon!"

„Ich bin es!"

In sichtlicher Freude reichte sie Dolores die Hand. Diese wollte sie an ihre Lippen ziehen, Mistreß Brooke aber neigte sich gravitätisch, und drückte ihr einen leisen Kuß auf die Stirn. Beide setzten langsam, um von den übrigen Gästen getrennt zu bleiben, ihren Spaziergang fort.

„Wie oft habe ich an meine kleine Zoë gedacht," begann Mistreß Brooke; „stets habe ich bedauert, daß ich sie auf ihrer Reise nach Marseille nicht begleiten konnte. Es hätte sich vielleicht Alles anders gestaltet,

wäre mein Vater am Leben geblieben. Doch ehe wir weiter sprechen, sagen Sie mir: sind Sie in Ihren Forschungen glücklich gewesen?"

Dolores gerieth in Verlegenheit. Sollte sie das Geheimniß, von dem das Schicksal ihres Sohnes abhing, ein Geheimniß, dessen Bewahrung die Aufgabe ihres Lebens war, preisgeben? Aengstlich sah sie sich um, ob Niemand käme, der diese peinliche Unterredung störte. Die Gruppe, in der sich Jenny befand, war verschwunden. Mistreß Brooke hatte absichtlich einen Seitenweg eingeschlagen, der durch ein dichtes Gebüsch von Akazien und Hollunder führte, so daß sie den Blicken Aller entzogen waren.

„Ich glaube!" gab sie zitternd zur Antwort.

„Sie glauben es? Wie soll ich das verstehen?"

„O, Mistreß, Sie sind die Retterin meiner Freiheit, meines Lebens; Sie haben sich meiner angenommen, als mich alle Welt verlassen hatte — ich muß Ihnen als eine Undankbare erscheinen, wenn ich Ihnen nicht offenherzig mittheile, was ich seit unserer Trennung erlebt habe, es ist ja das Geringste, wodurch ich Ihnen die mir erzeigten Wohlthaten lohne. Und dennoch zwingt mich ein furchtbares Geschick, vor Ihnen, meiner zweiten Vorsehung, ein Geheimniß zu bergen, wenn ich das Glück meines Sohnes nicht untergraben will."

„So haben Sie ihn wiedergefunden?"

„Ja und nein!" antwortete Dolores mit einem Seufzer.

„Das ist seltsam!" sagte Mistreß Brooke pikirt. „Eins von Beiden kann nur stattfinden."

„Mein Gott, wie muß ich Ihnen erscheinen!" rief die arme Dolores. „Auf meinem Leben lastet ein Fluch, den nichts abzuwenden vermag!"

Dolores trocknete mit ihrem feinen weißen Tuche die herabquellenden Thränen.

„Meine liebe Dolores," begann Mistreß Brooke nach einer langen Pause, „ich beanspruche durchaus kein Recht auf Ihr besonderes Vertrauen, zumal wenn es sich um ein Geheimniß handelt, dessen erste Hälfte ich bereits kenne; aber wenn ich Sie um Ihr Geschick befragte, so geschah es in der gutgemeinten Absicht, Ihnen ferner noch nützlich zu sein. Sie bedürfen meiner nicht mehr — Madame Maitland hat Sie ja als ihre Freundin vorgestellt — — —"

Die Dame schwieg plötzlich; sie schien einen Gedanken auszuspinnen, der ihr plötzlich gekommen war.

„Sutherland, Sutherland!" rief sie dann aus. „Ganz recht, ich erinnere mich, daß mir heute ein junger Mann dieses Namens vorgestellt ward, der mir gefiel. Hat Ihre Freundin einen Sohn?"

„Ja!" flüsterte Dolores. „Mark Sutherland ist der Sohn meiner Freundin."

Mistreß Brooke blieb stehen, und sah Dolores mit einem vorwurfsvollen Blicke an.

„Zoë," sagte sie, „ich müßte nicht genug von der Vergangenheit wissen, wollte ich die gegenwärtige Lage der Dinge nicht mit einem einzigen Blicke durchschauen. Lassen wir diesen Punkt — ich ahne Ihr Geheimniß, Sie sollen mir keine Eröffnung machen, die Ihnen und Ihrem Sohne Nachtheil bringen könnte."

„Meine hochherzige Wohlthäterin!" stammelte Zoë.

„Nicht wahr, ich habe Alles verstanden?"

Dolores antwortete durch Thränen.

„Fassen Sie sich; ich lege Ihnen Nichts zur Last!"

„Sie halten mich nicht für undankbar?"

„Nein, nein; ich beklage Sie nur. Gehen wir zu der Gesellschaft zurück, und erzählen Sie mir, was ich von Ihrem Schicksale wissen darf. Uebrigens beruhigen Sie sich, es soll Niemand ahnen, daß wir uns kennen — verstanden, Niemand! Wir haben uns auf Martinique nicht gesehen!"

„Gott lohne Ihnen diese neue Wohlthat, die Sie mir erzeigen! Ach, muß ich nicht die ganze Vergangenheit aus meinem Leben verbergen? Man würde mich verstoßen, wenn man ahnte — —"

„Man wird Nichts ahnen. Benützen wir die Zeit — erzählen Sie!"

Madame Dolores trocknete ihre Thränen, dann begann sie:

„Meine Erzählung ist eben so kurz, als traurig. Sie wissen, daß ich fast fünf Jahre bei Ihnen in Cadix blieb, daß ich während dieser Zeit drei Mal nach Marseille reis'te, daß ich stets, ohne einen Erfolg gehabt zu haben, zurückkehrte, und daß ich mich endlich entschloß, als Ihr Herr Vater gestorben war, mit dem kleinen Kapital in Marseille zu leben, das ich Ihrer Güte verdankte. Sie gaben mir einen Wechsel auf das Bankhaus Gauthier — als ich ihn vorzeigte, wollte man ihn mir nicht auszahlen — —"

„Warum? Warum?" fragte Mistreß Brooke.

„Weil man das Haus in Cadix, das ihn ausgestellt, nicht für sicher hielt."

„So hat man in Marseille mehr gewußt, als wir in Cadix. Erst Monate nach Ihrer Abreise bemerkten wir die ersten Spuren von dem Bankerotte, der mir den letzten Rest meines Vermögens raubte. Als der Banquier seine Zahlungen eingestellt hatte, war ich eben so arm, wie Sie. Ich stand allein und hülflos in der Welt, als Sir Brooke, mein jetziger Gemahl, mich kennen und lieben lernte. Fahren Sie fort!"

„Ich war der bittersten Armuth preisgegeben, und kämpfte mit Noth und Entbehrung. Da führte mich die Vorsehung in das Haus Lady Sutherlands, die man mir als eine menschenfreundliche Dame bezeichnet hatte. (Zoë bediente sich dieser kleinen Unwahrheit, um der verläumderischen Gerüchte über Jenny nicht erwähnen zu müssen.) Die Lady war dieselbe Dame, von der ich Ihnen erzählte, daß sie bei meiner Hütte auf Martinique gewesen. Wir erkannten uns wieder, und seit dieser Zeit lebte ich in ihrem Hause. Als sie sich später mit Herrn Lambert verheirathete, folgte ich ihr nach Paris, und jetzt begleite ich sie als Freundin auf der Reise, die sie ihres Sohnes wegen unternommen hat."

In diesem Augenblicke traten die beiden Frauen aus dem Gebüsche. Der Teich, auf dem die Gondelfahrt im besten Gange war, lag vor ihnen. Die Musik spielte einen lustigen Marsch, und die leichten Barken durchkreuzten wie rasche Wasservögel die blinkende Fluth. An den Ufern standen Gruppen von Gästen, die dem belebten Schauspiele, das wirklich ein großes Interesse bot, zusahen.

Da ließ sich plötzlich ein lautes Geschrei vernehmen. Die Musik schwieg. Zwei Gondeln waren so heftig an einandergestoßen, daß die eine umstürzte.

„Rettet, rettet!" hörte man von allen Seiten rufen.

„Zu Hülfe! Zu Hülfe!" rief eine Frauenstimme aus dem Wasser.

Zoë und Mistreß Brooke eilten an das Ufer.

Beide stießen zugleich einen durchdringenden Schrei aus. Ein junger Mann und ein junges Mädchen kämpften mit den Fluthen.

„Helene! Helene!“ rief Mistreß Brooke. „Rettet mein Kind!“

„Mein Sohn! Mein Sohn!“ rief Madame Dolores mit erstickter Stimme.

Mark, ein geschickter Schwimmer, hatte das umgestürzte Boot, das ihn von dem Mädchen trennte, zurückgeschleudert; dann ergriff er mit kräftiger Hand die Kleider der Verunglückten, hob sie so hoch empor, daß ihr Kopf über dem Wasser schwebte, und schwamm wie ein Delphin dem Ufer zu, das er erreichte, noch ehe eine Gondel zu seiner Unterstützung herbeieilen konnte. Sanft legte er die dem Tode entrissene Beute auf dem weichen Rasen nieder.

Die beiden Frauen eilten nach dem Platze, wo der kühne Schwimmer gelandet war. Als sie ankamen, richtete sich Helene mit Hülfe des jungen Mannes empor. Mark übergab sie der vor Freude laut aufjauchzenden Mutter, grüßte flüchtig, und verschwand hinter einem Strauche.

„Gott sei gelobt!“ flüsterte Madame Dolores.

Mistreß Brooke hielt weinend die geliebte Tochter an der Brust, deren Toilette gänzlich zerstört war. Helene war zwar bleich und zitterte am ganzen Körper; aber sie suchte die erschreckte Mutter durch die Versicherung zu beruhigen, daß sie keinen Schaden genommen habe, daß sie sich völlig wohl fühle. Die Damen eilten herbei, um der Mutter und der Tochter Glück zu wünschen. Auch William erschien, der das Unglück durch seine Ungeschicklichkeit angerichtet hatte: sein Boot nämlich, das er, um seiner Schönen zu gefallen, gewaltig angetrieben, hatte die Barke, in der sich Helene und Mark befanden, umgestürzt.

Noch drängte man sich um Mutter und Tochter, und fragte nach dem Befinden Helene's, als Mark, immer noch in seinen durchnäßten Kleidern, wiedererschien, und Mistreß Brooke einen großen Shawl überreichte, den er aus dem Zimmer, in dem die Damen ihre Garderobe abgelegt, geholt hatte. Diese Aufmerksamkeit machte der peinlichen Verlegenheit Helene's ein Ende. Mit einem himmlischen Lächeln dankte sie ihrem Lebensretter, hüllte sich in den Shawl, und ging an dem Arme ihrer Mutter nach dem Landhause.

Mark wollte sich entfernen, um sich den Lobeserhebungen und Dankbarkeitsäußerungen der Gesellschaft zu entziehen; da trat Madame Dolores zu ihm:

„Sir Mark,“ sagte sie mit bebender Stimme, „ich bitte, stellen Sie sich Ihrer Mutter vor, damit ihr der Schrecken erspart werde, wenn sie von dem Vorfalle hört, ehe sie ihren Sohn gesehen hat.“

„Madame Dolores, würden Sie mir eine Gefälligkeit erzeigen?“ fragte der froh erregte Mark, indem er die Hand der Frau ergriff, die ihn mit einer unbeschreiblichen Zärtlichkeit ansah.

„Sie wissen, daß ich Sie wie eine Mutter liebe! Sprechen Sie Ihren Wunsch aus.“

„So suchen Sie meine Mutter auf, und sagen Sie ihr, daß ich ein Bad genommen hätte.“

„Mein Gott, das nennen Sie ein Bad?“

„Und daß ich mich so gestärkt danach fühle, als ob ich neu geboren wäre.“

„Sie hätten das Leben einbüßen können.“

„Sagen Sie lieber, die reizende Helene hätte das Leben lassen können, wenn ich feig gewesen wäre wie alle jene Dandy's, die vor Schrecken

das Ruder sinken ließen. Hätte ich eine Minute gezögert, so wäre die junge Dame, die der Liebling ihrer Mutter zu sein scheint, ertrunken."

„Sie haben viel gewagt!"

„Miß Helene ist die liebenswürdigste Dame der ganzen Gesellschaft; ich würde vor Zorn umkommen, wäre ein Anderer ihr Retter gewesen. Doch, Madame Dolores, gehen Sie zu meiner Mutter, und sagen Sie ihr, daß ich Sie aufsuchen würde, sobald ich mich umgekleidet hätte."

Der junge Mann verschwand in einem Wege, der nach dem Landhause führte. Zoë sah ihm mit betrübten Mienen nach, indem sie vor sich hin flüsterte:

„Das ist ein unheilvoller Zufall! Wenn mich nicht Alles täuscht, so liebt er die Tochter der Frau, die allein das Geheimniß seiner Abkunft kennt. Und mit welchen Blicken sah ihn das junge Mädchen an, als er den Shawl brachte! Wird die stolze Dame die Annäherung eines jungen Mannes dulden, von dem sie weiß, daß er das Kind einer Sklavin ist? Ich bin zwar der Sklaverei entronnen, aber ihr Fluch verfolgt mich in die civilisirten Länder und lastet auf meinem armen Kinde. Dort trugen wir die Fesseln knechtischer Dienstbarkeit; hier die eben so schweren Fesseln der Verachtung. Mein Kind wäre vielleicht glücklicher gewesen, hätte es ein bescheidenes Loos mit seiner wahren Mutter getheilt! Mistreß Brooke scheint nicht mehr Gabriele de Leon zu sein — sie hat Denambuk vergessen, den sie einst liebte. Es ist Pflicht, daß ich meine Wohlthäterin von Allem in Kenntniß setze."

Dolores suchte Jenny auf, die sie in einem der kleinen zerstreut liegenden Pavillons antraf, und erzählte Alles, was sich ereignet hatte; auch unterließ sie nicht, ihre Befürchtungen auszusprechen.

Jenny hatte ihr ruhig zugehört.

„Ich wünschte allerdings," antwortete sie dann, „daß unser Mark die Tochter jener stolzen Frau nicht kennen gelernt hätte; lassen wir ohne Furcht der Sache ihren Lauf."

„Aber Milady!"

„Mark trägt mit Recht einen geachteten Namen; wer will ihm diesen Namen streitig machen? Und was sein Vermögen anbetrifft, so glaube ich kaum, daß es dem des Herrn Brooke nachsteht. Setzen wir dem Stolze der guten Frau, wenn sie ihn uns gegenüber äußern sollte, einen noch größern Stolz entgegen. Das Mädchen, dem Mark Sutherland seine besondere Aufmerksamkeit schenkt, muß sich geehrt, glücklich fühlen. Uebrigens," fügte sie lächelnd hinzu, „hat Miß Brooke einen guten Geschmack. Ich habe die jungen Leute der Gesellschaft gemustert — Mark überragt alle in jeder Beziehung. Beruhigen Sie sich, liebe Dolores, ich habe die Pflichten der Mutter übernommen, und werde sie mit Hülfe Lamberts getreulich erfüllen. Sie wissen ja, den reichen Leuten ist Alles möglich. Und nun verbannen Sie die Sorgen, und geben Sie sich den Freuden des Festes hin."

Eine Stunde später erschien Mark in seinem Reitcostüm. Er suchte den Haushofmeister auf, um Erkundigungen über Miß Helene einzuziehen.

„So eben ist ihre Kammerfrau angekommen, die ein Wagen geholt hat," war die Antwort. „Die junge Dame befindet sich in dem Boudoir meiner Herrin, um Toilette zu machen."

Mark schenkte dem Haushofmeister eine Guinee für diese Botschaft, die ihn mit einer unbeschreiblichen Seligkeit erfüllte. Dann eilte er zu seiner Mutter.

Der Umsturz der Gondel und die Rettung Miß Helene's waren das Thema, um das sich während des Nachmittags das allgemeine Gespräch drehete. Mark war der Held des Tages geworden, ohne sich darum zu bemühen, selbst ohne es zu wissen. Wo er erschien, richteten sich die Blicke der jungen Damen auf ihn, man forschte, wer er sei, und zeichnete ihn aus. Aber er war nicht empfänglich für die ihm gebrachten Huldigungen; Helene lebte in seinem Geiste und in seinem Herzen, denn während des Gesprächs in der Gondel, das vor dem Umsturze stattgefunden, hatte er sie nicht nur näher kennen, sondern auch lieben gelernt. Nach seiner Ansicht war Helene das einzige weibliche Wesen, das er lieben konnte. Er sehnte sich nach dem Augenblicke, wo er von ihr selbst erfahren sollte, daß sie mit dem Schrecken davongekommen sei.

Während er sich bei seiner Mutter befand, kam Sir Brooke, um ihm zu danken. Die Freude hatte den schweigsamen Mann gesprächig gemacht, und je länger er sich mit Mark unterhielt, je mehr Interesse fand er an ihm. Auch mit Jenny und Didier knüpfte der Kaufmann Bekanntschaft an.

Die Dämmerung brach an.

Ein Trompetensignal rief die Gäste zum Balle in den Pavillon, der in dem Akazienhaine errichtet war. Lichter, Blumen, Zweige und Blätter vereinigten sich zu reizenden Decorationen. Der improvisirte Ballsaal glich einem duftenden Paradiese, das von tausend Wachskerzen strahlend erleuchtet wird. Die Wände desselben bildeten kostbare exotische Pflanzen in zierlichen Kübeln. Schwellende Polster luden die müden Tänzer zum Ruhen ein. Ein großes glänzendes Büffet bot Erfrischungen aller Art. Der reiche Kaufmann Maitland hatte den Pairs und Herzögen nachgeahmt, die in solchen kostbaren Laubhallen ihre Sommerbälle abzuhalten pflegten.

Mark betrat mit seiner Familie den Ballsaal. Die Mutter rief ihn zu sich.

„Mein Sohn, der Anstand erfordert es, daß Du Dich des Tanzens enthältst. Deine Toilette paßt nicht zu einem Balle.“

„Sie haben Recht, Mutter; ich werde diesen Abend ein Zuschauer bleiben.“

„Du wirst Dir nicht lange diese Entsagung aufzuerlegen haben, denn wir wollen zeitig zur Stadt zurückkehren.“

„Weil ich nicht tanzen kann?“

„Nun, ja!“

„In diesem Falle, liebe Mutter, begrenzen Sie die Zeit Ihrer Freude nur dann, wenn es Ihnen beliebt; auf mich nehmen Sie keine Rücksicht, ich werde mich auch ohne Tanz zu amüsiren wissen.“

Mistreß Brooke erschien in der Mitte ihrer beiden Töchter. Mary trug noch dasselbe Kleid; Helene aber hatte eine so geschmackvolle Balltoilette gemacht, daß sie zum Entzücken schön war. Das ovale Gesicht, noch bleich von dem gehabten Schrecken, schien zarter geworden zu sein. Ein lichtblaues Florkleid schloß die jugendlich üppigen Formen ihres schlanken Körpers eng ein. Das sorgfältig coiffirte schwarze Haar ward einfach durch eine weiße Rose mit zwei grünen Blättern geschmückt. Ihre kleinen Füße bekleideten weiße Atlasschuhe.

Die Familie Brooke begrüßte die Familie Lambert.

Mit der ihr eigenthümlichen, fast noch kindlichen Unbefangenheit trat Helene zu Mark Sutherland. Madame Dolores, die in ihrer Nähe stand, war Zeugin des folgenden Gesprächs, das sich zwischen den beiden jungen Leuten entspann.

„Sir Sutherland, wie soll ich Ihnen danken!" sagte sie mit großer Empfindung, indem sie ihm ihre kleine Hand entgegenstreckte.

Alles Blut stieg Mark zu Kopfe, als er seine Hand in der ihrigen fühlte.

„Miß Helene," stammelte er, „ich bin glücklich, Ihnen einen kleinen Dienst geleistet zu haben!"

„Sie hätten leicht Ihr Leben einbüßen können bei diesem kleinen Dienste! Außer Ihnen hatte keiner der jungen Herren den Muth, mir die Hand zu reichen, um mich vom Tode zu retten."

„Ich wäre mit Ihnen untergegangen, Miß Helene, hätte mir die Kraft gefehlt, Sie der Gefahr zu entreißen."

„Gott lohne Ihnen Ihre Großmuth!" flüsterte sie mit Thränen in den schönen Augen, und indem sie innig seine Hand drückte.

„Wie bedauere ich, daß Ihnen die Freude des Festes getrübt wurde, um so mehr, da ich die Schuld daran trage."

„Sie, Sir Sutherland?" fragte sie verwundert.

„Ja, ich, liebe Miß!"

„Das begreife ich nicht. Soviel ich mich erinnere, brachte William's Ungeschicklichkeit unsere Gondel dahin, daß sie umschlug. Wie oft habe ich ihm seine Unbesonnenheiten verwiesen, stets läßt er sich neue zu Schulden kommen."

Mark begriff jetzt, warum sein Freund nicht gut auf Helene zu sprechen war.

„Und dennoch," antwortete er lächelnd, „trage ich die Schuld. Nicht William, sondern ich habe Helene um Verzeihung zu bitten."

„Sir, ich stehe so hoch in Ihrer Schuld — wie ist das möglich?"

„Wer lud Sie ein, die Gondel zu besteigen?" fragte Mark.

„Ah, das ist es!" rief Helene lächelnd. „Sie wollen durchaus Ihr Verdienst um mich schmälern, damit ich mich Ihnen weniger zu Danke verpflichtet fühlen soll."

„Gestehen Sie es nur," fuhr der junge Mann fort, „Sie würden die unsichere Gondel gewiß nicht bestiegen haben, hätte ich Sie nicht darum gebeten. Demnach ist es klar, daß ich den ersten Anlaß zu dem unglücklichen Ereignisse gegeben habe, das indeß noch glücklich für uns Beide abgelaufen ist."

„Nein, das gestehe ich nicht zu, und ich fühle mich verpflichtet, Ihre Ansicht zu berichtigen."

„Meine Ansicht, Miß? Die Thatsachen bestätigen sie."

„Sie meinen, ich würde die Gondel ohne Ihre Einladung nicht bestiegen haben?"

Der junge Mann ward von Neuem verwirrt.

„Ich bin so anmaßend, zu glauben . . ." stammelte er.

„Erlauben Sie mir, Ihnen zu versichern, daß ich Sie ersucht haben würde, mich aufzunehmen. Als ich sah, wie gewandt und kräftig Sie die Barke leiteten, erwachte in mir der lebhafte Wunsch, eine Spazierfahrt über den Weiher zu machen. Ihre Aufmerksamkeit kam diesem Wunsche zuvor, und nun wissen Sie Alles. Sir William hat Ihnen zu danken, daß seine Ungeschicklichkeit keine Folgen gehabt hat, die später auf seiner Seele gelastet haben würden. Nichts destoweniger aber bleibe ich Ihre dankbare Schuldnerin, so lange Gott mir das Leben läßt, das Sie mir heute erhalten haben."

Mark zog ihre kleine Hand, die immer noch in der seinigen ruhete, an die Lippen.

„Miß Helene," flüsterte er, „ich entziehe Sie zu lange den Freuden des Tanzes — so eben beginnt das Orchester die Polonaise."

„Ganz recht; ich habe nicht vergessen, daß ich Ihnen den ersten Tanz zugesagt habe."

„Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen dieses Versprechen zurückgebe."

„Wie, Sie wollen nicht mit mir tanzen?" fragte sie überrascht.

„Ach, Miß Helene, mit schwerem Herzen leiste ich auf das Glück Verzicht — aber betrachten Sie meine Toilette, und Sie werden es erklärlich finden, daß ich mich so an Ihrer Seite nicht zeigen kann. Es war unmöglich, die Kleider zu wechseln."

„Ach, Sir, Sie berauben mich der größten Freude, die ich mir von dem Feste versprochen hatte. Nun habe ich meine Balltoilette vergebens gemacht."

„Vergebens?" fragte Mark verwirrt und erstaunt zugleich. „Der Ball beginnt in diesem Augenblicke. Einer so liebenswürdigen Tänzerin kann es unmöglich an Tänzern fehlen."

Helene lächelte und setzte ihren Fächer in Bewegung. Dann veränderte sich plötzlich der Ausdruck ihres reizenden Gesichts, und sie sagte in einem ärgerlichen Tone:

„Wenn ich mit Ihnen den ersten Tanz nicht machen kann, so werde ich gar nicht tanzen! Und was kommt im Grunde genommen auf die Toilette an? Man weiß, daß Sie Ihr Ballcostüm ruinirt haben, um mich vom Tode zu retten, und es wird Niemand Anstoß daran nehmen, wenn Sie in diesen Reitkleidern tanzen, die Ihnen übrigens ganz vortrefflich stehen. Sir Sutherland, Sie müssen mit mir tanzen, wenn Sie keinen andern Grund haben, als den angegebenen."

Mark hatte das schöne Mädchen, dessen Schmollen in Muthwillen übergegangen war, mit verzehrenden Blicken angesehen. Helene's Gründe, seinen Vorsatz zu ändern, waren für ihn so überzeugend, daß er zu schwanken begann.

„Wahrlich," sagte er betheuernd, „nur das hält mich ab! Mir, dem Fremden, wird man eine Vernachlässigung doppelt anrechnen."

„Ich stehe dafür, daß man Ihnen nichts anrechnen wird!"

„Aber Miß Helene!"

„Sie wollen mich nicht zum Tanze führen — gut, so erlauben Sie, daß ich Sie führe. Kommen Sie, kommen Sie, die Polonaise hat begonnen."

Wie ein muthwilliges Kind ergriff sie seine Hand, und zog ihn mit sich fort. Der junge Mann ließ es sich gern gefallen, da er nun Alles erreichte, was er wünschte; er sah die besorgten Blicke der Madame Dolores nicht, die mit der Freude der Mutter die Bemühungen des schönen, reichen Mädchens gesehen hatte, ihren Sohn zum Tanze zu bewegen. In der nächsten Minute erschien ein Paar in den Reihen der Tänzer, das die größte Aufmerksamkeit erregen mußte: Helene durch ihre Schönheit, die von der einfachen, geschmackvollen Toilette noch gehoben wurde, und Mark nicht minder durch sein schönes, jugendlich kräftiges Aussehen und durch sein überaus elegantes Reitcostüm, das mit den Kleidern der übrigen Gäste contrastirte. Und dabei waren Beide die gewandtesten und graziösesten Tänzer.

Helene schien den Effect, den sie von dem Erscheinen an der Seite

ihres Lebensretters erwartete, wohl berechnet zu haben. Aller Blicke richteten sich auf sie, und bald sprach man allgemein von der kühnen That des jungen Mannes, der jetzt mit der Geretteten die Polonaise tanzte.

„Ich dachte es mir!“ flüsterte Mistreß Brooke ihrem Gatten zu.

„Was?“ fragte der Kaufmann in seiner lakonischen Weise.

„Daß Helene aus diesem Grunde so sehnlichst nach der Balltoilette verlangte.“

„Das ist mir lieb!“

„Warum?“

„Weil es ein Beweis ihrer Dankbarkeit ist.“

„Aber in Reitkleidern!“ sagte Mistreß Brooke.

„Unsere Helene lebte jetzt nicht mehr, wenn der junge Mann seine Ballkleider geschont hätte, wie alle andern, die dort tanzen. Soll er sich nun das Vergnügen des Balles versagen, weil er großmüthig gewesen ist? Ich gönne ihm diese Freude von Herzen. Ah, ein schönes Paar!“ fügte Sir Brooke hinzu, indem er durch seine Lorgnette die Tanzenden verfolgte.

Mistreß Brooke mußte sich dasselbe eingestehen; aber schaudernd dachte sie daran, daß Mark Sutherland der Sohn einer Sklavin sei. Jemehr sie den jungen Mann betrachtete, jemehr erkannte sie die Aehnlichkeit zwischen ihm und seinem Vater, den sie einst geliebt hatte. Sie gedachte auch des Opfers, das Denambuk ihr gebracht: hatte er, um die Ehre der stolzen Gabriele zu retten, sich nicht das Leben genommen? Diese Annahme ist der Eitelkeit der stolzen Frau zu verzeihen, wenn der Leser sich des Briefes erinnert, den Denambuk ihr hinterlassen, als er zu dem Duelle ging. Mistreß Brooke dachte mit einer Anwandlung von Dankbarkeit an den unglücklichen Vater des jungen Mannes. Aber auch dem Sohne war sie jetzt zu großem Danke verpflichtet. Jener hatte wirklich sein Leben geopfert, um sie der Lächerlichkeit nicht preiszugeben, und dieser hatte sein Leben preisgegeben, um ihre Lieblingstochter dem Untergange zu entziehen. Die Gattin des reichen Kaufmanns der City von London war stolz, aber ihr Herz war deshalb nicht den edlern Gefühlen verschlossen; sie bedauerte, daß Mark eine Mulattin zur Mutter hatte.

Mit dem Einbruche der Nacht wurden die Kerzen angezündet. Tausende von Lichtern und Laternen erhellten den Ballsaal und den Park. Um zehn Uhr kündigte ein Trompetensignal den Beginn des Feuerwerks an. Alle Gäste eilten nach der Wiese neben dem Teiche. Mark führte seine Tänzerin zu dem Schauspiele, von dem William gesagt hatte, daß es ein vorzügliches werden würde. Helene hing wie ein ausgelassenes Kind an dem Arme ihres Führers, der Alles, selbst seine Eltern, vergessen hatte. Er war nur Aufmerksamkeit für das reizende Geschöpf, das es sich angelegen sein ließ, ihn zu unterhalten.

„Wissen Sie, wo wir sind?“ fragte sie, plötzlich ernst geworden, nachdem eine bengalische Flamme die Gegend erhellt hatte.

„Nun?“

„Dort ist der Teich, und hier an dieser Stelle — —“

Fünf bis sechs Raketen zischten empor; krachend zerplatzten sie, hoch in der Luft, während sie eine Menge farbiger Sterne ausstreuten, die sich nach allen Seiten hin verbreiteten.

„Erkennen Sie jetzt diese Stelle?“ begann Helene wieder.

„Nein!“ antwortete Mark, der begriff, wohin Helene wollte. „Mit der Topographie dieses Parks werde ich später noch bekannt werden, da

ich William versprochen habe, ihn oft hier zu besuchen; aber, Miß Helene, ich möchte Sie um die Gefälligkeit bitten, mir Gelegenheit zu geben, den Park Ihres Landhauses kennen zu lernen."

„Das wird sehr leicht sein!" antwortete sie rasch, als ob ihr diese Bitte, die sie erwartet zu haben schien, große Freude machte.

„Wie?"

„Schließen Sie sich Sir William an, wenn er uns seine Besuche abstattet; er kennt unsern Park genau."

„Ohne Einladung?"

„Hören Sie denn nicht, daß ich Sie einlade, Sir Mark?"

„O, das genügt mir!"

„Und wenn ich mir einen Gast einlade, so werde ich ihn auch geziemend empfangen, zumal wenn er mein Lebensretter ist. Werden Sie kommen?"

„Miß, Miß, Sie machen mich zum glücklichsten der Menschen!"

Mark hatte nur wenig Aufmerksamkeit für das brillante Feuerwerk, das oft die laute Bewunderung der Gäste hervorrief; so oft eine Rakete oder ein Feuerrad die Nacht erhellte, so oft betrachtete er das Engelsgesicht seiner Tänzerin. Begegneten sich dann ihre Blicke, was nicht selten geschah, so drückten sie sich innig die Hände. Als nach einer halben Stunde das Schauspiel vorüber war, hatten Mark und Helene schweigend den zärtlichsten Bund von der Welt geschlossen.

Mitternacht war vorüber, als die Gäste sich trennten. Mark konnte von der Göttin seines Herzens nicht Abschied nehmen, da sie am Arme der Mutter zu dem Wagen ging. Er betrübte sich deshalb nicht, denn er hatte ihr ja Nichts mehr zu sagen, da in der Einladung Alles lag, was zu einer letzten Erklärung nöthig war. William blieb in dem Landhause zurück. Ehe Mark sich von ihm trennte, sagte er zu ihm:

„Was beginnen wir morgen?"

„Nachmittags vier Uhr erwarte ich Dich an derselben Stelle der Chaussee, wo wir uns heute begegnet sind. Ich hoffe, Du wirst Dein Versprechen halten!" fügte William betonend hinzu.

„Welches Versprechen?"

„Miß Helene zu beschäftigen, die Du aus dem Wasser gezogen hast. Das gute Mädchen wird sich jetzt um so geneigter fühlen, Deine Aufmerksamkeiten anzunehmen."

„Zähle auf mich, William; ich glaube, daß es mir gelingen wird, Helene's Aufmerksamkeit von der Schwester abzulenken."

„Gut; also auf Wiedersehen!"

Mark Sutherland schwang sich auf das Pferd, und sprengte dem Wagen seiner Eltern nach, der schon seit einigen Minuten den Hof des Landhauses verlassen hatte. Zwei Stunden später befand sich die Familie Lambert in den Zimmern ihres Hauses in London. Der ermüdete Mark schlief bald ein, um von dem Engel zu träumen, den er sich und der Erde erhalten hatte.

---

2. Erste Liebe.

Als am folgenden Tage die Familie Lambert den Mittagstisch verließ, bat Mark seine Mutter um die Erlaubniß, William Maitland den versprochenen Besuch abzustatten. Da er nicht das erste Mal allein den Ritt

nach dem Landhause unternahm, trug man kein Bedenken, ihm diese Erlaubniß zu gewähren. Der junge Mann wußte, daß er das Landhaus nicht erreichen würde; aber er empfand keine Gewissensbisse, es zu verschweigen, da er der Einladung der reizenden Helene folgte. Madame Dolores wagte nicht eine Einrede zu machen, obgleich sie gern gesehen hätte, daß der Besuch unterblieben wäre; sie begnügte sich, ihren Sohn aufzufordern, vor dem Einbruche der Nacht zurückzukehren. Mark versprach es, machte sorgfältig Toilette, schwang sich leicht auf das Pferd, und sprengte davon. Die Frauen sahen ihm nach, bis er um die Ecke der Straße bog.

Mark sah nach seiner Uhr: die dritte Stunde war vorüber, er mußte also in einer Stunde das Ziel erreichen, wenn er Wort halten wollte. Kaum hatte er die letzten Häuser der Stadt im Rücken, als er sein Pferd in Galopp setzte. Als ob es gälte, einen Preis beim Wettrennen zu erringen, so flog er auf der ebenen Landstraße dahin. Es war drei Viertel vier Uhr, als er das Ziel erreichte. Kaum hatte er sein schnaubendes Pferd angehalten, als vor ihm in der Biegung der Landstraße ein zweiter Reiter angesprengt kam. Nach fünf Minuten reichten sich die beiden Freunde die Hände.

„Bin ich pünktlich?" rief Mark.

„Wie die Sonne!" antwortete William.

„Jetzt vertraue ich mich Deiner Führung an; Du wirst dafür sorgen, daß ich nicht als ein ungebetener Gast erscheine!" fügte er hinzu, um dem Freunde das Geheimniß seines Herzens nicht zu verrathen.

„Du wirst sehen, was ich mit Miß Mary verabredet habe, um ungesehen den Park Sir Brooke's zu betreten. Von ungeladenen Gästen kann daher nicht die Rede sein."

Die beiden Reiter schlugen den Kreuzweg ein, und sprengten durch das blühende Feld. Nach einer Viertelstunde sahen sie Brooke's Landhaus. William verließ den Fahrweg, und ritt links auf einem Fußwege weiter, der augenscheinlich zu dem Dorfe führte, von dem das Landhaus vielleicht fünf Minuten entfernt lag.

„Wohin?" fragte Mark.

„Willst Du zu Pferde in den Park Sir Brooke's bringen? Unser Besuch ist heute ein heimlicher, und darum müssen wir das Geräusch der Hufschläge zu vermeiden suchen."

Bald hielten die Reiter vor einem Gebäude, dessen Schild andeutete, daß es ein Wirthshaus war. Sie übergaben ihre Pferde einem Knechte, der herbeieilte, und, nachdem William Auftrag ertheilt, für die erschöpften Thiere zu sorgen, verschwanden die beiden jungen Leute zwischen den Hecken. Nach zehn Minuten hatten sie das Gitter erreicht, das den Park Sir Brooke's umgab. William führte seinen Freund so lange an diesem Gitter hin, bis es aufhörte und durch eine hohe Mauer ersetzt ward, die den Park von einem Gehölze trennte. In dieser Mauer zeigte sich eine kleine, von Gebüschen überhangene Thür.

„Wir sind am Ziele!" sagte William.

„Hast Du den Schlüssel?" fragte Mark.

„Nein."

„Wer öffnet uns die Thür?"

William Maitland zog seine Uhr; nachdem er auf das Zifferblatt gesehen, antwortete er:

„Warte noch fünf Minuten, und Du wirst es sehen."

Man wartete. Mark zitterte vor Ungeduld und Sehnsucht, das Mädchen wiederzusehen, das er mit der vollen Glut der ersten Leidenschaft liebte, und von dem er annehmen durfte, daß es ihn wiederliebte. Mit angehaltenem Athem lauschte er auf jedes Geräusch, das sich in den Zweigen regte. Wie lang wurden ihm die fünf Minuten, die der Freund zu warten gefordert hatte. Endlich schlug die Uhr in dem Thurme des nahen Dorfes fünf. Kaum hatte der Hammer den letzten Schlag ausgeführt, als William leise an die Thür klopfte. Die beiden Freunde lauschten. Die Antwort auf das Zeichen William's ließ nicht lange auf sich warten. Nach vier Secunden hörte man deutlich, daß von Innen ein Schlüssel in das Schloß gesteckt ward. Maitland sah Sutherland mit einem triumphirenden Lächeln an.

„Wer kommt?" flüsterte Mark mit bebender Stimme.

„Geduld!" flüsterte William zurück, indem er des Freundes Hand ergriff.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür mit leisem Knarren. Mary und Helene standen lächelnd auf der Schwelle. Beide waren weiß gekleidet, und trugen große Strohhüte mit blauen Bändern zum Schutz gegen die Sonne. Mark war wie geblendet, als er in das reizende Gesicht Helene's sah; sie schien ihm heute noch schöner zu sein, als gestern.

„Nun, Sir Sutherland, wollen Sie nicht eintreten, wollen Sie Ihrem Freunde nicht folgen?" hörte er eine Stimme fragen.

Als der verwirrte Mark um sich sah, waren William und Mary verschwunden; Helene allein stand ihm wartend gegenüber.

„Verzeihung, Miß Helene!" stammelte er.

„Was soll ich Ihnen verzeihen, Sir? Haben Sie ein Verbrechen begangen? Wenn dies ist, so kommen Sie und beichten Sie mir, erleichtern Sie Ihr Herz durch ein offenes Geständniß."

Sie ergriff seine Hand, zog ihn in den Garten und schloß die Thür hinter sich. Dann führte sie ihn auf dem schmalen Fußpfade weiter, der sich zwischen den schlanken Stämmen des Birkenwäldchens hinzog.

„Eine halbe Stunde kann ich meinem Lebensretter widmen, ohne fürchten zu müssen, daß man mich sucht!" flüsterte sie. „Sie sehen, wir haben nicht viel Zeit zu verlieren."

„Ach, Miß Helene, und doch habe ich Ihnen so viel zu sagen!"

„Wahrhaftig?" fragte sie in einem so gutmüthigen Tone, daß Mark davon entzückt ward. „Und ich glaubte, Sie hätten mich über Nacht vergessen."

„Nie, nie werde ich Sie vergessen!" rief Mark mit Ueberzeugung. „Dies wäre das Erste, was ich Ihnen zu sagen hätte, wenn Sie es mir erlauben."

Helene hatte einen Augenblick geschwiegen; dann sagte sie leise und mit bewegter Stimme:

„In diesem Falle müßte auch ich Sie um eine Erlaubniß bitten, Sir."

„Wozu?"

„Ihnen etwas sagen zu dürfen."

„O reden Sie, reden Sie, Miß Helene!"

„Daß es für mich unmöglich ist, zu leben, ohne an Sie zu denken."

„Helene! Helene!" rief Mark wie begeistert, indem er stehen blieb und ihre Hände ergriff. „Ist es denn möglich?"

„Es ist so natürlich, daß es nicht anders sein kann. Jeder Athemzug erinnert mich, daß ich Ihnen mein Leben verdanke; hätten Sie mich

nicht heldenmüthig gerettet, ich würde nicht mehr athmen, ich würde heute auf dem Friedhofe neben meinem Bruder ruhen, der vor drei Jahren gestorben ist."

„Um Gotteswillen, Helene, warum martern Sie sich und mich mit so finstern Gedanken!"

„Verzeihung, mein lieber Freund," flüsterte Helene, indem ihr zwei große Thränen über die fein gerötheten Wangen rannen, „ich muß Ihnen dies sagen, um Ihnen zu beweisen, wie dankbar ich Ihnen sein muß. Sie haben meinen Eltern und mir einen Dienst geleistet, den wir Ihnen nie vergelten können. So sagten auch heute früh Vater und Mutter, als wir von dem unglücklichen Ereignisse sprachen."

„Helene, ich werde auf das Glück verzichten müssen, Sie ferner zu sehen," sagte Mark traurig.

„Warum, mein lieber Freund?" fragte sie bestürzt.

„Weil es scheinen muß, als wollte ich Vortheil aus einem so unbedeutenden Zufalle ziehen — —"

„Sie verkennen mich," antwortete Helene, indem sie mit Innigkeit die Hand des jungen Mannes drückte. „Auch ohne das gestrige Ereigniß würden Sie mir ein theurer, stets willkommener Gast sein. Glauben Sie mir, ich habe mit Ungeduld die Ankunft Sir Williams erwartet — wird er mit ihm kommen? fragte ich mich. Wird Sir Sutherland meine Einladung nicht verschmähen? Mit einer seltsamen Bangigkeit erwartete ich die fünfte Stunde, um Antwort auf diese beiden Fragen zu erhalten. Sie sind gekommen, und ich spreche Ihnen meinen Dank dafür aus."

Man war bei einer Eremitage von Birkenrinde angekommen, die in dem dichtesten Theile des kleinen Gehölzes lag. Helene forderte den Gast auf, einzutreten. Der kleine Raum, der durch farbige Fenster matt erhellt wurde, war mit zierlichen und bequemen Möbeln ausgestattet. In der Mitte desselben stand ein mit Erfrischungen bedeckter Tisch. An diesen Vorbereitungen erkannte Mark mit einem unbeschreiblichen Wonnegefühle, daß man sicher auf die Ankunft der Gäste gerechnet hatte. „Aber werden auch William und Mary kommen," fragte er sich, „um an dem servirten Mahle theilzunehmen?" Er hätte es gern gesehen, wenn er mit Helene allein geblieben wäre, denn er fühlte, daß er ihr noch viel zu sagen, und viel von ihr zu hören hatte.

Beide saßen auf dem kleinen Sopha. Helene präsentirte ihrem Gaste von den Erfrischungen mit einer Liebenswürdigkeit und Anmuth, daß Mark ihr Nichts abschlagen konnte, obgleich er nicht die geringste Lust verspürte, etwas zu genießen. Sie schälte ihm mit ihren kleinen Fingern eine Orange und bot ihm Limonade, die sie selbst bereitet hatte, wie sie sagte.

„Wie haben Sie die Nacht nach dem Balle geschlafen?" fragte sie, um ein Gespräch anzuknüpfen.

„Ich habe nie so gut geschlafen und so schön geträumt, Miß Helene."

„Was träumte Ihnen?" fragte sie mit kindlicher Neugierde.

„Fast möchte ich glauben, daß Träume ihre Bedeutung haben."

„Warum?"

„Weil der meinige in Erfüllung zu gehen scheint."

„Sie machen mich neugierig — o, erzählen Sie doch!"

Nach diesen Worten warf sich Helene in den Sopha zurück, und wartete auf die Erzählung; sie sah den armen Mark zugleich mit so bittenden Blicken an, mit so freundlichen Mienen, daß er unwillkührlich ausrief:

„Ach, Miß Helene, wenn ich Ihnen diesen Traum erzählte, Sie würden darüber spotten!“

„Spotten, mein lieber Freund? O, wie schlecht denken Sie von mir!“ fügte sie, ein wenig schmollend, hinzu. „Sie sagen, Sie haben einen schönen Traum gehabt?“

„Ja!“

„In diesem Falle wünsche ich nicht nur, daß er erfüllt werden möge; sondern ich würde auch, wenn es in meiner Kraft stände, dazu beitragen, daß der Traum in Erfüllung gehe.“

„Wahrhaftig, Miß Helene?“

„Zweifeln Sie nicht daran, und erzählen Sie! Aber offen, ganz offen! Ich habe einmal ein Buch von Traumdeuterei gelesen — vielleicht kann ich Ihren Traum deuten.“

Die Freundlichkeit des jungen Mädchens gab unserm Mark den Muth, seinen Traum zu erzählen.

„Ich befand mich mit Ihnen in Maitland's Parke,“ begann er.

„Mit mir?“

„Ja, Sie waren die Hauptperson, mit der ich mich beschäftigte.“

„Das muß interessant sein. O, ich bitte, fahren Sie fort! Aber verschweigen Sie mir Nichts, Sir Mark, es würde mir sonst unmöglich sein, vollständig zu deuten. Wir befanden uns also in dem Parke Maitland's.“

„Ich führte Miß Helene am Arme durch ein dichtes Wäldchen, in dem wir uns allein befanden. Mir war, als ob ich Sie schon sehr lange kannte, und auch Sie waren so freundlich, zu mir wie zu einem alten Bekannten zu sprechen. Aber es stand eine Trennung auf lange Zeit bevor, denn meine Mutter wollte am folgenden Tage nach Amerika abreisen, und ich sollte sie begleiten. Nachdem ich Ihnen dies mitgetheilt hatte, sahen Sie mich traurig an und fragten mich: werden Sie denn nicht nach London zurückkehren? — Ich wußte es Ihnen nicht zu sagen, da ich den Plan meiner Mutter nicht kannte. Eine furchtbare Angst bemächtigte sich meiner, denn ich glaubte die Freundin, die ich so lieb gewonnen hatte, für immer verlieren zu müssen. Und dabei rückte die Stunde der Trennung, die sich für mich zu einem scheußlichen Gespenste verkörpert hatte, immer näher, ich fühlte den Hauch dieses unheilvollen Phantoms. Helene, rief ich, wir werden uns nicht trennen, denn ich vermag es nicht, London ohne Sie zu verlassen! — Da sahen Sie mich mit dem Lächeln eines Engels an, ergriffen meine Hand, und zogen mich mit sich fort, einem reizenden Garten zu, dessen Gitterthür geöffnet war. Aber in dem Augenblicke, als wir die Schwelle erreichten, schloß eine unsichtbare Hand die Thür, und wir standen Hand in Hand, bis zum Tode erschreckt, vor dem Gitter, hinter dessen Stäben ich William und Miß Mary sah, die kosend zwischen den Blumenbeeten des reizenden Gartens gingen. In demselben Augenblicke erschienen meine Mutter und Madame Dolores, beide Frauen trugen Reisekleider. Da zerflossen Sie wie eine Nebelgestalt, aber ich hörte Ihre liebliche Stimme flüstern: „ich werde Sie nicht vergessen, mein lieber Frennd!“ Der Traum war vorbei, und als ich am hellen Morgen erwachte, hörte ich immer noch diese Worte, die mich mit einem seltsamen Glücke erfüllten. Nachmittags führte mich William zu der Pforte Ihres Parks, und ich sah Sie mit demselben himmlischen Lächeln auf der Schwelle stehen, mit dem Sie mir im Traume erschienen waren.“

Als Mark schwieg, trat eine Pause ein. Helene sah nachdenkend vor

sich hin, und der junge Mann beobachtete sie mit einer Aengstlichkeit, als ob er fürchtete, ihr Mißfallen erregt zu haben.

„Können Sie mir den Traum deuten?“ fragte er endlich schüchtern.

Helene schlug ihre schönen Augen auf, sah ihn schmerzlich lächelnd an, und flüsterte: „Nein!“

„Es wäre besser gewesen, wenn ich geschwiegen hätte!“ murmelte Mark vor sich hin.

„Nein, Sie haben Recht gethan!“ antwortete Helene, indem sie liebreich seine Hand ergriff. „Den Traum kann ich Ihnen zwar nicht deuten, aber die Worte desselben muß ich Ihnen wiederholen: ich werde Sie nie vergessen, mein lieber Freund!“

„Helene!“ rief er aus, indem er leidenschaftlich ihre Hand küßte. „Dann ist ja mein Traum in Erfüllung gegangen!“

„Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß ich dazu beitragen würde?“

„Aber William und Mary, deren Glück ich beneidete?“

Eine Purpurröthe überflammte das reizende Gesicht Helene's; ihre Hand zitterte, die in der des jungen Mannes ruhete.

„Fürchten Sie denn eine Trennung von mir?“ fragte sie leise.

„Wie den Tod!“ flüsterte er eben so leise zurück.

Da begegneten sich ihre Blicke. Beide zuckten zusammen, wie von einem und demselben electrischen Schlage getroffen. Helene bedeckte mit dem weißen Batisttuche ihr Gesicht, während Mark vor ihren Füßen niedersank, und ihre Hand, die er immer noch in der seinigen hielt, fest an die Lippen drückte.

„Helene,“ flüsterte er, „ich kann mich nicht mehr von Ihnen trennen!“

Sie neigte sich auf seinen Kopf hinab und antwortete leise:

„Ihre Freundin leidet mit Ihnen bei dem Gedanken an die Trennung.“

In diesem Augenblicke hörte man das Geräusch von Schritten außerhalb der Eremitage; Helene fuhr erschreckt empor, und Mark setzte sich in den Sopha zurück. Gleich darauf sah man durch die blauen Fensterscheiben William und Mary, die Arm in Arm vorübergingen.

„Beneiden Sie Ihren Freund noch?“ fragte Helene lächelnd.

„Nein, nein!“ rief Mark. „Ich bin so glücklich, daß mich die ganze Welt beneiden muß, wenn sie mein Glück wüßte!“

„Könnte ich Ihnen dieses Glück erhalten!“

„Sie werden es mir erhalten, Helene, wenn Sie mich nicht vergessen!“

Helene legte ihre kleine Hand auf das Herz und nickte mit dem Kopfe, als ob sie sagen wollte:

„Glauben Sie mir, ich halte mein Versprechen!“

William und Mary traten in die Eremitage.

„Ah, Freund, Du sitzest bei einem lucullischen Male!“ rief William eintretend.

„Zu dem auch Sir Maitland geladen ist,“ antwortete Helene, die ihre gewöhnliche Heiterkeit wiedererlangt hatte. „Lassen Sie sich von Ihrer Hebe die Schaale kredenzen, mein Herr, denn ich habe meinen Gast zu bedienen, der das Recht hat, meine volle Aufmerksamkeit zu beanspruchen.“

„Das Recht?“ fragte William scherzend. „Mir scheint, Miß Helene hat eine Eroberung gemacht.“

„Wundert Sie das, Sir Maitland?“ fragte Helene, indem sie Mark mit einer zierlichen Verneigung ein Glas Limonade reichte.

„O, ich finde es sehr natürlich, denn Miß Helene ist ja die Schwester meiner Mary!"

„Sie sind zum ersten Male galant!" rief Helene spottend.

„Ich zeige mich jetzt, wie ich bin, denn Sie können mich nun nicht mehr verrathen. Ihre Schwester wird mir bezeugen, daß Mark vor Ihnen auf den Knieen gelegen und Ihre Hand geküßt hat. Sie sind desselben Vergehens schuldig, das Sie mir so oft zum Vorwurfe gemacht haben."

„Sir William, Sie sind indiskret!" rief Helene, die umsonst ihre Verwirrung zu verbergen suchte.

„Ich plaudere nur ein Geheimniß den Ohren aus, die es hören können, selbst hören müssen. Freund Mark, nimm meine Gratulation, und sei so glücklich, wie ich es bin!"

Dann küßte William die Hand Mary's. Die sonst so unbefangene Helene wußte diesmal kein Wort zu entgegnen; sie wandte sich erröthend ab, und sah durch das Fenster der Eremitage. Mary trat zu ihrer Schwester, und flüsterte ihr einige Worte in das Ohr.

„Da kommt Ketty!" rief Helene erschreckt.

„Wo?" fragte Mary.

Helene deutete auf den Weg, den man durch das Fenster übersehen konnte. Eine alte Frau kam rasch der Eremitage näher.

„Die alte Amme!" rief William verlegen. „Freund, jetzt ist es Zeit, daß wir uns verstecken."

„Nein," sagte Helene lächelnd, „diesmal ist Ketty die Amme Julia's, die kommt, um zu sagen, daß die Nacht zu Ende ist. Sie begünstigt Romeo, und wird, anstatt ihn zu verrathen, ihm die Pforte öffnen."

„Die Amme sei gesegnet," rief William; „aber ich bedarf ihrer Dienste nicht, wenn anders Miß Helene die Güte hatte, mich mit Romeo zu vergleichen."

„Ja, Sir, ich hatte die Güte!"

„Nun, so danke ich Ihnen dafür durch das Geständniß, daß mir meine Julia den Schlüssel zu der Pforte gegeben hat. Die Schwester Julia's und der Bruder Romeo's" — William warf einen Seitenblick auf Mark — „mögen den Vortheil, den dieser Schlüssel gewährt, ebenfalls genießen."

Die beiden Mädchen eilten der alten Amme entgegen.

„Nun, Mark?" fragte William.

„Freund, das Mädchen ist ein Engel!"

„Gut, so genieße das Paradies, das dieser Engel Dir geöffnet."

„Du hast uns belauscht?"

„Ohne es zu wollen. Mary freut sich, daß ihre übermüthige Schwester endlich gefangen ist, und ich danke Dir, daß Du mich von einer lästigen Wächterin befreiet hast. Der Sturz in den Teich hat also sein Gutes gehabt. Das feuchte Element hat ein Feuer angefacht, das lange unter der Asche schlummerte."

Die beiden Schwestern kamen zurück.

„Es hat sechs geschlagen!" sagte Helene. „Wir dürfen nicht länger bleiben, wenn wir keinen Verdacht erregen wollen. Der alte Kapulet möchte seine Töchter aufsuchen — darum mag Romeo von dem Schlüssel beim Weggehen Gebrauch machen, wie beim Kommen."

„Das war deutlich genug!" rief William lachend. „Doch, gehorchen wir der Nothwendigkeit. Dürfen wir übermorgen wiederkommen?"

Die beiden Mädchen schwiegen. Die Freunde verließen die Eremitage.

„Leben Sie wohl, Miß Helene!" flüsterte Mark.

„Auf Wiedersehn, mein lieber Freund!" antwortete in einem herzlichen Tone das junge Mädchen, indem es Mark lächelnd die Hand reichte.

Dann sah es sich nach der Schwester um. Mary flüsterte in einiger Entfernung mit William.

„Die bösen Menschen haben uns belauscht," sagte sie dann leise, und indem sie wieder erröthete.

„Ach, Helene," sagte Mark mit einem Seufzer, „könnte doch die ganze Welt Zeugin meines Glückes sein!"

„Ich empfehle Ihnen Vorsicht! Denken Sie an Romeo und Julie."

„Wann sehen wir uns wieder?"

Helene sann einen Augenblick nach.

„Von London bis hierher ist weit —"

„Und wäre es zehnmal weiter, ich werde den Weg täglich machen."

„Es geht nicht anders — hören Sie mich an: draußen, dicht an der Pforte, steht ein hohler Baum. Finden Sie übermorgen kein Briefchen in der Höhlung desselben, so öffnen Sie mit dem Schlüssel die Pforte, und Sie werden mich in dieser Eremitage finden. Halten mich Hindernisse ab, zu kommen, so benachrichtige ich Sie durch einen Brief, den Sie in dem Baume vorfinden werden."

Beide sahen zur Seite auf das andere Paar. William küßte zärtlich seine Mary.

„Helene!" flüsterte Mark mit zitternder Stimme.

Mit einer unbeschreiblichen Anmuth verneigte sie sich, und bot ihrem Lebensretter die reine, jungfräuliche Stirn zum Kusse. Den armen Mark durchrieselte ein kalter Schauder, als seine Lippen flüchtig die keusche Stirn berührten. Leicht wie ein Sylph sprang Helene davon, und verschwand in der Krümmung des Wegs. Der junge Mann stand wie eine Bildsäule da — er starrte ihr nach. Er hätte vielleicht noch lange so gestanden, wenn ihn William nicht emporgerüttelt und mit sich fortgezogen hätte. Es war die höchste Zeit: denn kaum hatten sie die Pforte in der Mauer hinter sich geschlossen, als Sir Brooke mit seiner Gattin erschien. Beide machten einen Abendspaziergang durch den duftenden Park. Ehe sie jedoch bei der Eremitage ankamen, hatte Ketty, die alte Amme, das Tischgeschirr in einen Korb gepackt und mit sich fortgenommen. Von dem Stelldichein war keine Spur mehr vorhanden.

An dem Kreuzwege trennten sich die beiden Reiter. William kehrte nach dem Landhause seines Vaters, Mark nach London zurück. Helene und Mary waren in ihre Zimmer geeilt, um sich gegenseitig ihr Glück mitzutheilen.

Es würde für den Leser ermüdend sein, wollten wir jedes einzelne Rendez-Vous beschreiben, das sich von nun an die beiden jungen Leute fast täglich gaben. War ein Hinderniß eingetreten, so fand Mark das Billet in dem Baume vor. Dann küßte er das Papier, steckte es zu sich und ritt nach der Stadt zurück, um sich am folgenden Tage wieder einzufinden. Als der Sommer zu Ende war, hätten die beiden Liebenden keinen Tag leben können, ohne sich zu sehen. In dem ganzen Wesen des jungen Mannes war eine merkliche Veränderung vorgegangen. Jenny und Dolores glaubten den Grund davon zu kennen, wenn sie auch bis jetzt keine Beweise davon hatten. Die beiden Frauen beschlossen, aufmerk-

samer zu beobachten, und dem Fortschreiten des Verhältnisses Einhalt zu thun, wenn es noch möglich sei.

„Wir werden ja sehen, ob wir uns getäuscht haben," sagte Jenny. „In diesem Monate ziehen Brooke's zur Stadt, und stellt Mark seine Spazierritte ein, so ist unsere Annahme richtig."

Ehe jedoch die Familie Brooke das Landhaus verließ, trat ein Ereigniß ein, das den Absichten der beiden Frauen zuvorkam.

„Wir müssen diesen Herbst noch nach Amerika reisen," sagte Didier eines Tages zu seiner Gattin.

„Warum?" fragte Jenny verwundert.

„Du hast hunderttausend Pfund bei dem Bankhause F. in Neu-York stehen?"

„Der Rest von dem Vermögen Sutherland's."

„Nur dadurch, daß wir nach Neu-York reisen, und es unter einem Vorwande erheben, können wir es retten. In einem halben Jahre wird das Haus zu Grunde gegangen sein."

„Wer sagt es Dir?"

„Ein Brief Renaud's aus Paris; er räth, statt nächstes Frühjahr, diesen Herbst zu reisen. Dadurch, daß wir das Kapital zu unserm Aufenthalte in Amerika benutzen, haben wir dem Banquier einen genügenden Grund der Erhebung gegeben."

Man beschloß, die Sache zu erwägen.

„Reisen wir, Mylady," bat Dolores, als die beiden Frauen allein waren. „Es wäre ein Unglück, wenn unser Mark eine ernste Neigung zu der Tochter der stolzen Gabriele faßte. Die Abreise von London setzt dem Umgange, wenn er wirklich stattfindet, ein Ende, und die kaum entstandene Neigung wird in den Zerstreuungen der Reise erlöschen."

Denselben Abend noch ward die Abreise nach Neu-York festgesetzt. Man begann die Vorbereitungen zu treffen. Mark erschien wie gewöhnlich beim Abendessen, nachdem er seinen Spazierritt gemacht hatte. Die Nachricht von der bevorstehenden Abreise, die ihm Didier selbst mittheilte, traf ihn wie ein Donnerschlag aus heiterer Luft. Er zog sich zeitig in sein Zimmer zurück, um seinen Gemüthszustand zu verbergen.

„Ich glaube," sagte Jenny zu Dolores, „Ihre Vermuthungen sind gegründet."

„Leider, leider!" antwortete sie, indem sie schmerzlich den Kopf wiegte.

„Aber Mark ist zu jung, um eine ernste Neigung zu fassen. Ich hoffe, er wird das junge Mädchen bald vergessen, oder sich ihrer wie eine Freundin erinnern."

„Gebe Gott, daß es so kommen möge, denn eine Liebe, deren Gegenstand unerreichbar ist, macht das Leben zu einer Hölle."

„Sollte Miß Helene Brooke unserm Mark unerreichbar sein?" fragte Jenny stolz. „Was berechtigt Sie zu dieser Annahme, meine liebe Dolores?"

„Ich schließe es aus der kurzen Unterredung, die ich in Hendon mit ihr hatte. Sie vermuthet, wer Mark ist, und von der stolzen Kaufmannsdame läßt sich annehmen, daß sie den Sohn einer Sklavin verschmäht."

„Vergessen Sie nicht, daß der Sohn dieser Sklavin mehre Millionen besitzt, die seine Geburt adeln."

„Die Familie Brooke ist sehr reich, sie fragt nicht nach Vermögen, sondern nach einer hohen Geburt. Es sollte mich nicht wundern, wenn die

stolze Spanierin darnach strebte, ihre Töchter an Lords zu verheirathen, damit ihr untergegangener Adel wieder zur Geltung kommt."

„Sie sind zu ängstlich, meine liebe Dolores. Vertrauen Sie der Zeit und mir — das Glück unsers Sohnes darf nicht untergraben werden. Unsere beschleunigte Abreise ändert viel, selbst Alles."

„Gott gebe es!"

Schon am nächsten Mittage kündigte Didier an, daß er zwei Kajüten auf einem Dampfschiffe gemiethet habe, das am folgenden Morgen nach Neu-York fahre. Da die Zeit zu kurz war, um persönlich Abschied zu nehmen, so sandte man an die befreundeten Familien Abschiedskarten. Mark bat um die Erlaubniß, den letzten Spazierritt machen zu dürfen.

„Den letzten?" fragte Didier lächelnd. „Man wird Dein Pferd mit einschiffen. Du wirst in Neu-York Nichts vermissen, was Dir hier lieb geworden ist."

Eine Stunde später übergab der junge Mann sein mit Schaum bedecktes Pferd dem Stallknechte des Dorfwirthshauses. Dann eilte er auf dem wohlbekannten Pfade dem Parke zu. Es war vier Uhr Nachmittags, als er die Thür in der Mauer erreichte. Er öffnete sie mit einem Schlüssel, und trat ein. Seufzend und mit schwerem Herzen ging er durch das kleine Gehölz; jeder Strauch, jeder Baum erschien ihm wie ein alter Freund, denn alle waren Zeugen seines Glücks gewesen, das er in der Liebe zu Helene gefunden. Zwar wußte er, daß die Geliebte vor fünf Uhr nicht kommen würde, aber seine Ungeduld trieb ihn, in dem Parke zu bleiben, um wenigstens auf den Wegen zu gehen, die Helene mit ihm so oft betreten hatte. Da hörte er plötzlich in der Biegung des schmalen Pfades ein Geräusch von Schritten. Zitternd blieb er stehen. Im nächsten Augenblicke erschien die alte Amme.

„Ketty! Ketty!" rief Mark, indem er ihr entgegeneilte.

„Sir Sutherland!"

„Was haben Sie da für einen Brief?"

„Er ist an Sie gerichtet, Sir."

„An mich?"

„Ich wollte ihn so eben dem hohlen Baume draußen an der Mauer anvertrauen, damit Sie ihn vorfänden, wenn Sie kämen."

Es war dies der erste Brief, den der junge Mann auf diesem Wege von dem geliebten Mädchen erhielt. Sonst hatte er stets den Baum untersucht, ehe er die Thür öffnete — heute hatte er es vergessen.

„Was enthält er?" fragte er bestürzt.

„Lesen Sie!"

Mark öffnete hastig das feine, duftende Billet. Helene zeigte ihm einfach an, daß heute die letzte Gesellschaft in dem Landhause stattfände, daß sie nicht erscheinen könne, daß sie morgen nach London zurückkehre, und daß sie ihm brieflich melden würde, wie und wo man sich in der Stadt sehen könne. Die letzte Zeile sprach die Versicherung ihrer treuen Liebe aus.

„Um Gotteswillen, Ketty, ich muß Helene heute noch, ich muß sie gleich sprechen!"

„Was ist geschehen?" fragte bestürzt die alte Frau.

„Sagen Sie Helene, daß ich morgen nach Amerika reis'te, daß ich käme, um Abschied von ihr zu nehmen. Möge es kosten, was es wolle, ich müßte sie sprechen!"

Die Amme sah nachdenkend vor sich hin.

„Ketty, liebe Ketty," fuhr Mark bittend fort, „tragen Sie Sorge, daß ich Helene sehe, und Sie machen mich zu Ihrem ewigen Schuldner! Ich kann London nicht verlassen, ohne sie noch einmal gesehen zu haben!"

„Ich überlege so eben, was zu thun ist!" flüsterte Ketty. „Die Gesellschaft wird bald den Tisch verlassen, um eine Promenade durch den Park zu machen. Es giebt keinen sichern Ort — auch darf sich Helene nicht zu lange entfernen."

„Was ist zu thun? Was ist zu thun?"

„Benützen Sie die wenigen Minuten, die man noch im Saale zubringt — ich sende Ihnen Helene zur Eremitage."

Ketty reichte dem jungen Manne die Hand, dann eilte sie dem Landhause zu. Nachdem Mark den Brief noch einmal gelesen, drückte er ihn an seine Lippen, und verbarg ihn auf der Brust. Gleich darauf betrat er die Eremitage. Sinnend warf er sich in den Sopha. Wie heimisch, wie traulich erschien ihm der kleine Raum, den er jetzt auf lange Zeit, vielleicht auf immer verlassen sollte. Jedes Möbel war für ihn durch die Berührung Helene's geheiligt. Gestern noch hatte er mit der Geliebten an derselben Stelle gekos't, ohne zu ahnen, daß die Trennung so nahe bevorstände. Die Eremitage hatte so oft ihr Glück gesehen; jetzt sollte sie den Schmerz des Scheidens sehen.

Plötzlich ward Mark aus seinem Sinnen emporgeschreckt: Helene erschien, fast außer Athem von dem raschen Gehen, in der Thür.

„Mark," stammelte sie, „ist es denn wahr, was mir Ketty berichtet?"

„Es ist wahr, Helene, morgen reise ich mit meinen Eltern nach Neu-York!"

Bestürzt trat sie ein, und sank mit dem Haupte an die Brust des jungen Mannes. Mark umschlang sie mit zitternden Armen und drückte sie zärtlich an sich. Er fühlte das rasche Klopfen ihres Herzens, das Beben ihres zarten Körpers.

„Helene, Helene," flüsterte er unter Thränen, „ich kann mich nicht von Dir trennen! Ich fühle, daß ich weder den Muth, noch die Kraft dazu habe!"

Sie sah mit ihren thränenschweren Augen zu ihm empor.

„Befiehlt man Dir die Trennung?" fragte sie schüchtern.

„Meine Mutter erwartet, daß ich sie begleite."

„So darfst Du die Erwartungen Deiner Mutter nicht täuschen."

„Helene, das sagst Du mir?" fragte Mark vorwurfsvoll.

„Ja, mein Geliebter, weil auch ich eine Mutter habe, deren Herz an ihrem Kinde hängt — weil ich die Pflichten des Kindes zu hoch stelle, um sie irgend etwas anderem unterzuordnen. Gott ist mein Zeuge, daß ich mich mit blutendem Herzen von Dir trenne, von Dir, meinem Lebensretter, den ich zärtlich liebe; aber in dem Vertrauen auf Deine Treue reiße ich mich von Dir los, und hoffe auf eine Wiedervereinigung, die Nichts zu hindern vermag, als wir selbst. Bist Du selbstständig, so kehre wieder und Du wirst Deine Helene vorfinden, wie Du sie verlassen hast: in treuer Liebe an Dir hangend."

Mark war erstaunt, das sonst so heitre, übermüthige Mädchen so reden zu hören. Ihre Worte gaben ihm eine wunderbare Beruhigung.

„Helene," rief er, „Du bist reich, Du bist schön — es kann nicht an jungen Leuten fehlen, die sich um Deine Gunst bewerben — vielleicht auch hat Deine Mutter, an der Du mit kindlichem Gehorsam hängst, eine Wahl getroffen, oder wird sie treffen — —"

„Fürchte Nichts!“ antwortete sie, indem sie schmerzlich lächelnd den Kopf schüttelte. „Ich sehe, Du kennst mich noch nicht. Glaubst Du, ich gebe ein Versprechen, das ich nicht zu halten im Stande bin? Glaubst Du, ich wisse nicht, wieweit die Forderung der Liebe meiner Mutter geht? Sobald die Zeit kommt, entdecke ich ihr mein Herz. Dann wird sie mich nicht zwingen...“

„Aber wenn sie Dich zwingt, wenn sie Dich zwingt?“ fragte Mark hastig.

„Dann werde ich sie daran erinnern, daß ich Dir mein Leben, daß sie Dir die Erhaltung der Tochter verdankt. Meine Eltern werden mich nicht zwingen, die Pflichten der Dankbarkeit zu verletzen, zumal wenn ich dadurch unglücklich werde. O, mein geliebter Freund, Du weinst —?“

„Ach, Helene, verzeihe meiner unendlichen Liebe zu Dir!“

„Hast Du weniger Muth, als ich?“

„Ich begreife Dich, Helene! Schwöre mir, meine Gattin zu werden, sobald ich als der Mann vor Dich trete, der um Deine Hand zu werben das Recht und die Fähigkeiten besitzt!“

„O, Du hast mich begriffen!“ rief sie unter Thränen lächelnd. „Nimm diesen Ring,“ fügte sie hinzu, indem sie einen kleinen Goldreif vom Finger zog — „er mag Dir sagen, so oft Du ihn ansiehst, daß sich Helene Dir im Angesichte des Himmels verlobt hat, und daß sie Dir treu bleibt, so lange sie athmet.“

Sie steckte den Ring an seinen kleinen Finger. Mark küßte ihn. Dann zog er einen Ring von seinem Finger und befestigte ihn an Helene's Hand. Sie sanken sich einander in die Arme, Lippe brannte auf Lippe, Brust klopfte an Brust mit den Schlägen der ersten, keuschen, unentweiheten Liebe. Es war ein Bund für Zeit und Ewigkeit geschlossen.

„Miß Helene!“ flüsterte eine Stimme.

Die Liebenden fuhren empor. Ketty stand mit ängstlichen Mienen in der Thür.

„Man kommt,“ fuhr die Amme fort; „die Gesellschaft hat schon den Park betreten. Mistreß Brooke fragt nach ihrer Tochter. Säumen Sie nicht, sich zu zeigen!“

„Lebe wohl!“ schluchzte Helene. „Dich wie mich ruft die Pflicht!“

„Lebe wohl, meine Geliebte!“

„Wirst Du mir schreiben?“ fragte sie.

„Jeden Tag!“

„Nimm dieses Taschenbuch, Du findest die Adresse darin. In Deinem ersten Briefe wirst Du mir die Deinige angeben.“

Sie gab ihm ein kleines, sauber gesticktes Notizbuch, das sie aus der Tasche ihres Kleides hervorgeholt hatte. Dann umschlang sie noch einmal seinen Hals, drückte einen langen, innigen Kuß auf seine Lippen, riß sich los und verschwand aus der Eremitage. Wie ein Trunkener trat Mark den Rückweg an. Er wußte nicht, ob er sich dem Trennungsschmerze oder der Freude darüber hingeben sollte, daß er als der Verlobte der reizenden Helene den Park verließ. Das Geheimniß seiner Liebe war durch den Ring geheiligt, und er beschloß es zu bewahren und durch Muth und Standhaftigkeit zu würdigen. Ruhig kam er zu Hause an, ruhig verließ er London.

3. In dem freien Amerika.

Acht Monate sind verflossen.

Wir treffen die Familie Lambert in dem eleganten Landhause Johnson's, das in der unmittelbaren Nähe von Neu-York in einem schönen Parke liegt. Didier und Mark sind seit einigen Tagen von dem Niagara-Falle zurückgekehrt, und man schickt sich an, eine Reise nach Philadelphia zu unternehmen, damit Jenny ihre Vaterstadt wiedersehen kann. Didier war so glücklich gewesen, das Kapital aus dem Bankhause zu retten, denn bei seiner Rückkehr von der Reise erfuhr er, daß der Banquier die Zahlungen eingestellt und den Concurs angezeigt habe. Man sprach davon, daß bei diesem Fallissement große englische Häuser bedeutende Verluste erlitten.

Mark hatte fleißig mit Helene korrespondirt, und jeder ihrer Briefe verrieth die innige Neigung, die sie zu dem Retter ihres Lebens hegte. Der letzte dieser Briefe hatte den jungen Mann in einen wahren Freudentaumel versetzt, denn die Geliebte sprach darin zum ersten Male die Sehnsucht aus, ihn wiederzusehen.

„Helene liebt mich nicht minder aufrichtig, wie ich sie liebe!“ dachte der entzückte Mark. „Die Ruhe, die sie mit Hülfe des Verstandes beim Abschiede erschuf, ist dem Drängen des Herzens gewichen. Aus diesem Briefe spricht die reinste, uneigennützigste Liebe.“

Die Antwort Mark's läßt sich denken. Er schilderte sein Glück, seine Leidenschaft und wiederholte den Schwur, den er der Geliebten beim Abschiede geleistet. „Ich kann für Dich sterben,“ schloß er; „aber nicht ohne Dich leben. Sobald ich von dieser Reise, die meine Ausbildung vollenden soll, zurückgekehrt bin, werden meine Eltern erfahren, in wessen Hand mein Glück liegt. Dann siehst Du mich als den Mann wieder, der die Fähigkeit besitzt, um Deine Hand zu werben; ich habe dann aufgehört, der junge Student zu sein, über den man lächeln würde.“

Die ruhige Heiterkeit Mark's erfüllte Jenny und Dolores mit inniger Freude. Beide Frauen glaubten, daß die Trennung von London eine heilsame Wirkung ausgeübt habe und daß ihr Sohn nicht nur vor einer zu frühen, sondern auch vor einer vielleicht verderblichen Liebe bewahrt sei, da sie der stolzen Mistreß Brooke nicht zutraueten, daß sie die Neigung ihrer Tochter billigte. Die Familie Lambert war glücklich; sie beschloß, die Freude des Reisens in vollen Zügen zu genießen.

„In einigen Tagen, Jenny, siehst Du Deine Vaterstadt!“ sagte Didier, als die vier glücklichen Menschen eines Abends beim Thee saßen.

„Ich habe mich lange darnach gesehnt, mein Freund!“ antwortete Jenny. „Die Erinnerung an die Heimath ist stets lebendig in mir gewesen, und wenn ich auch manches Mißgeschick dort erlebt, so gab es doch auch frohe Stunden, die ich nie vergessen habe, nie vergessen werde.“

„Wir werden den Garten hinter Deines Vaters Hause besuchen,“ meinte Didier, indem er einen zärtlichen Blick auf seine Gattin warf.

„Aber auch das Grab meines armen, guten Vaters!“ fügte Jenny wehmüthig hinzu.

In diesem Augenblicke trat der Diener ein, den Didier auf Johnson's Empfehlung während der Dauer seines Aufenthaltes in Amerika angenommen hatte.

„Was giebt's?“ fragte Didier, dem die Störung in dem Gespräche unangenehm war.

„So eben, Sir, ist ein Fremder angekommen.“

„Ein Fremder, um diese Zeit? Es ist zehn Uhr.“

„Er wünscht Sir Lambert angemeldet zu sein.“

„Unter welchem Namen?“

„Hier ist seine Karte.“

Didier nahm sie, und warf einen Blick auf das glänzende Blatt.

„Wie,“ rief er, „der Doctor Pietri?“

„Himmel, unser menschenfreundliche Arzt!“ rief Jenny.

„Und mein Wohlthäter!“ fügte ihr Gatte hinzu.

„Empfange ihn, mein Freund!“

Didier wollte den Saal verlassen — da ward die Thür geöffnet, und der Angemeldete trat ein. Die beiden Gatten sahen den Eintretenden erstaunt an. War das der elegante, geschmeidige, stets lächelnde Doctor, den sie in Marseille kennen gelernt hatten? Ein kleiner, zusammengeschrumpfter Mann in schlichten grauen Kleidern stand vor ihnen. Sein Kopf wäre völlig kahl gewesen, hätte ihn nicht ein Kranz spärlicher weißer Haare, die sich im Nacken kräuselten, umgeben. Das kleine weiße Gesicht war von tausend großen und kleinen Falten durchzogen. Die Hände des Doctors, deren eine den Hut, die andere den Stock hielt, zitterten. Man sah, wie er mühsam das Haupt aufrecht trug.

„Mein Gott,“ sagte Didier, „täusche ich mich denn?“

„Nein, Sir Lambert, Sie täuschen sich nicht!“ antwortete eine dünne, zitternde Stimme. „Ich bin der, den die Karte anmeldet, bin der, den Sie einst auf der Promenade in Marseille anredeten, bin mit einem Worte der Doctor Pietri, der Lady Sutherland vor den Brutalitäten des Banquier's Gauthier, und ihren Gatten vor den Nachstellungen der Polizei rettete, nachdem er den Verleumder der liebenswürdigen Lady im Duell getödtet hatte.“

„O mein lieber Doctor,“ rief Jenny gerührt, „es bedarf dieser Recapitulation nicht; wir erinnern uns Ihrer Dienste noch so lebhaft, als ob sie uns gestern geleistet worden wären.“

„Daran zweifele ich nicht, Milady. Ich bin von jeher von Ihrem guten Herzen überzeugt gewesen.“

Didier erinnerte sich der Wohlthaten, die Pietri ihm erzeigt hatte. Mitleidig ergriff er den Arm des Greises, und führte ihn zu einem Sessel.

„Oh,“ rief der Doctor, „mit mir ist eine große Veränderung vorgegangen, nicht wahr? Ja, das liebe Alter!“ fügte er hinzu, indem er sich zitternd niederließ.

Dann sah er lächelnd um sich.

„Mein Sohn, Mark!“ sagte Jenny, den jungen Mann vorstellend.

Pietri rückte seine Brille fester auf die Nase, und sah erstaunt den Sohn Jenny's an.

„Ich mache Ihnen mein Compliment,“ sagte er dann. „Das hübsche Kind ist ein schöner junger Mann geworden. Noch heute freue ich mich, daß der Sturz von der Mauer des Weinbergs so glücklich abgelaufen ist.“

„Madame Dolores,“ fuhr Jenny fort, indem sie Zoë vorstellte — „meine Gesellschafterin und Freundin.“

Der Doctor verneigte sich, ohne weiter seine Aufmerksamkeit auf die Gesellschafterin zu richten; es schien, als ob er zu stolz wäre, um sie ferner zu beachten. Dolores war zwar weit entfernt, in diesem gebrechlichen Greise, in dem Doctor, den sie so oft als einen Menschenfreund rühmen gehört, den gefürchteten Intendanten des Herrn Saint-Ange zu vermu-

then; aber der Name Pietri hatte eine Erinnerung in ihr angeregt, die sie mit Schrecken erfüllte. Sie zog sich schweigend zurück, und nahm auf einem, der Gesellschaft fern stehenden Sessel Platz.

„Sie wundern sich ohne Zweifel, Herr Lambert, daß ich Ihnen meinen ersten Besuch nach einer so langen Trennung spät in der Nacht abstatte?“ begann der Doctor.

„Meine Verwunderung ist nicht so groß, als meine Freude, Sie wiederzusehen,“ antwortete Didier.

„Wir haben oft von Ihnen gesprochen,“ fügte Jenny hinzu.

„Wahrhaftig?“

„Und zugleich haben wir oft bedauert, daß Sie nicht Zeuge unsers Glücks waren, eines Glücks, zu dem Sie so viel beigetragen haben.“

„O, lassen wir das, lassen wir das!“ sagte bescheiden abwehrend der Doctor. „Erlauben Sie mir, daß ich mich wegen meines späten Besuchs entschuldige. Der Agent Johnson, dessen Landhaus Sie bewohnen, ist mein Freund. Schon mit seinem verstorbenen Vater stand ich in Geschäftsverbindung, und da der Sohn das Geschäft des Vaters fortsetzte, so blieb ich ununterbrochen mit den Johnsons viele Jahre in Beziehung. Diesen Abend nun war ich zum Essen bei Sir Johnson geladen.“

„Ist er von seiner Reise zurückgekehrt?“ fragte Didier.

„Gestern. Bei Tische kommt das Gespräch auf den neuen Bewohner seines Landhauses, und Johnson erzählt mir, daß er mit Herrn Didier Lambert in Paris durch seinen Geschäftsfreund Renaud bekannt geworden sei. Er rühmte die Gastfreundschaft der liebenswürdigen Familie, und pries sich glücklich, ein Landsmann Lady Sutherlands zu sein, die sich jetzt Madame Lambert nenne. Brauchte ich mehr, um die Gewißheit zu erlangen, daß meine alten Freunde aus Marseille in diesem Landhause wohnen? Ich hatte keine Ruhe mehr, vorzüglich als ich von Mistreß Johnson hörte, daß die Familie Lambert nach Philadelphia abzureisen gedächte, und vielleicht morgen schon abreis'te. Johnson bot mir seinen Wagen an, um mir die Freude zu bereiten, meine Freunde noch in Neu-York zu sehen. Und nun wissen Sie, warum ich diesen Abend so spät gekommen bin.“

„Nehmen Sie unsern Dank dafür!“ riefen die beiden Gatten.

Jenny präsentirte dem Doctor Thee; Didier bot ihm Cigarren.

„Ich weiß,“ fügte er hinzu, „daß Sie Raucher sind.“

Der Doctor zündete seine Cigarre an, nachdem er Jenny artig um Erlaubniß gefragt. Dann reihete man sich zu einem freundschaftlichen Gespräche um den Tisch. Auch Dolores mußte ihren Winkel verlassen, und an dem Tische Platz nehmen. Sie saß zwischen Jenny und Mark, der, wie die andern beiden Männer. eine Cigarre rauchte.

„Wie haben Sie in der langen Zeit gelebt, mein lieber Doctor?“ fragte Didier. „Wie ist es Ihnen ergangen?“

„Ich bin als Körper- und Seelen-Arzt thätig gewesen. Sie sehen, wie schwer mein Beruf ist — er hat mich zeitig zum Greise gemacht.“

„O, ich kenne Ihren Eifer, überall nach Kräften zu helfen!“ sagte Jenny.

„In der Zeit, daß wir uns nicht gesehen,“ antwortete der Doctor, „habe ich nur einen Patienten gehabt, und dieser eine Patient hat meine volle Thätigkeit und Aufmerksamkeit in Anspruch genommen.“

„Wer ist dieser Patient?“

„Sir Johnson, der Besitzer dieses Landhauses.“

„Ist er krank gewesen?“

„Er hat viel gelitten, und leidet noch, obgleich er einen gesunden Körper hat.“

„Der arme Mann!“ sagte Jenny mitleidig. „Ich glaube bemerkt zu haben, daß etwas Gedrücktes in seinem Wesen lag. So war sein Leiden ein moralisches?“

„Ja!“ antwortete der Doctor, indem er eine leichte Wolke aus seiner Cigarre blies und sie dann mit der Hand zertheilte. „Auf der Familie unsers Freundes Johnson — ich darf ihn wohl so nennen, da er sich auch Ihrer Freundschaft zu erfreuen hat — ruht ein schweres Geschick. Den Druck dieser Schicksalslast abzuwenden oder doch wenigstens zu erleichtern, war nun die Aufgabe, die ich mir seit der Zeit, daß ich Marseille verließ, gestellt habe.“

„Sind Sie glücklich in der Lösung gewesen?“ fragte Didier theilnehmend.

„Leider nein, und ich habe auch keine Hoffnung!“ antwortete wehmüthig der Doctor, indem er sein kahles Haupt schüttelte. „Es scheint fast, als ob die Hand eines Menschen den Schleier nicht zerreißen könnte, der mich hindert, klar zu sehen, um die passenden Mittel zu wählen.“

„Sie machen mich neugierig, Doctor!“ sagte Didier.

„Können wir Ihnen nicht helfen, mein würdiger Freund?“ fragte Jenny.

„Urtheilen Sie selbst, Milady! Johnson, der Vater, hatte eine Handelsbrigg, die sein ganzes Vermögen ausmachte. Diese Brigg war das Werkzeug, mit dem er seine zahlreiche Familie ernährte. Der thätige Mann war das ganze Jahr auf Reisen, er unterzog sich den schwierigsten Geschäften und scheuete keine Mühe, um zu verdienen. Als er vor ungefähr zwanzig Jahren eine große Reise nach West-Indien antrat, ertheilte ihm eine hiesige Dame den Auftrag, eine junge Sklavin aus jenen Gegenden mitzubringen, weil man sie dort zierlich gewachsen und von sanfter Sinnesart antrifft. Die vornehme Dame wollte nämlich ein hübsches farbiges Kammermädchen besitzen. Johnson wußte, daß er das Glück einer Sklavin machte, wenn er sie in den Besitz dieser guten Dame brachte, die friedfertig, wohlthätig und leutselig war, denn andernfalls würde er den Auftrag abgelehnt haben, um nicht das verächtliche Gewerbe eines Sklavenhändlers zu treiben. Auf einer Insel ward ihm ein Mädchen angeboten, das alle Eigenschaften in sich vereinigte, die Johnson suchte. Aber diese reizende Person war die Mutter eines Knaben, und der humane Johnson entschloß sich, um nicht die Mutter von dem Kinde zu trennen, beide für die große Summe von hunderttausend Francs zu kaufen. Johnson zahlte dem Gouvernement das Geld, und zwar verlagsweise aus seinen eigenen Mitteln, empfing den Kaufbrief, und ging nun mit einem Agenten nach der Hütte, um sein erworbenes Eigenthum in Empfang zu nehmen. Aber was wurde dem braven Manne für seine gutgemeinte Absicht? In dem Augenblicke, als er der Sklavin als Besitzer vorgestellt ward, zog diese ein Pistol, zerschmetterte ihm den Kopf, und entfloh in die Berge, in den Schlupfwinkel aller verbrecherischen Sklaven jener Insel. Johnson, der Sohn, der seinen Vater begleitete auf dieser letzten Reise, ließ Nachsuchungen anstellen — sie kosteten viel Geld und blieben fruchtlos. Nun erfuhr er, daß der Vater des Sklavenkindes sich entleibt, und seinem Sohne ein nicht unbedeutendes Vermögen testamentarisch vermacht habe. Der junge Johnson wollte sich an dieses Vermögen halten — man verweigerte es ihm, da das Kind spurlos verschwunden war. Ist der Erbe todt, antwortete ihm das Gouvernement, so fällt das Vermögen an den Staat; bringst Du aber den rechten Sohn

der Sklavin, den man Dir verkauft hat, so erhältst Du das Vermögen desselben, da nach dem Code noir ein Sklave Nichts besitzen darf, sondern Alles, was ihm zufällt, seinem Herrn gehört. Und es ist auch richtig," fügte der Doctor mit einem Seitenblicke auf Jenny hinzu: „nur der faktische Besitz begründet derartige Ansprüche. Der arme Johnson kehrte also ohne Vater und mit einem Verluste von hunderttausend Francs nach New-York zurück."

Der Doctor schwieg, holte seine goldene Dose hervor, und fütterte seine kleine Nase langsam mit Tabak. Dabei sah er aber verstohlen nach allen Seiten, um die Wirkung seiner Worte kennen zu lernen.

Dolores saß regungslos, wie eine Statüe, auf ihrem Stuhle. Jenny war bleich geworden, sie sah bestürzt ihren Gatten an. Didier, der Zoë's Geschichte in allen ihren Einzelnheiten kannte, hatte bald seine Gattin, bald Dolores im Auge, als ob er Beiden sein Erstaunen ausdrücken wollte. Nur Mark war gleichgültig; er rauchte ruhig seine Cigarre, denn er ahnte nicht im Entferntesten, daß er die Hauptperson in dem furchtbaren Drama war, dessen Katastrophe jetzt vorbereitet ward. Er hatte der Erzählung nur mit halbem Ohre zugehört, da seine Gedanken bei der Geliebten in London waren.

„Begreifen Sie nun," fragte Pietri mit einem schmerzlichen Lächeln, „was meine Aufgabe in dieser Angelegenheit war? Begreifen Sie nun, warum sich Johnson stets auf Reisen befand? Er suchte die Mörderin seines Vaters, und das ihm von Rechtswegen gebührende Vermögen seines Sklaven."

In Didier hatte früher schon der Argwohn gegen den Doctor Wurzel gefaßt, als dieser ihn von einer Annäherung an den Kapitain Renaud abhalten wollte; jetzt erwachte dieser Argwohn von Neuem, und stärker. Er schrieb Pietri's zweideutiges Benehmen nicht mehr dem Zufalle, sondern gewichtigen Gründen zu. Daß er die Geschichte Zoë's gehört, setzte er nicht einen Augenblick in Zweifel. Um den beiden Frauen, deren Bestürzung er sah, das Reden zu ersparen, setzte er, anscheinend aus Interesse für Johnson, das Gespräch fort.

„Wo ward Johnson, der Vater, erschossen?" fragte er.

Der Doctor blies eine große Rauchwolke nach den beiden Kerzen, die auf dem Tische standen.

„Auf Martinique" antwortete er.

Dolores zuckte zusammen. Didier wollte des Doctors Aufmerksamkeit fesseln, und fragte rasch:

„Sind die Forschungen unsers Freundes ohne Erfolg geblieben?"

„Nicht ganz, Herr Lambert!" antwortete Pietri in einem sehr artigen, fast kalten Tone.

Didier bemerkte deutlich, daß der Doctor nach und nach zu der Stellung überging, die er einzunehmen beabsichtigte. Er beschloß, auf der Huth zu sein.

„Was hat er erfahren, Doctor?" fragte er, anscheinend ruhig.

„Daß sich die Mutter mit ihrem Kinde in Frankreich aufhält."

„Wo?"

„In Marseille."

„Warum hat er sie nicht in Anspruch genommen?"

„Weil in Frankreich jeder Mensch frei ist."

„Ah!" rief Didier, der immer klarer sah. „Daran dachte ich nicht!

Ganz recht, in Frankreich giebt es keine Leibeigenen, folglich auch keine Gesetze für diese humane Institution. Diesen Vorzug vor allen civilisirten Ländern hat nur das freie Amerika."

„Unser gemeinschaftlicher Freund," fuhr der Doctor ruhig fort, „scheint nach neunzehnjährigem fruchtlosen Bemühen Glück zu haben."

„Wie?"

„Er hat auf seiner letzten Reise in Erfahrung gebracht, daß die Sklavin so unklug gewesen ist, mit ihrem Sohne nach Amerika zu gehen."

Dolores fuhr entsetzt von ihrem Platze auf; sie hielt sich krampfhaft an der Lehne des Sessels. Jenny vermochte es, ihre Fassung zu bewahren, sie gab der Freundin einen Wink, sich zu beruhigen.

„Und weiß man," fragte Jenny, „wo sich die Sklavin aufhält?"

„Man vermuthet, in Neu-York, Milady. Die Polizei ist der Verbrecherin bereits auf der Spur."

„Und was haben Sie für ein Interesse, Herr Doctor, daß Sie, wie es scheint, bei dieser Angelegenheit thätig mitwirken?" fragte Didier.

Pietri brachte seine Cigarre an die Flamme einer der Kerzen und antwortete lächelnd:

„Ich bin Philanthrop, wie Sie wissen. In Marseille nahm ich mich Lady Sutherland's gegen die Insolenzen des verliebten Banquier's an; ich nahm Herrn Didier Lambert als Secretair in meine Dienste, um ihn der Verzweiflung zu entreißen, und schützte später denselben Herrn Lambert vor den Folgen eines Duell's — jetzt stehe ich meinem Freunde Johnson bei, damit er in den Besitz seines Eigenthums gelange, und die Mörderin seines Vaters zur Rechenschaft ziehen kann. Die Verbrecherin wird auf dem Schaffotte sterben, und ihr Sohn..."

Ein wimmernder Seufzer hallte durch den Saal — Dolores sank halb ohnmächtig neben dem Sessel nieder. Jenny und Mark eilten ihr zu Hülfe.

„Was ist das?" fragte der Doctor, indem er zur Seite sah, und die Brille fester auf die Nase drückte.

„Ihre Erzählung hat die arme Dolores so erschüttert —"

„Daß man meinen sollte," fuhr Pietri fort, „Madame Dolores sei jene Zoë, die man sucht. Halten Sie ihr ein Flacon unter die Nase, sie wird sich erholen. Ja, ja, die farbigen Damen haben unter Umständen zarte Nerven. Doch erlauben Sie mir, daß ich meine Pflicht als Arzt erfülle..."

Pietri wollte sich dem Sopha nähern, auf dem man die arme Frau niedergelegt hatte. Didier hielt ihn bei der Hand zurück.

„Mein Herr, ich bitte Sie, mir in mein Kabinet zu folgen!"

„Warum?" fragte der Doctor verwundert, aber ruhig.

„Um das Gespräch ohne diese Zeugen fortzusetzen. Sie sehen, welchen Eindruck es hervorgebracht hat."

„Dieser Eindruck könnte mich veranlassen, Madame Dolores ein wenig zu beobachten. Ah, wenn ich Alles zusammenstelle, was man mir in Marseille erzählte — das farbige Kind — der junge Mann dort mit dem bleichen, schattirten Gesichte —" er zeigte auf Mark — „so ist ein Verdacht gerechtfertigt — —"

Mark bebte zusammen.

„Was ist das? Was ist das?" fragte er.

„Folgen Sie mir, Doctor!"

„Verzeihen Sie, wenn ich bleibe."

„Wohlan, so bleiben Sie!" sagte Didier mit jener kalten Ruhe, die

er bereits bei dem Duelle mit Gauthier gezeigt hatte. „Bleiben Sie, mein Herr. Du aber, Mark, magst die Frauen aus dem Saale führen.“

In diesem Augenblicke erhob sich Dolores, und entwand sich den Händen Jenny's. Wie eine Sinnverwirrte stürzte sie, ehe man es verhindern konnte, auf Pietri zu, ergriff mit der Kraft der Verzweiflung seine Hände, zog ihn dem Lichte näher, und starrte ihn mit furchtbaren Blicken an.

„Er ist es! Er ist es!“ kreischte sie.

„Wer?“ fragten die übrigen drei Personen.

„Pietri, der furchtbare Mann, der Intendant des Herrn Saint-Ange! Er führte den Sklavenhändler zu meiner Hütte, er wollte mich aus dem Wege schaffen, wollte mich binden lassen — er trieb mich zur Verzweiflung, daß ich die Waffe erhob, um meine Freiheit zu retten — ich erkenne ihn, er ist der Dämon, der mich durch das ganze Leben verfolgt! O, Milady, wir sind verrathen, schändlich verrathen! Alles, was er Ihnen that, gründete sich auf einen nichtswürdigen Plan!“

„Madame, Ihnen fehlt heute das Pistol!“ sagte höhnend der Korse.

„Wollen Sie das Glück meines Alters zerstören?“ rief Zoë, vor Wuth wimmernd. „Mann, was habe ich Dir gethan?“

Das Uebermaß der furchtbaren Bewegung hatte die arme Frau so erschüttert, daß sie schluchzend zu Boden sank.

Didier trat zu dem Doctor, und flüsterte ihm in das Ohr:

„Mein Herr, Sie spielen eine traurige Rolle. Also das war der Grund Ihrer Menschenfreundlichkeit? Ich schulde Ihnen keinen Dank mehr!“

„Nach Belieben, Herr Lambert. Wir wissen nun, wie wir gegenseitig stehen — dies war der Zweck meines späten Besuchs.“

Der Doctor verneigte sich und wollte gehen.

„Halt!“ rief Mark. „Nicht von der Stelle!“

Pietri sah den jungen Mann vom Kopfe bis zu den Füßen mit verachtenden Blicken an. Dann wollte er der Thür zu gehen.

„Bleiben Sie!“ befahl Mark mit kräftiger Stimme.

„Dort ist Ihr Platz!“ sagte Pietri höhnend, indem er auf Zoë deutete.

„Um Gotteswillen, mein Herr, was beginnen Sie?“ rief Jenny, die sich des Doctors Worte deuten konnte. „Sind wir nicht Ihre Freunde?“

„Mutter,“ sagte Mark, „jener Herr darf nicht mehr den Frauen, er soll jetzt den Männern gegenüberstehen. Ueberlassen Sie es dem Vater und mir, diese indelikate Angelegenheit zu ordnen.“

Pietri hatte sich vorgenommen, die Maske abzuwerfen, und Alles zu Ende zu führen. Seine Vorbereitungen waren so getroffen, daß es ihm nicht fehlschlagen konnte. Das Gesicht des greisen Sünders nahm einen boshaften Ausdruck an, und sein kleines Auge blitzte wie das eines Krokodils. Die Schwäche, die er beim Eintreten gezeigt, war plötzlich verschwunden, er hob den kahlen Kopf hoch empor und sagte mit schneidender Stimme:

„Jene Sklavin hat mich erkannt, sie hat Recht: ich war der Intendant des Herrn Saint-Ange. Aber als solcher ist es meine Pflicht, die Verbrecherin zu bezeichnen, und der Gerechtigkeit zu überliefern.“

Er wollte den Saal verlassen.

Jenny warf sich ihm entgegen. Der Korse schob die erschreckte Frau bei Seite, um den Weg zur Thür fortsetzen zu können. Als Mark sah, daß der Doctor Hand an seine Mutter legte, kam sein längst verhaltener Zorn zum Ausbruch: er ergriff den Alten, und schleuderte ihn in den

Saal zurück. Pietri schwankte einen Augenblick; aber er erhielt sich aufrecht. Rasch trat er zu dem Fenster, und wollte einen Flügel desselben öffnen.

„Ich werde mir Hülfe schaffen!“ murmelte er dabei mit wuthzitternder Stimme.

Aber noch ehe er diese Absicht ausführen konnte, hatte Didier seine beiden Hände erfaßt.

„Mann, sind Sie wahnsinnig geworden?“ rief er.

„Man thut mir Gewalt an — zu Hülfe, zu Hülfe!“

„Vor dem Hause bewegen sich Leute auf und ab,“ sagte Mark, der durch das Fenster gesehen hatte.

„Großer Gott!“ rief Jenny verzweiflungsvoll.

„Wollen Sie mich noch zwingen?“ fragte der Doctor, der vergebens seine Hände zu entwinden suchte.

„Ich werde mehr thun!“

„Diese Hand spendete Ihnen einst Almosen!“

„Ich habe es nicht vergessen.“

„So lassen Sie mich los!“

„Wenn Sie so lange ruhig bleiben, bis ich Herrn Johnson gesprochen habe.“

„Gut, ich werde bleiben!“ stammelte der erschöpfte Doctor.

„Auf Ihr Ehrenwort?“

„Auf mein Ehrenwort!“

Didier ließ die Hände des Doctors fahren.

„Sie wollen Herrn Johnson sprechen?“ fragte er dann, indem er nach der Lehne eines Sessels tappte, um sich aufrecht zu erhalten.

„Diesen Abend noch. Sie werden mir sagen, wo ich ihn finde, da Sie ihn erst verlassen haben.“

„O, ich kann mehr thun,“ antwortete der Doctor, der mit der einen Hand in die Tasche seines Rocks griff.

„Was?“

„Ich kann ihn rufen.“

„Ich begleite Sie. Beeilen wir uns!“

„Dessen bedarf es nicht; Herr Johnson soll sogleich eintreten.“

Pietri zog ein Pistol hervor, seine Lieblingswaffe, streckte den Arm gegen das Fenster aus, und drückte ab, ehe Didier es verhindern konnte. Der Schuß krachte, das Fenster flog klirrend in Trümmer, und der kleine Saal füllte sich mit einer dichten Rauchwolke.

Eine Pause des Schreckens trat ein. Ein durchdringender Schrei unterbrach diese Pause.

„Mein Sohn! Mein Sohn!“ rief Zoë. „Man hat ihn ermordet, wie man seinen Vater ermordet hat;“

Die arme Mutter schien ihres Verstandes nicht mächtig zu sein; mit ausgebreiteten Armen ging sie durch den Saal, um ihren Sohn zu suchen. Der Schuß hatte furchtbare Erinnnerungen in ihr erweckt. Sie glich einem Phantome in dem mit Rauch angefüllten Saale.

„Dort, dort ist Ihr Sohn!“ sagte der Doctor, indem er sie bei der Hand zu Mark führte. „Sehen Sie ihn nur an, er ist unverletzt und lebt.“

„Was ist das? Was ist das?“ rief bestürzt der junge Mann.

„Zoë!“ flüsterte Jenny mahnend.

Madame Dolores legte ihre zitternden Hände an die Stirn, als ob sie gewaltsam ihren Geist sammeln wollte.

„Mein Gott, was habe ich gesagt?“ flüsterte sie.
„Die Wahrheit!“ antwortete laut der Doctor.
„Nein! Nein!“ rief sie, indem sie sich der furchtbaren Lage der Dinge erinnerte. „Der Schreck hat meinen Geist verwirrt — ich hatte einen Sohn, aber er ist todt — er ist lange todt! Hier, Sir Sutherland, ist Ihre Mutter — ich weiß nicht, was ich spreche — o, mein Gott, habe Mitleid mit mir! Und Sie, Sir Mark, glauben Sie diesem Manne nicht — er lügt, er ist ein böser Mensch, der mich verfolgt, obgleich ich ihn nie gekränkt habe. Fliehen Sie diesen Mann, er ist ein herzloser Bösewicht! Herr Lambert, retten Sie mich, retten Sie mich!“

Laut weinend sank sie vor Didier's Füßen nieder.

In diesem Augenblicke ließen sich hastige Tritte im Vorzimmer vernehmen.

„Dort kommt Sir Johnson!“ sagte Pietri, indem er mit seinem teuflischen Lächeln auf die Thür zeigte.

Und Johnson trat wirklich ein; aber er kam nicht allein, ihm folgten zwei Männer, die wie Statüen auf der Schwelle stehen blieben.

„Der Himmel sendet Sie, Sir Johnson!“ rief Didier, der vor Entrüstung über den bösartigen Korsen zitterte. „Sie versprachen mir in Paris gastfreundliche Aufnahme; mehr noch, Sie boten sie mir an — halten Sie Ihr Versprechen, realisiren Sie Ihr Anerbieten! Schützen Sie den Fremden, der sich Ihnen arglos anvertraut hat.“

„Sir Lambert hat unter meinem Dache Nichts zu fürchten!“ antwortete kalt der Amerikaner.

„Nichts zu fürchten?“ rief Jenny. „Jener Mann dringt bewaffnet in unser Zimmer, er bedient sich selbst seiner Waffe — —“

„Aber nicht gegen Sie und Ihren Gatten, Milady!“ antwortete Johnson mit kalter Artigkeit.

„Ich habe noch vier Monate das Recht, Ihr Landhaus unbeschränkt zu bewohnen!“ rief Didier.

„Ein Recht, Sir, das Ihnen Niemand streitig macht, da Sie es bezahlen. Als ich Ihnen in Paris meine Dienste anbot, wußte ich nicht, daß Sie einer verbrecherischen Sklavin und ihrem Sohne Vorschub leisten, daß die Freundin Ihrer Gattin die Mörderin meines Vaters ist. Wenn die Gerechtigkeit dem Verbrechen nachforscht, darf kein Bürger des freien Amerika seine Thür verschließen, und hier“ — er deutete auf die beiden Männer — „sind die Diener der Gerechtigkeit. Liefern Sie die Subjecte aus, die man fordert, und Niemand wird es wagen dürfen, ferner Ihre Ruhe zu stören.“

Jenny schauderte zusammen, da sie aus Zoë's eigenem Geständniß die That kannte, die man jetzt bestrafen wollte. War der verhängnißvolle Schuß auch geschehen, um einem Angriffe zu wehren, so hatte er doch einen Menschen getödtet. Der Gedanke an die Strafe in einem Lande, wo der Sklave kein Recht hat, raubte ihr alle Kraft, die Freundin zu schützen. Bestürzt sah sie die arme Zoë an, die wie leblos neben einem Sessel nieder gesunken war. Didier aber, der die schwierigen Lagen des Lebens kennen gelernt, begriff, daß man auch hier mit Hülfe des Reichthums wirksam einschreiten könnte, wenn andere Mittel fruchtlos blieben, um mit dem Amerikaner eine Unterhandlung anzuknüpfen.

„Sie suchen eine Sklavin?“ fragte er ruhig und kalt.

„Ich suche sie nicht mehr, ich habe sie gefunden!“ antwortete Johnson.

„Wer ist sie?“

„Dort, die farbige Frau," rief der Amerikaner, auf Zoë deutend.

„Jene Frau, Sir, ist Madame Dolores, eine Spanierin. Sie kennen mich von Paris aus, und müssen demnach wissen, daß ich im Stande bin Bürgschaft zu leisten. Nehmen Sie meine Bürgschaft dafür, daß Madame Dolores, die Freundin meiner Frau, keine Sklavin, und viel weniger noch dieselbe ist, die Sie suchen. Nennen Sie die Summe, die Sie deponirt zu sehen wünschen. Der Handel um einen Menschen ekelt mich an. Nennen Sie die Summe, Sir Johnson, und ich weise sie sofort auf meinen Banquier an."

Johnson war geldgierig, wie alle Amerikaner. Man sah es ihm an, daß er das Cautionserbieten in Ueberlegung zog. Pietri glaubte sich in's Mittel legen zu müssen.

„Sir Lambert vergißt, daß man eine Mörderin nicht auf Caution entläßt!" rief er rasch.

„Und der Philanthrop Pietri vergißt, daß er ein schamloser Denunciant ist, ein Mann, dessen Handlungsweise mir längst verdächtig vorgekommen ist, und daß ich nicht mit ihm, sondern mit dem Besitzer dieses Landhauses zu verhandeln habe."

„Mein Herr!"

„Unsere Beziehungen sind hier, in dem freien Amerika, aufgelöst't; es bleibt Ihnen überlassen, sie in Frankreich, wo jeder Mensch den Schutz der Gesetze zu beanspruchen das Recht hat, wieder anzuknüpfen. Sie begreifen, was ich sagen will. Und außerdem gebe ich Ihnen zu bedenken, daß ich noch vier Monate Herr dieses Landhauses bin."

„O, auch ich bin bei der Verhaftung dieser Personen betheiligt. Wie Herrn Johnson, steht mir ein Recht an Mutter und Sohn zu; wie er, kann ich beanspruchen, daß Beide in das Sklavengefängniß geführt werden."

„Wie, Sie? Ein Philanthrop?"

„Ah, das wundert Sie! Nimmt Sir Johnson die Caution an — ich verweigere sie, da unsere freundschaftlichen Beziehungen aufgelös't sind, mein Herr!"

„Ich habe über Ihre Rechte nicht zu entscheiden, Herr Doctor Pietri, es ist dies die Sache des Gerichts."

„Ganz recht, und darum fordere ich augenblickliche Verhaftung."

„Sie, ein Franzose?"

„Ich bin Bürger von Neu-York. Fragen Sie jene Herren, sie werden es Ihnen bestätigen. Der Doctor Pietri ist Bürger und praktischer Arzt an hiesigem Orte."

„Also die Vorkehrungen haben Sie getroffen, um desto sicherer einen teuflischen Streich ausführen zu können!" rief Didier, dessen Zorn aufkeimte. „Meine Herren," sagte er mit zitternder Stimme zu den beiden Officianten, „aus meinen Pässen werden Sie ersehen, daß jener junge Mann Mark Sutherland, mein Stiefsohn, und jene Dame Madame Dolores ist, die Gesellschafterin meiner Gattin. Die Denunciation jenes Menschen ist falsch. Mich wundert, daß er nicht auch mich und meine Frau zu Sklaven stempelt."

„Sir," antwortete die rauhe Stimme des einen der Officianten, „wir haben hier nicht zu untersuchen, sondern dem uns gewordenen Befehle zu gehorchen. Die Untersuchung steht unsern Vorgesetzten zu."

„Und was für ein Befehl ward Ihnen?"

„Die Sklavin und den Sklaven zu verhaften, die uns diese beiden Bürger andeuten werden.“

Pietri trat in die Mitte des Zimmers, seine Augen glüheten wie die eines Salamanders, als er die Worte rief oder vielmehr zischte:

„Hier ist die Sklavin, und dort ist der Sklave! Beide gehören zu gleichen Theilen Sir Johnson und mir, denn ich habe, laut Contract, die Hälfte der Kaufsumme an Sir Johnson gezahlt. Ich fordere, daß Sie Ihre Pflicht thun!“ rief er den Officianten zu.

Die beiden Schergen traten in den Saal. Der eine näherte sich Zoë, der andere Mark.

„Das ist Wahnsinn!“ rief der junge Mann, indem er den Schergen zurückstieß, daß er taumelte. „Ich bin kein Sklave, ich bin ein freier Mensch! Sehe ich denn aus, wie ein Sklave? Zurück! Zurück! Jener Denunciant ist ein Wahnsinniger, wenn er nicht ein ausgefeimter Betrüger ist. Mutter,“ wandte er sich an Jenny, „enden Sie doch diesen ehrlosen Streit durch Ihren Ausspruch!“

„Er ist mein Sohn!“ rief Jenny in höchster Angst. „Jener furchtbare Mensch“ — sie deutete mit zitternder Hand auf den Doctor — „hat ihn als einen Knaben von fünf Jahren schon gekannt, er hat ihn in Marseille in meinem Hôtel gesehen, wo ich ihn, den Denuncianten, als einen guten Menschen, als einen Freund aufnahm.“

Der Doctor lächelte, indem er antwortete:

„Ganz recht, damals schon habe ich ihn gekannt und gewußt, daß Sie das Kind der Sklavin adoptirt hatten. Aber die Adoption, Milady, ist in Frankreich geschehen, wo Sie den farbigen Knaben als ein Findelkind bezeichneten. Ich werde hier, in Amerika, den Beweis liefern, daß Sie sich widerrechtlich das Eigenthum des Sir Johnson angeeignet haben, hier, wo das Gesetz volle Kraft hat: der Sohn einer Sklavin ist Sklave wie seine Mutter. Auf meine und Sir Johnson's Verantwortung: man verhafte diese beiden Menschen!“

Mark brach fast zusammen, als er diese Geschichte seines Lebens aus dem Munde des Doctors hörte. Er glaubte sich jetzt die ängstliche Zärtlichkeit, die Madame Dolores ihm stets bewiesen, erklären zu können.

Der Scherge wußte nicht, ob er der Aufforderung nachkommen sollte, denn der als Sklave bezeichnete junge Mann hatte ein so aristokratisches Ansehen, ein so feines Wesen, daß er ihm eine Art Respekt einflößte. Er wagte nicht, gewaltsam Hand an ihn zu legen.

„Sind Sie Ihrer Sache gewiß?“ fragte er leise den Amerikaner Johnson.

„Ich habe mich auf die Angaben meines Freundes Pietri verlassen,“ antwortete dieser.

„Diese Angaben sind falsch, grundfalsch!“ rief Jenny. „Man lade uns vor die Behörde, und ich werde die richtigen Thatsachen angeben.“

„Damit Sie Zeit zur Flucht gewinnen,“ sagte Pietri; „damit Sie zum zweiten Male den Sklaven seinem Eigenthümer entführen, wie das erste Mal auf Martinique. Es ist ja sehr leicht möglich, daß sich auch ein zweiter Kapitain Renaud finden läßt, der Sie an Bord nimmt.“

Jenny zog Johnson bei Seite.

„Sir,“ flüsterte sie, „Sie laden eine schwere Verantwortung auf Ihr Gewissen, denn Sie nehmen Theil an einem Verbrechen, das sich durch Nichts wieder sühnen läßt. Man sagt, Sie haben auf Martinique einen Verlust erlitten — ich bin erbötig, Ihnen diesen Verlust dreifach zu ersetzen.

Nehmen Sie das Geld, und beflecken Sie sich nicht durch eine Schandthat. O, ich lese es in Ihren Zügen, daß Sie durch jenen furchtbaren Mann verleitet sind. Noch kenne ich die Motive seiner Handlungen nicht; aber gönnen Sie mir Zeit, und ich werde mit Gottes Hülfe Aufklärung schaffen. Wir verlassen Amerika nicht, bevor Sie nicht völlig zufrieden gestellt sind. Nehmen Sie dieses Portefeuille, es enthält zwanzigtausend Dollars in Banknoten" — sie riß einen Secretair auf, und holte das Portefeuille aus einem Kasten desselben — „nehmen Sie, und seien Sie, was Sie uns versprochen, ein Gastfreund!"

Mehr, als die in einem rührenden Tone gesprochenen Worte der Dame machte das Portefeuille den Amerikaner geneigt, auf den Vorschlag einzugehen. Nachdem er die Banknoten geprüft hatte, sagte er:

„Gut, Milady, ich begebe mich vor der Hand des Rechtes, das mir an den jungen Mann zusteht; aber wenn jene Frau dort die Mörderin meines Vaters ist ..."

„Sie ist es, ich bin Zeuge!" rief Pietri.

„Elender!" murmelte Didier.

„Vertheidigen Sie sich vor Gericht! Man hole den Scherif!"

„Noch einmal: ich bürge für Alles!" rief Didier.

„Wollen Sie auch den Mord bezahlen?"

Zoë erwachte aus ihrer zweiten Ohnmacht. Jenny und Mark unterstützten sie, als sie sich erhob.

„Fassen Sie sich!" flüsterte Jenny ihr zu.

„Was war das? Was war das?" fragte die arme Zoë, indem sie mit wirren Blicken um sich sah.

„Fassen Sie sich, und es wird Alles gut!"

In diesem Augenblicke sah Zoë den Doctor. Entsetzt stieß sie einen durchdringenden Schrei aus.

„Er ist es! Er ist es!" rief sie.

„Ah," lachte höhnend Pietri, „sehen Sie, daß sie mich kennt? Wer bin ich? Wer bin ich?" rief er höhnend, indem er vor die arme Frau trat und ihr mit seinen Basiliskenblicken in das Gesicht sah. „Erkennst Du mich, Zoë?"

„Pietri! Pietri! Der Intendant, der mich verkaufen wollte!"

„Sie sehen, meine Herren," sagte der Doctor mit einem triumphirenden Lächeln, „daß sie mich erkannt hat. Führen Sie die Sklavin, die zugleich ein Verbrechen begangen hat, in das Gefängniß. Der Richter wird entscheiden, was ferner mit ihr geschehen soll."

Von diesem Augenblicke an schien Zoë sich ihrer Lage und ihrer Umgebung nicht mehr bewußt zu sein. Man hätte glauben mögen, der jähe Schlag habe ihren Verstand zerrüttet. Jenny bemerkte diese Veränderung ihrer Freundin; sie begann still zu weinen. Mark stand wie zerschmettert neben dem Kamine; er dachte an Helene. Didier sann auf ein neues Mittel, die Fortführung der armen Frau zu verhindern, die unfehlbar ein Raub der Verzweiflung werden würde, wenn man sie in das Gefängniß schleppte. Johnson, der von Natur ein weiches Herz und Ehrgefühl besaß, kam ihm zuvor.

„Sir Lambert," sagte er, „ich begreife, daß ein Eclat vermieden werden muß, so lange die Identität der betreffenden Personen nicht erwiesen ist. Arrangiren Sie sich mit Sir Pietri, der ein größeres Interesse an der Verhaftung hat, als ich."

„Weil Sie mit Golde abgefunden sind!“ rief höhnend der Doctor.

„Gleichviel, ich will vor der Hand nicht weiter gehen!“ antwortete kalt der Amerikaner.

„Meine Herren,“ sagte Didier, „enden Sie Ihren Streit — wir stellen uns morgen freiwillig vor Gericht, dann mögen die Richter entscheiden, ob jenes Mannes Angaben gegründet sind. Bis dahin bleiben wir Alle in diesem Landhause Gefangene. Und Sie, Herr Doctor, verlassen meine Wohnung, wenn Sie nicht wollen, daß ich von meinem Hausrechte Gebrauch mache. Die Gerichtsdiener mögen auf meine Kosten Wache halten.“

Pietri verneigte sich, und verließ hohnlächelnd den Saal, indem er den beiden Officianten ein Zeichen gab, ihm zu folgen. Kaum hatte sich die Thür geschlossen, als Zoë, wie von einem Gedanken plötzlich ergriffen, emporfuhr; ihre wirren Blicke suchten und fanden Mark. Sie stürzte sich auf den jungen Mann, ergriff hastig seine Hand, und wollte ihn nach der Thür ziehen.

„Fliehen Sie, fliehen Sie!“ rief sie mit tonloser Stimme. „Trotzen Sie dem furchtbaren Intendanten nicht, Sie werden seiner Bosheit erliegen. Die Flucht ist das einzige Hülfsmittel — ich bleibe zurück, um Sie zu retten!“

„Dolores, Dolores!“ rief erschüttert der junge Mann.

„Ich werde sterben,“ fuhr Zoë in gewaltiger Aufregung fort; „aber machen Sie mir die letzten Stunden meines Lebens nicht schwer, geben Sie mir die Gewißheit, daß mein zwanzigjähriger Kampf nicht vergebens gewesen ist, lassen Sie mich mit der Ueberzeugung dem Tode entgegengehen: ich habe Ihnen genützt, ich habe Ihr Glück fest begründet. Milady, helfen Sie, helfen Sie! Vollenden Sie das Werk Ihrer Barmherzigkeit!“

Sie riß die Thür auf.

Ein Gerichtsdiener trat ihr entgegen.

„Zurück, es darf Niemand den Saal verlassen!“ rief eine rauhe Stimme.

Zoë fuhr mit einem Schreckensschrei zurück. Johnson schloß die Thür.

„Beruhigen Sie sich, arme Frau,“ sagte er mitleidig tröstend, „wir werden überlegen, was zu thun ist.“

„Sie, Sie, unser Ankläger?“

„Ich bin es nicht mehr, denn ich bin von meiner Verblendung zurückgekommen. Mein Vater war ein harter, mitleidsloser Sklavenhändler, und auf dem Vermögen, das er zusammengescharrt, ruhete ein Fluch; Alles, was ich mit diesem Blutgelde begann, mißglückte, so daß ich ein armer Mann ward. Die Noth ließ mich zu mancherlei Mitteln greifen, und die Vorspiegelungen Pietri's fanden bei mir um so leichter Gehör, da sie mir den Gewinn eines Vermögens in Aussicht stellten. Darf ich über die Summe verfügen, Sir Lambert, die Sie mir vorhin eingehändigt haben, so kann ich mich vor dem völligen Untergange schützen — “

„Sie ist Ihr Eigenthum!“ rief Jenny rasch.

„Wie sehr ich das Handwerk meines Vaters verabscheue, mag Ihnen die Aenderung des Namens beweisen — mein Vater hieß Jackson, ich nenne mich seit langer Zeit Johnson.“

„Sprechen wir nicht mehr davon,“ rief Didier; „sinnen wir auf Mittel, den Doctor unschädlich zu machen.“

„Das wird schwer sein, denn er besitzt die schlagendsten Beweise von dem, was er behauptet. Auch die Flucht ist unmöglich, da ein Dutzend Schergen das Landhaus bewachen.“

„Was ist zu thun?“

„Bestechen Sie die Wächter; dies Mittel wird oft mit Erfolg angewendet.“

„Hier ist Geld!“

Didier warf eine Börse auf den Tisch, die er aus einem Secretär geholt hatte.

„Nehmen Sie,“ fügte er hinzu, „sie ist mit Goldstücken gefüllt.“

„Gut; jetzt mögen sich die Damen zurückziehen.“

„Wohin?“

„In jenes Kabinet.“

„Es ist mein Schlafzimmer.“

Dolores, die gespannt zugehört hatte, ließ sich von Jenny bis zu der Glasthür führen; dann blieb sie plötzlich stehen.

„Und Mark?“ fragte sie ängstlich.

„Er bleibt unter meinem Schutze!“ antwortete Didier.

„Zögern Sie nicht!“ flüsterte Jenny, indem sie die Freundin in das Kabinet zog.

Die Thür des Kabinets schloß sich hinter den beiden Frauen. Die drei Männer waren allein in dem Saale.

„Sir Johnson,“ begann Didier, „Sie wissen, daß ich über ein großes Vermögen zu verfügen habe — ich biete Ihnen einen Theil desselben für den Dienst, den Sie mir leisten werden.“

„Leider, Sir Lambert, darf ich Ihr Anerbieten nicht ausschlagen, leider muß ich Ihnen eigennützig dienen, wenn ich mit meiner zahlreichen Familie nicht untergehen will,“ antwortete bewegt der Amerikaner. „Dieses Landhaus war mein letztes Besitzthum — jetzt gehört es jenem Pietri, der außerdem auch den größten Theil meiner Wechsel an sich gekauft hat. Sobald die beiden Sklaven, von denen er sprach, sich in seiner Gewalt befinden, wollte er mir die Wechsel einhändigen; aber Sie gaben mir vorhin die zum Einlösen derselben nöthige Summe, ich zog es vor, mich auf rechtlichem Wege aus dr Verlegenheit zu ziehen, und mich von dem Einflusse des Mannes frei zu machen, der mir schon lange lästig ist.“

„Demnach sind Sie also der Besitzer der Sklavin?“

„Nein, ich bin es nicht mehr; mein Recht daran habe ich Pietri übertragen, der auch den Kaufbrief besitzt, den das Gouvernement von Martinique ausgestellt hat. Hätte ich noch freie Gewalt, es sollte Niemand den armen Leuten ein Haar krümmen. Demnach kann ich Ihnen nur bei der Flucht nützlich sein, die wir beeilen müssen, da Pietri ohne Zweifel seine Vorkehrungen dagegen trifft, weil er sich so ruhig entfernt hat.“

„Wohin werden wir uns wenden, wenn wir das Landhaus verlassen haben?“

Johnson sann einen Augenblick nach.

„Ich weiß nicht, ob ein segelfertiges Schiff im Hafen liegt,“ murmelte er; „wir müssen zunächst ein Versteck auf dem Lande suchen. Mögen sich Mutter und Sohn meiner Führung anvertrauen, ich bringe sie zu einem befreundeten Abolitionisten, bei dem sie einige Tage sicher sind. Bis dahin können wir die Abreise nach Frankreich vorbereiten.“

„Sir Johnson,“ sagte Didier ernst, „darf ich Ihnen völlig vertrauen? Sie sind der Sohn jenes Jackson —“

„Leider bin ich es, Sir! Aber der Sohn preis't sich glücklich, daß er im Stande ist, das Unglück abzuwenden, dessen Stifter der Vater ist. Ich

schwöre Ihnen bei dem Heile meiner Kinder, deren ehrenvolle Zukunft Sie gesichert haben, daß mir die Rettung der bedrängten Personen am Herzen liegt, und daß ich sie mit allen Mitteln zu fördern suchen werde."

„Gott hat Ihren Schwur gehört, und ich nehme ihn an! Jetzt beginnen Sie Ihr Werk!"

Die beiden Männer reichten sich die Hände.

„Erwarten Sie mich," sagte Johnson. Dann verließ er den Saal, um mit den Wächtern zu unterhandeln.

Mark warf sich mit Ungestüm an Didier's Brust.

„Vater," flüsterte er erschüttert, „ein furchtbares Geheimniß ist mir heute enthüllt worden! Sprechen Sie ein Wort, geben Sie mir Aufklärung, daß ich weiß, ob ich wache oder träume!"

„Mein Sohn, im Angesichte solcher Ereignisse wäre es thöricht, länger ein Schweigen zu bewahren, das Dir Nachtheil bringen könnte. Du mußt Alles wissen, damit Du darnach handeln kannst. Ja, Du bist unser Adoptivkind, Madame Dolores war Sklavin, und ist Deine rechte Mutter. Du kennst jetzt das Geheimniß Deiner Geburt; aber nimm auch die Versicherung, daß Du es nie würdest erfahren haben, wenn das Schicksal es Dir nicht ausgesprochen hätte. Fasse Muth, und handele mit der Willenskraft, die man bei Deinem Alter voraussetzen darf. In Europa bist Du wieder, was Du gewesen: der Sohn Sutherland's!"

„Helene! Helene!" flüsterte schmerzlich der junge Mann.

Dann richtete er sich empor. In seinem schönen Gesichte sprach sich Feuer und Entschlossenheit aus.

„So werde ich denn mit meiner Mutter dem Amerikaner folgen!" sagte er. „Die Freiheit steht mir höher, als das Leben — ich werde sie mir zu erhalten suchen. Wo sind Ihre Pistolen, Vater?"

„Hier; sie sind geladen."

Didier öffnete einen Kasten. Mark steckte die beiden kostbaren Waffen zu sich, die ihm aus dem schwarzen Ebenholze entgegenglänzten. In diesem Augenblicke trat Johnson ein.

„Ich bin glücklich gewesen!" flüsterte er. „Die Wächter, die an dem Wege stehen, den ich Sie zu führen gedenke, haben Ihre Goldstücke angenommen. Zögern wir nicht mehr, durch den Garten in das Freie zu gelangen. Nach einer Stunde werden Sie in Sicherheit sein."

Mark warf einen leichten Mantel um die Schultern. Didier trat in das Kabinet zu den beiden Frauen.

„Mein Herr," sagte Mark zu dem Amerikaner, „ich vertraue mich Ihrer Führung an; Sie werden einen glänzenden Lohn erhalten, wenn Sie es aufrichtig mit uns meinen — aber eine Kugel, wenn Sie ein Schurke sind!"

„Ich verzeihe Ihnen dieses Mißtrauen, Sir, da Sie mich nicht näher kennen," antwortete Johnson. „Wird mein Plan durch einen unvorhergesehenen Zufall nicht gestört, so verbürge ich Ihre Rettung!"

Didier führte die beiden Frauen in den Saal. Madame Dolores trug Jenny's Hut und Mantel.

„Mutter, Mutter," rief der junge Mann, indem er die Hände der armen Frau ergriff, und sie an seine Lippen drückte.

Jenny brach in ein lautes Weinen aus.

Zoë sank fast zusammen, als Mark sie mit diesem Namen nannte.

„Mein Sohn! Mein Sohn!" rief sie. „Nun will ich sterben, wenn

es zu Deinem Glücke nöthig ist! Ja, ich habe Dich unter meinem Herzen getragen, ich habe für Dich gelebt und gelitten. Aber die Welt darf nicht wissen, daß ich Deine Mutter bin — es würde Dein Verderben sein. Gestatte mir, daß ich im Verborgenen Deine Stirn küssen darf, nenne mich still und leise Deine Mutter, und ich bin für alle die grenzenlosen Leiden belohnt, die jener furchtbare Pietri über mich verhängt hat."

Zitternd küßte sie die Stirn des jungen Mannes.

„O, Sir Lambert," flüsterte der gerührte Johnson, „ich würde ein schweres Verbrechen auf meine Seele geladen haben, hätte ich mich den Forderungen Pietri's fügen müssen!"

„Doch wohin fliehen wir?" fragte Zoë, erschreckt emporfahrend. „Man trachtet nach Deiner Freiheit, mein Sohn; unser Verfolger ruht nicht, bis er uns völlig vernichtet hat."

„Folgen Sie mir!" sagte Johnson. „Nehmen Sie auf kurze Zeit Abschied von Ihren Freunden, bald werden Sie sie wiedersehen."

Jenny umarmte Mark und Dolores. Dann verschwanden die Flüchtlinge mit dem Amerikaner aus dem Saale.

„Traueſt Du Johnson?" fragte die ängstliche Jenny ihren Mann.

„Wir haben ihn nicht mehr zu fürchten, als den Doctor. Es ist gleich, ob man sich ihrer hier oder auf der Flucht bemächtigt. Wie die Sachen jetzt stehen, haben wir den Vortheil, daß Aussicht auf das Gelingen der Flucht vorhanden ist."

Johnson führte seine beiden Schutzbefohlenen über den Corridor, dann über eine Seitentreppe in den Garten. Die Wächter hatten sich zurückgezogen, man sah sie nicht; sie zählten auf der Hausflur die Goldstücke, die ihnen Johnson eingehändigt hatte.

Man konnte den Garten des Landhauses einen Park nennen, denn er enthielt dichte Baumgruppen, Rasenplätze und Schlangenwege. Mark und Zoë wußten, daß in der Mauer eine Thür sich befand, die in das Feld führte. Johnson hatte den Weg zu dieser Thür eingeschlagen. Die Nacht war sternenklar, und deutlich konnte man jeden einzelnen Gegenstand unterscheiden. Bald standen die drei Personen, die hastig gegangen waren, an der kleinen Thür in der weißen Mauer.

„Mein Gott!" flüsterte Johnson erschreckt.

„Was ist's?" fragten Zoë und Mark.

„Ich habe in der Eile den Schlüssel zu der Gartenthür vergessen."

„So holen Sie ihn!"

„Verbergen Sie sich in der Thür; ich werde in wenigen Minuten zurückgekehrt sein."

Der Amerikaner eilte denselben Weg zurück, den man gekommen war.

„Ich traue diesem Manne nicht!" flüsterte Zoë, die am ganzen Körper zitterte.

Mark sah an der Mauer empor; sie war so hoch, daß sie ohne Leiter nicht erstiegen werden konnte. Er untersuchte die Thür — sie war fest verschlossen. Demnach blieb den armen Flüchtlingen Nichts, als die Rückkehr Johnson's zu erwarten.

„Mein Sohn, mein Sohn," flüsterte Zoë, „könnte ich Dich mit meinem Leben retten, ich gäbe es freudig hin! Das furchtbare Geschick der Sklaverei verfolgt Dich, wohin Du Dich wendest!"

„Sie werden leben, Mutter, um mit mir glücklich zu sein! Morgen vereinigen wir uns wieder mit unsern Wohlthätern, und reisen nach Eu-

ropa zurück, wo man das schmähliche, fluchwürdige Gesetz nicht kennt, das wir hier zu fürchten haben. Ich vertheidige Sie, so lange ich athme; es ist ja das Geringste, was ich Ihnen als Dank für die großen Opfer, die Sie mir gebracht haben, bieten kann. Gott ist gerecht, er wird den Verbrechern den Sieg nicht geben! Helene," fügte er ganz leise hinzu, „bete für mich!"

In diesem Augenblicke ließ sich ein Geräusch von Schritten vernehmen. Man konnte deutlich unterscheiden, daß dieses Geräusch von mehren Personen verursacht wurde.

„Johnson kommt nicht allein zurück!" flüsterte Zoë.

„Hierher, Mutter, hierher!"

Mit diesen Worten zog sie Mark in die Vertiefung der kleinen gewölbten Thür. Beide standen mit klopfenden Herzen, Hand in Hand, dicht neben einander. Krampfhaft hielt die Mutter die Hand ihres Sohnes. Nach einigen Augenblicken traten zwei Männer aus der Biegung des Weges. Zehn bis zwölf Schritte von der Mauer blieben sie stehen.

„Pietri!" flüsterte Zoë.

Der furchtbare Mensch war es; ein Scherge begleitete ihn.

„Du wirst diese Thür bewachen, Freund!" sagte der Doctor. „Kommen die Sklaven, und sie fügen sich Deiner Aufforderung nicht, so schieße sie nieder; ich, der Besitzer, gebe Dir das Recht dazu. Nimm Deinen Posten ein, und sei wachsam."

Der Doctor wollte sich entfernen.

„Sir!" rief der Scherge.

„Nun?"

„Sehen Sie den weißen Punkt in der Thür? Ich wette, daß sich Jemand dort verborgen hält."

Der Scherge hatte Zoë's weißes Nachtkleid bemerkt, das der kurze Mantel nicht völlig bedeckte.

„Wir sind verloren!" flüsterte Zoë.

Der junge Mann blieb ruhig; er griff in seine Manteltasche und zog ein Pistol hervor. Leise knackte der Hahn — die Waffe war schußfertig.

„Wer ist da?" rief der Sklavenspürhund, der dicht neben Pietri stand.

Es erfolgte keine Antwort. Mark und Zoë verhielten sich ruhig, denn sie hofften auf die Rückkehr Johnson's, der ohne allen Zweifel um die Bewachung der Thür nicht wußte. Die beiden Bedrängten konnten jede Bewegung ihrer Feinde, die auf dem freien Platze standen, beobachten.

„Im Namen des Scherifs: wer ist da?" wiederholte der Scherge.

Alles blieb still, wie zuvor.

„Ueberzeuge Dich!" befahl Pietri.

Der Officiant, ein Mann von herkulischem Körperbau, schritt der Thür zu.

„Zurück!" rief Mark, der auf das Aeußerste gefaßt war.

„Die flüchtigen Sklaven!" wisperte Pietri. „Thue Deine Pflicht, mein Freund! Du siehst, es liegt Gefahr im Verzuge."

„Im Namen des Gesetzes befehle ich Euch, mir zu folgen!"

Mark, der mit glühenden Augen beobachtete, sah, wie der Doctor seinen Arm ausstreckte und zielte. Jetzt galt kein Zaudern, wenn er die mörderische Absicht vereiteln wollte. Dem Doctor lag Nichts an der Erlangung der lebenden Sklaven, er mußte den Erben des verstorbenen Saint-Ange beseitigen, wenn ihm das Vermögen desselben nicht entgehen sollte. Den Grund, warum er nicht länger säumen durfte, werden wir bald erfahren.

„Ihr antwortet nicht?“ rief der Scherge.

Ein Schuß, der aus der Mauer hervorkrachte, war die Antwort. Der Doctor brach heulend zusammen — die Kugel war ihm in die Brust gedrungen.

„Verdammt!“ brüllte der Scherge, indem er ein doppelläufiges Pistol auf die Thür abfeuerte.

Man hörte das Einschlagen der Kugeln, aber auch ein leises Wimmern.

„Mutter! Mutter!“ rief der junge Mann, indem er die sinkende Frau in seinen Armen auffing.

„Bist Du verwundet, mein Sohn?“ fragte Zoë mit gewaltsamer Anstrengung.

„Nein! Aber Sie, Mutter?“

„Kümmere Dich nicht um mich — sei auf Deine Rettung bedacht! Ich sterbe — entfliehe, mein Sohn! Rette Dich, damit mein Tod nicht vergebens ist! Ich sterbe ohne Schmerz, denn ich sterbe — für meinen Sohn! Denambuk, ich sehe Dich wieder — in dem Lande der Freiheit! Mein Heiland, nimm Dich meines Sohnes an!“

Als Mark seine Mutter auf dem freien Platze niederlegte, war sie verschieden. Die beiden Kugeln des Schergen hatten ihr den Hals zerrissen. Sie hatte einen kurzen Todeskampf gehabt.

Wenige Schritte von der armen Zoë lag der Doctor am Boden; er lebte noch, um die fürchterlichsten Schmerzen zu erleiden. Wimmernd rief er nach einem Arzte, denn er hatte die Hoffnung zu leben nicht aufgegeben. Auf die beiden Schüsse eilten die erschreckten Bewohner des Landhauses herbei. Zuerst erschien Johnson mit dem Schlüssel, gleich nach ihm kam Didier. Mark trug seine todte Mutter in das Landhaus zurück, wo ihn Jenny mit einem Schreckensschrei empfing. Zwei Schergen trugen den Doctor in einen Pavillon, der unfern des blutigen Schauplatzes stand. Man legte ihn auf einer Ottomane nieder.

Pietri selbst sollte die Katastrophe des Drama's herbeiführen, dessen Intriguen er geschürzt hatte. Mit der Annäherung des Todes empfand er auch die Angst des Todes. Das Gewissen erwachte mit allen seinen Schrecken. Der verstockte Sünder versuchte zu beten.

„Johnson, Johnson,“ stammelte er, „wer feuerte den Schuß auf mich ab?“

„Ich weiß es nicht! O, Sir, denken Sie in diesem Augenblicke nicht an Rache! Die arme Frau, die Sie verfolgten, ist todt.“

„Aber meine Hand hat sie nicht getödtet!“ flüsterte der Verwundete mit einer Art Zufriedenheit. „Ich bin rein bei diesem Morde! Entfernen Sie jene beiden Männer“ — er deutete auf die Schergen — „ich will sie nicht sehen! Geht, geht, Euer Geschäft ist zu Ende!“

Didier entließ die beiden Officianten und schickte den Diener, der Licht gebracht hatte, zu einem Arzte nach der Stadt. Dann wandte er sich zu dem Verwundeten zurück, in dessen Gesichte eine große Veränderung vorgegangen war: die Augen waren verglas't, die Lippen blau, und Stirn und Wangen leichenblaß. Die Hände des Doctors lagen auf der Brust, aus der ein Blutstrom hervorquoll.

„Herr Pietri,“ sagte Didier feierlich, „Sie stehen am Rande des Grabes, es bleiben Ihnen vielleicht nur noch wenige Minuten zu leben — benützen Sie diese kurze Zeit, um Ihr schweres Verbrechen einigermaßen zu sühnen.“

„Was kann ich thun? Was kann ich thun?“ fragte Pietri in einer fürchterlichen Angst.

„Sichern Sie den Sohn der ermordeten Zoë vor weitern Nachstellungen — händigen Sie mir die Papiere ein, die Ihnen das Eigenthumsrecht über seine Person geben. Sie scheiden mit einer guten That aus dem Leben — —“

„Muß ich denn sterben? O mein Gott, ein fürchterlicher Schmerz zerreißt mir die Brust — der Tod streckt seine Hand nach mir aus. Nein, nein — es ist Denambuk — hinweg, bleicher Mann — sieh' mich nicht so ernst an — willst Du Deinen Mörder vor das Gottesgericht schleppen? Ziehe Deine Hand zurück — Dein Sohn wird kein Sklave mehr sein — ich will ihm Gutes thun — die Papiere Deines Vaters sind sein Eigenthum — mein Portefeuille birgt sie — — ich habe sie stets auf meiner Brust getragen —“

Die krampfhafte Bewegung, die er ausführte, brach seine letzte Kraft; er sank röchelnd in das Polster zurück.

„Geben Sie mir das Portefeuille,“ rief Didier; „ich werde es zu Ihrem Heile verwenden!“

Der Verwundete sprach nicht mehr; aber er deutete auf die Brusttasche seines Rocks. Didier zögerte nicht, das Portefeuille herauszuholen.

„Sie sind Zeuge,“ sagte er zu Johnson.

„Es ist der letzte Wille des Sterbenden!“ flüsterte der Amerikaner zurück. „Ich kann es bezeugen, wenn es nöthig ist.“

In den Zuckungen des Todes richtete sich der Verwundete noch einmal empor; er war immer noch mit der Vision beschäftigt.

„Denambuk,“ rief er, „Dein Kind lebt — ich habe es nicht getödtet — es kann sich das Erbe seines Vaters von Martinique holen!“

Nach einem kurzen Röcheln verschied der Doctor. Die letzten Worte hatten Didier Aufklärung gegeben, er errieth nun die Beweggründe, die den Verstorbenen geleitet hatten. Schaudernd betrachtete er den Greis, dessen freundliche Züge ein so verhärtetes, bösartiges Gemüth verborgen gehalten hatten.

„Des Reichthums wegen wollte er den Sohn morden, wie er den Vater gemordet hat!“ murmelte Didier.

„Glauben Sie mir, Sir, er war mir von jeher ein unheimlicher Mensch,“ sagte Johnson. „Aber der furchtbare Mann hatte mich dergestalt in seinen Schlingen gefangen, daß ich ihm wie ein willenloses Werkzeug gehorchen mußte. Er war es, der mich in Ihr Haus nach Paris brachte, und seit jener Zeit hat er jeden Ihrer Schritte beobachtet, er ist Ihnen selbst nach London gefolgt. Die Nachricht von dem bevorstehenden Falle des Bankhauses ist durch mich an Renaud gekommen, weil wir wußten, daß er sie Ihnen nach London senden würde, da Sie dabei betheiligt waren; sie hatte den erwarteten Erfolg, denn Sie kamen früher nach New-York, um Ihr Kapital zu retten. Das Uebrige können Sie sich erklären!“

Didier warf eine Tischdecke über den Leichnam, und verließ mit Johnson den Pavillon. Beide betraten das Landhaus. Während Johnson die Schergen entließ, ging Didier in den Saal. Jenny und Mark weinten an der Leiche Zoë's.

„Drohet mir noch Gefahr?“ rief der junge Mann.

„Nein. Die verhängnißvollen Papiere, die dem Doctor eine so furchtbare Gewalt über Dich verliehen, sind in meinen Händen; er hat sie mir,

ehe er starb, übergeben, um an dem Sohne zu sühnen, was er an dem Vater verbrochen hat. Wisse, Jenny, Pietri war der Mörder Denambuk's."

„Großer Gott!" rief Jenny schaudernd. „Was hatte der arme Mann ihm gethan?"

Statt der Antwort öffnete Didier Pietri's Portefeuille und holte die Papiere hervor. Man fand eine Abschrift des Testaments, das der sterbende Saint-Ange gemacht hatte, und die gerichtlich bestätigten Documente, wonach Zoë mit ihrem Kinde in den Besitz Jackson's, dann auf Johnson und endlich auf Pietri übergegangen war. Die verschiedenen Cessionen waren so bündig ausgefertigt, daß sie der raffinirteste Jurist nicht anfechten konnte. Auch die Wechsel Johnson's befanden sich in dem Portefeuille — Didier gab sie dem erfreuten Aussteller zurück.

Am nächsten Morgen fuhren Didier, Jenny und Mark zu dem französischen Consul, dem sie die Angelegenheit vortrugen, und ihn um Schutz und Vermittelung baten, wenn sich Hindernisse ihrer Abreise nach Europa entgegenstellen sollten. Die Sicherheitsbehörde Neu-Yorks schien keine Notiz von dem tragischen Vorfalle in dem Landhause nehmen zu wollen; Johnson übergab den Doctor einem Arzte für den Sectionstisch, und Zoë ward auf einem benachbarten Dorfkirchhofe still begraben. Die Thränen des dankbaren Sohnes und der liebenden Freundin flossen der Dulderin nach. Ein einfaches Kreuz mit dem Namen „Dolores" schmückte den frischen Grabhügel.

Acht Tage nach dem Begräbnisse schifften sich die beiden Gatten mit ihrem Sohne nach Europa ein. Jenny hatte darauf verzichtet, ihre Vaterstadt Philadelphia zu besuchen. Acht Wochen später kamen die Reisenden in Paris an. Es war Nachmittags drei Uhr, als der Postwagen vor dem Hôtel Lambert hielt.

„Wo ist Jean?" rief Mark den herbeieilenden Dienern entgegen.

„Wir haben ihn gestern begraben!" war die traurige Antwort.

„Jean! Armer Jean!" murmelte der junge Mann, in Thränen ausbrechend. „Auch Du bist todt! So ist die Ahnung, die er beim Scheiden ausgesprochen, in Erfüllung gegangen!"

Weinend betraten die Heimkehrenden das Haus, das sie so froh verlassen hatten. Mark besuchte zuerst das Stübchen seines väterlichen Freundes — es war keine Veränderung darin vorgegangen, alle Möbel standen noch an den alten Plätzen, selbst die Thonpfeife des Verstorbenen lag auf dem kleinen Tische neben dem großen Lehnstuhle. Man sagte ihm, daß Jean gewünscht habe, es möge Alles so bleiben, bis sein junger Herr von der Reise zurückkehrte.

„Es soll stets so bleiben," rief Mark aus, „denn jedes Stück, das der gute Alte berührt hat, ist mir heilig!"

Wie oft war er später in diesem Zimmer allein, um an seine Mutter, Jean und Helene ungestört zu denken. Hier schien es ihm, als ob er den Geliebten näher sei, als an einem andern Orte.

Schluß.

Zwei Jahre nach dieser verhängnißvollen Reise standen drei Personen an dem Fenster eines Hôtels in Calais, das die Aussicht nach dem Hafen bot. Es waren Didier, Jenny und Mark — sie erwarteten das Dampf-

boot von London, das man bereits signalisirt hatte. Die hellen Schläge einer Glocke verkündeten endlich, daß der „Stuart" — so hieß das Boot — in den Hafen eingelaufen sei. Die Familie Lambert verließ das Hôtel und kam in dem Augenblicke auf dem Landungsplatze an, als die Brücke vom Ufer auf das Verdeck des Dampfbootes niedergelassen wurde. Kaum war die Verbindung mit dem Lande hergestellt, als das Getümmel des Ausschiffens begann. Unsere Freunde faßten jeden der Reisenden aufmerksam in's Auge. Endlich erschien ein Herr, der zwei Damen führte.

„Sir Brooke!" rief Mark.

Eine der Damen entwand sich dem Arme des Engländers, eilte über die Brücke, und flog dem jungen Manne, der seine Arme ausbreitete, an die Brust.

„Helene, meine Braut!"

„Mark, mein Bräutigam!"

Diesen zugleich ausgerufenen Worten folgte ein langer, brennender Kuß und eine innige Umarmung. Die beiden jungen Leute durften es schon wagen, sich zwanglos nach einer längern Trennung zu begrüßen, denn sie waren Verlobte nach dem letzten Briefwechsel, und sahen sich heute als solche zum ersten Male. Didier führte Mistreß Brooke, und Sir Brooke führte Jenny in das Hôtel. Die beiden Liebenden folgten langsam, indem sie einen Umweg durch eine Lindenallee einschlugen, denn sie hatten sich viel zu sagen, ehe sie sich ihren Eltern anschlossen.

Nach dem Diner zogen sich Didier und Sir Brooke in ein besonderes Zimmer zurück, um die Punkte des Heirathscontractes ihrer Kinder näher zu besprechen und festzustellen. Die beiden Verlobten machten einen Spaziergang durch den Garten des Hôtels. Jenny und Gabriele blieben allein auf dem mit exotischen Pflanzen geschmückten Balkon, der die Aussicht über den Hafen von Calais gewährte. Da der Himmel klar und völlig wolkenlos war, sah man auch die sieben Stunden entfernte Küste Englands wie einen grauen Streifen jenseits des Meeres.

„Ich bedauere mit Ihnen das Schicksal der armen Zoë," begann Mistreß Brooke, „denn sie war auch mir eine Freundin. Sie nannten einen Doctor Pietri als ihren Verfolger —?"

„Pietri war früher Intendant des Herrn Saint-Ange auf Martinique."

„Wie, dieser Pietri wäre es?" fragte Gabriele erstaunt.

„Sie kennen ihn, Mistreß?"

„Ich habe ihn gekannt und als einen treuen Diener seines Herrn geachtet."

„Und dennoch ist er der Mörder Denambuk's, des jungen Saint-Ange, den man auf der Jagd verunglückt wähnt."

„Unmöglich!"

„Der verruchte Mensch hat es in Neu-York meinem Manne bekannt, ehe er den Geist aufgab."

„Großer Gott, was für einen Grund konnte er zu diesem Verbrechen haben? Denambuk war der beste und friedfertigste Mensch von der Welt."

„Der Intendant strebte nach dem großen Vermögen seines Herrn, und da Denambuk der einzige Erbe war, so glaubte er ihn beseitigen zu müssen. Der alte Saint-Ange setzte nun seinen Enkel, unsern Mark, zum Erben ein, und wenn dieser binnen zwanzig Jahren nicht ausfindig gemacht wäre, sollte der Intendant das Vermögen erhalten."

„O, nun ist mir Alles klar!" rief Gabriele. „Madame, Sie haben das Kind gerettet — —"

„Während Sie die Mutter retteten," antwortete Jenny bewegt. „Ihr Verdienst ist ungleich höher, als das meinige — Zoë hat mir Alles erzählt!" fügte sie leiser hinzu.

Gabriele ward verwirrt und Thränen erschienen in ihren Augen.

„Ich habe ihn geliebt!" flüsterte sie. „Mark, sein Ebenbild, ist mir als der Gatte meiner Helene doppelt willkommen. Möge ihm die Liebe mehr Glück verleihen, als sie mir verliehen hat. In diesem Bekenntnisse eröffne ich Ihnen das tiefste Geheimniß meines Herzens! Ich fordere keine Garantie, daß Sie es bewahren — —"

„Und dennoch, Mistreß, rührt mich Ihr Vertrauen, daß ich mich geneigt fühle, Ihnen eine Bürgschaft dafür zu geben, wie gut verwahrt Ihr zartes Geheimniß ist."

„Ich fordere es nicht, Madame!"

„Erlauben Sie es mir, denn auch meine Vergangenheit enthält Stunden, deren ich mich nur mit einer gleichgestimmten Seele erinnern darf."

Gabriele sah die Gattin Didier's erstaunt an.

„Auch ich liebte Denambuk, ohne daß er es wußte — ich lernte ihn auf der Reise von Marseille nach Martinique kennen. Jetzt sind wir Beide Gattinnen —"

„Und Freundinnen!" rief Gabriele, indem sie Jenny gerührt die Hand reichte.

„Und Beide ehren wir das Andenken Denambuks, indem wir seinen Sohn glücklich machen!"

Zwei Monate später ward die Verbindung Mark Sutherland's mit Helene Brooke proclamirt. Unter den Zeugen, die bei der Trauung zugegen waren, befand sich auch François Renaud, der kurze Zeit zuvor mit dem Vermögen, das Saint-Ange hinterlassen hatte, von Martinique zurückgekehrt war. Der alte Schiffskapitain, der sich noch rüstig fühlte, hatte seine Thätigkeit mit einer Seereise beschließen wollen. Die Heirath William Maitland's mit Mary Brooke ward erst drei Jahre später vollzogen, nachdem er selbstständiger und ernster geworden war. Er ward der Chef des Handlungshauses Maitland in London, während Mark Sutherland als einer der reichsten Männer von Paris seine Säle der eleganten Welt öffnete, um Helene, seine reizende Gattin, glänzen zu lassen.

Tausend Gerüchte über die Abstammung des schönen bleichen Mannes tauchten auf; aber keines derselben sprach auch nur die Vermuthung aus, daß die Schilfhütte unter dem Mahagonibaume, die ein Gemälde in der Galerie des Hôtels Sutherland darstellte, die Geburtsstätte des reichen, gebildeten und liebenswürdigen Mannes sei, um dessen Freundschaft sich die große Welt der Hauptstadt bewarb.

Stereotypie und Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

In gleichem Verlage erschien:

Onkel Tom's Hütte,

oder

Negerleben in den Sklavenstaaten von Amerika.

Von

Harriet Beecher-Stowe.

Mit der Biographie der Verfasserin und einer Vorrede von Elihu Burritt.

Vollständige und wohlfeilste

Stereotyp-Ausgabe.

Elfte Auflage.

Mit dem Portrait der Mrs. Stowe.

Ein Band von 350 Seiten in Octav.

Geh. 15 Silbgr. — In englische Leinwand geb. 20 Silbgr.

Ausgabe mit sechszehn Illustrationen.

Geh. 20 Silbgr. — In englische Leinwand geb. 25 Silbgr.

Illustrationen

zu

Onkel Tom's Hütte.

Sechszehn Blätter

im feinsten Holzschnitt.

Nach Zeichnungen von H. Anelay in London.

Mit dem Portrait von H. Stowe.

Nebst einer Vorrede von Elihu Burritt, einer Biographie der Verfasserin und erläuternden Anmerkungen zu dem genannten Werke.

Auf farbiges Papier gedruckt und in elegantem Umschlag geheftet.

Preis 10 Sgr. — In engl. Leinwand gebunden 15 Sgr.

Leipzig, G. H. Friedlein.